Opp. 581 1/1,1

<36601546400013
<36601546400013
Bayer. Staatsbibliothek

3773 J.

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Woltmann
Sämtliche
Werke
1,1

Erſte Lieferung.

Erſter Band.

Leipzig,
auf Koſten der Herausgeberin
im deutſchen Muſeum.
1818.

251g mit rotem Schild
braun
Adlgd 56/15

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt

des erſten Bandes.

Plan der ſämmtlichen Werke als Vorrede.

Selbſtbiographie.

Nachtrag zu Woltmann's Selbſtbiographie.

Einleitung zur älteren Menſchengeſchichte.

Geſchichte der Aegyptier.

Aeltere Menſchengeſchichte.

Geſchichte der Aegyptier.

Geſchichte der Iſraeliten.

Nachricht an den Buchbinder. Dieſer Titel wird als Haupt
tel vor den Schmuztitel: Einleitung zur älteren Menſchenge

Bayerische Staatsbibliothek München

Statt der Vorrede.

Plan
zu
Karl Ludwig von Woltmann's ſämmtlichen Werken.

Ich habe die Werke meines verſtorbenen Mannes in neun Abtheilungen geſondert: nach der Zeitfolge ihrer Abfaſſung erſcheinen ſie unter denſelben geordnet.

I.

Größere hiſtoriſche Werke.

Anmerkung. Von dieſen trenne ich die Geſchichte der Deutſchen während der ſächſiſchen Periode. Das zweite Buch derſelben, welches das erſte erläutern, und zu dem dritten hinführen ſollte, indem er ein Gemählde von Deutſchland, in Hinſicht auf deſſen ſtaatsrechtliche Verhältniſſe, und ſeine Cultur, während jener Periode aufzuſtellen gedachte, iſt nebſt dieſem bis auf das Leben Kaiſer Heinrich des zweiten von ihm verworfen und vertilgt. So ſcheinen mir die Lebensbeſchreibungen Heinrich des erſten, der drei Ottonen, das nicht allein auszufüllen, was der Titel verſpricht und Woltmann's Zweck war, und ich glaube, ſie füglicher zu den Biographien zu geſellen.

Aeltere Menſchengeſchichte. — Geſchichte der Aegyptier.
Geſchichte der Iſraeliten bis auf Chriſtus.

Geſchichte von Frankreich, von der Herrſchaft der Römer bis auf den Sturz der Gironde während der Revolution.

Geſchichte von England, von der Entdeckung durch die Römer bis zur Eroberung von Wales durch Eduard den erſten.

Geſchichte der Reformation in Deutſchland.

Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens.

Geſchichte der Böhmen.

II.

Biographien.

Anmerkung. Die Biographien Johann v. Müller's und Spittler's erſcheinen unter der vierten Abtheilung: Kritik der Hiſtorie. Woltmann's Selbſtbiographie nebſt einem Nachtrag zu derſelben von mir ſtehen an der Spitze der ſämmtlichen Werke.

Heinrich der erſte.
Otto der erſte.
Otto der zweite.
Otto der dritte.
Heinrich der zweite.
Theodorich, König der Oſtgothen.
Freiherr von Görtz.
Karl Wilhelm Graf von Finkenſtein.

Albrecht von Waldſtein.
Marcus Brutus.
Margaretha von Anjou.
Gottfried Auguſt Bürger.
Auguſt Wilhelm Iffland.

III.

Charakterſchilderungen.

Anmerkung. Die Charakterſchilderung Heeren's gehört ebenfalls zur folgenden Abtheilung, ſo gut, als die Biographien von Müller und Spittler.

Das Brandenburgiſche Haus.
Oeſterreichs Politik und Kaiſerhaus.
Olivier Kromwell.
Friedrich Gentz.
Freiherr von Hormayr.
Friedrich Buchholz.
Ludwig von Berger.
Beyme.
Anton Gramberg.
Freiherr von Stein.
Joſeph Ludwig Stoll.

IV.

Kritik der Hiſtorie.

Von der hiſtoriſchen Arbeit und von dem Urtheil über dieſelbe.

Ueber Leben, Geiſt und Werke von Cajus Cornelius Tacitus.

Johann von Müller.

Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler.

A. H. L. Heeren.

V.

Kritik.

Anmerkung. Aus den vielen Recenſionen Woltmann's ſollen für dieſe Abtheilung ſeiner Werke diejenigen gewählt ſeyn, in welchen er ſeine weſentlichen Anſichten am umfaſſendſten entwickelt hat, oder beim Urtheil über vorzüglich bedeutende Werke; nächſtdem ſolche, die das Gepräge ſeines eigenthümlichen Weſens auf irgend eine ausgezeichnete Weiſe tragen. Die erſte Abtheilung wird von dieſen die hiſtoriſchen, die andere Kritiken vermiſchten Inhalts liefern, ſo, daß jene ſich gleichſam als Fortſetzung an die vorige Abtheilung, Kritik der Hiſtorie, anſchließt.

VI.

Vermiſchte Schriften,

hiſtoriſchen, politiſchen, philoſophiſchen Inhalts.

Anmerkung. Die Aufſätze dieſer Abtheilung können noch nicht namentlich angeführt werden; theils fehlen mir noch manche, theils habe ich die vorhandenen noch nicht genau genug erprüft, um zu wiſſen, welche ich aufnehmen darf, oder unterdrücken muß. Alle Darſtellungen, Urtheile, Anſichten Woltmann's entſprangen aus einem Urkeime ſeines Weſens; es ſind mannigfaltige, durch ſich ſelbſt oder ihre Beziehung mehr und minder wichtige Erſcheinungen und Entwickelungen deſſelben. Nach die-

ſer Anſicht werden ſie in den obigen drei Unterabtheilungen ihre Aufnahme und Ordnung durch die chronologiſche Folge faſt von ſelbſt angeben, in wiefern Wiederholungen vermieden werden, und wobei das zu Augenblickliche wegfällt.

VII.

Romane.

Mathilde von Merveldt.
Biographie eines Engels.
Arthur.
Raimund.
Memoiren des Freiherrn von S—a.

VIII.

Gedichte.

Fauſt und Agathe.
Der Tag unter Trümmer.
Vermiſchte Gedichte.

IX.

Briefe.

Dieſes Ganze iſt auf drei und dreißig Bände berechnet, jeder Band von 20 bis 24 Bogen wird in Oktav feines Druckpapier und Schreibpapier. Drei Bände erſcheinen allemal zu gleicher Zeit und machen eine Lieferung aus, die als ein beſonderes Ganzes im Buchhandel verrechnet und gezahlt wird. Ich behalte mir indeſſen vor, nachdem

der Inhalt einer ſolchen Lieferung erheiſcht, jene 60 bis 72 Bogen auch in zwei Bänden liefern zu dürfen, wobei der Bogenzahl jedoch kein Eintrag geſchehen ſoll, oder, wenn dies durchaus wegen der Eintheilung nöthig würde, ihn die folgende Lieferung erſetze. Die erſte Lieferung erſcheint in der Oſtermeſſe 1818, die zweite zu Neujahr 1819. Jährlich verſpreche ich zwei bis drei ſolcher Lieferungen: ſo daß die ſämmtlichen Werke binnen fünf Jahren vollendet ſind. Der Preis einer jeden iſt 5 Rthlr. Sächſ. auf Druckpapier, 7 Rthlr. Sächſ. auf Schreibpapier. Pränumerationen übernimmt die Johann Benjamin Georg Fleiſcherſche Buchhandlung in Leipzig. Der Pränumerationspreis iſt 3 Rthlr. 16 Gr. Sächſ. für eine Lieferung auf Druckpapier, 5 Rthlr. 16 Gr. Sächſ. auf Schreibpapier.

Karoline von Woltmann.

Karl Ludwig von Woltmann's
Selbſtbiographie.

Karl Ludwig v. Woltmann

ward geboren am neunten Hornung 1770 zu Oldenburg im ehemaligen weſtphäliſchen Kreiſe. Seine Mutter liebte ihn vorzüglich unter ſechs lebenden ältern und jüngern Brüdern und Schweſtern. Allein er verlor ſie im ſechsten Jahr ſeines Alters. Sie ſtarb an der Auszehrung; eine überaus lebensluſtige Frau, einige dreißig Jahre alt. An ihrem Sterbetage ließ ſie die Kinder in ihrem Zimmer zum Mittag eſſen, war da noch ganz die ſorgſame Hausmutter, und ſpähte mit ihrem todtenbleichen Geſicht, den noch nicht erloſchenen feurigen ſchwarzen Augen beſonders hervor, ob ihr Lieblingskind hinlänglich verſorgt ſey.

Sie war aus Hildburghauſen gebürtig und hieß Armbruſt; ſein Vater hatte ſie zu Jena kennen lernen, wo derſelbe eigentlich nicht ſtudirte, ſondern nur mit einem jungen Grafen Lynar anweſend war, zu deſſen Vater, dem bekannten Staatsmann und Diplomatiker, ihn der eigene rege Trieb gebracht hatte. Er war ein Bauerknabe aus dem Bremiſchen, hart an der Weſer, kam durch Verbindungen eines dortigen Edelmanns zu der däniſchen Poſt in Hamburg, und von da zu dem königl. däniſchen Statthal=

ter in den Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt. Lynar, der in den wichtigſten Staatshändeln gebraucht war, ſcheint jenen Poſten nur als einen Beweis von Ungnade erhalten zu haben. Er war rüſtig auf demſelben, in ſeinem Hauſe noch vielſeitiger und mit überwiegender Perſönlichkeit. Die bitterſten Satyren auf die lebenden gekrönten Häupter und Staatsmänner theilte er daſelbſt eben ſo mit, wie erbauliche Predigten, deren Abfaſſung ihn viel beſchäftigte. Der Vater Woltmann's, welcher ſich durch Naturanlage und unveranlaßten Fleiß einen ausgebildeten Vortrag und eine ſchöne Declamation erworben hatte, mußte die Predigten ſeines Gebieters in erleſenen Privatgeſellſchaften halten.

Das Verhältniß deſſelben zu einem ſo geiſtvollen Weltmann, Gelehrten und Diplomatiker iſt für den Sohn und ſeine erſte Bildung nicht unergiebig geblieben. Wie erfüllt war dieſer als Knabe von der Geſchichte, dem Bilde der Höfe, an welchen der Statthalter Geſandte geweſen, der Univerſitäten Halle und Jena, die der Vater im Gefolge eines der jungen Grafen beſuchte, des ſiebenjährigen Krieges, durch deſſen Streifpartheien er einen andern nach Berlin führte, und dieſer Stadt Friedrich's des Großen! Die Phantaſie des Knaben wurde dort ſchon einheimiſch, wo der Jüngling und Mann nachher viele Jahre verlebt hat.

Sein Vater hatte Alles mit Geiſt, und noch mehr mit Gemüth aufgenommen, was die Erzählung bewies, die

in ihrer Anſpruchsloſigkeit voll von Leben der Perſonen, der Gegend, der Eigenthümlichkeit der Geſchichte war. Die Art des Vortrags mancher berühmter Profeſſoren, zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges, aus Halle, Jena und auch Leipzig ward dem jungen Woltmann anſchaulich. Vorzüglich hatte ſich der Vater für die Theologen intereſſirt, und Struenſee, von deſſen genialen Söhnen der eine Dänemark ſo ſehr erſchütterte, als der andere Preußens Wohlſtand kaum vor dem Einſturze deſſelben befeſtigte, war mit der gewaltigen Figur, der ungemein ſtarken Stimme für ihn gleichſam ein Donnergott der Beredtſamkeit.

Jenes theologiſche Intereſſe hing damit zuſammen, daß die Lynarſche Familie, in Verwandtſchaft und Verein mit der reichsgräflichen Reußiſchen, in den religiöſen Ton der Herrnhuter ſtimmte. Von ihm und dem frömmſten Sinn durchaus erfüllt, von eignem dichteriſchen Geiſt in Schwung gehalten, hatte der Vater mit einer unbeſchreiblich anmuthigen Erinnerung alle Perſonen umfaßt, welche irgend bei ausgezeichneten Gaben das Colorit der Frömmigkeit annehmen wollten. Wenn er Gellert beſchrieb, welchen er am Hofe einer Gräfin Reuß ſah, und zugleich, wie in jenen Tagen die Gewitter unter ihnen an der Höhe, auf der ſie lebten, wegzogen, war ſein Mund ſo beredt und ſeine Sprache ſo ſchön, daß zu bedauern iſt, ſie durch keine Schrift mehr feſthalten zu können.

Durch ſolche und andere Schilderungen des Vaters, durch ſeine Erzählungen aus Lynar's Leben, den ſeine

Bewunderung und Verehrung unter die größten Staatsmänner zählte, ward der Knabe inniger angezogen als ſeine Geſchwiſter, und gewann ſo die erſte dunkle Vorſtellung von einem gelehrten und ſchriftſtelleriſchen Leben, von diplomatiſchem Treiben, politiſchen Handlungen. Noch ward ſeine Phantaſie ganz in dem Norden gefeſſelt, und Kopenhagen wurde für ihn der beſtimmteſte Schauplatz der großen Welt. Aber nicht Katharina II., deren Perſönlichkeit von Lynar ſtets mit den bitterſten Bemerkungen geſchildert war, nicht Friedrich von Preußen, deſſen Siege, vorzüglich den bei Roßbach, der Erzähler mit immer neuem Feuer beſchrieb, öfter mit dem behaglichen Zuſatz, daß der große Held den frommen Gellert vor allen geehrt habe, auch nicht Ferdinand von Braunſchweig, der ſich beſonders dadurch anempfahl, daß Friedrich ihn beneidet haben ſollte, wurden Helden des unermüdet horchenden Sohnes; auf ihn machte der unglückliche Struenſee den größten Eindruck, welchen der Vater als einen der Medicin Befliſſenen zu Halle gekannt und unerträglich gefunden hatte; der lange, ſchlaffe Jüngling habe nur an unnütze Streiche gedacht. Sein Aufſteigen zu ſolcher Macht, die Erſchütterung des däniſchen Reiches durch ihn, ſeine Verbindung mit der Königin, und beſonders ſein tragiſches Ende, erweckten die ganze Theilnahme des Knaben; der Ausgang, welcher ihn hätte ſchrecken ſollen, reizte noch mehr zu der Vorſtellung, daß er däniſcher Staatsminiſter werden müſſe, welcher Wunſch indeß durch einen andern hart bedrängt wurde. Wenn ein Mann, wie Graf Lynar,

meinte er, Predigten abfaßte, die geprieſen wurden, ein Mann, wie ſein Vater, ſie mit Beifall vortrug: ſo ließe ſich dieſer Ruhm vereinigen, und es müſſe nichts Geringes ſeyn, heilige Reden ſelbſt zu verfertigen und mit feuriger Würde vorzutragen. Er wollte ein berühmter geiſtlicher Redner werden, und dieſen Wunſch, den er nicht verſchwieg, indem er von Kopenhagen, dem Staatsminiſterium nichts verlauten ließ, genehmigte ſein Vater mit Freude.

Unvergeßlich, für ſeine ganze künftige Richtung entſcheidend, ſtellen ſich ihm die einſamen Abendſtunden dar, welche er vier oder fünf Winter hindurch nach dem Tode ſeiner Mutter mit einem ſolchen Vater zubrachte. Dieſer hatte, obgleich in der Blüthe der männlichen Jahre, aus Liebe für ſeine Kinder nicht wieder geheirathet, und widmete ihnen alle Zeit, die ihm von Geſchäften übrig blieb, und verwendete nur auf ihre Ernährung und Erziehung die geringen Einkünfte ſeines kleinen Amtes bei dem oldenburgiſchen Landgericht. Vor ſieben Uhr der Winterabende ward kein Licht angezündet, und gern ſah der Knabe ſeine Geſchwiſter zu Nachbarn ausfliegen, wenn die Dämmerung einbrach. Er ſaß in einem Winkel der finſtern Stube, wo der Vater auf und ab ging, ſeine Erzählungen begann, ein ſchönes geiſtliches Lied herſagte, mitunter leiſe und innig voll Wohllaut ſang, auch wohl von ſeinen eigenen Gedichten einige Strophen ſprach, beſonders gern ſolche, worin er das Andenken ſeiner ſeligen Frau gefeiert. Es verging kein

Jahr, daß er nicht ein Trauerlied auf ihren Sterbetag gedichtet hätte. Durch den Schmerz um ſie veredelte ſich ſeine poetiſche Gabe, die ihm zuerſt durch begeiſterte Frömmigkeit verliehen war. Kein anderer Stoff als Liebe und Religion war in dieſen Gedichten, die im eigentlichſten Sinn nur um ihrer ſelbſt, nur des Dichters willen geſungen wurden, denn Niemand hat ſie geleſen oder gehört, als nur der einzige Sohn, welcher ſich des lyriſchen Schwunges in manchen, vor allen in den Geſängen am Pfingſtfeſte, noch wohl erinnert. In ſeiner Abweſenheit ſind ſie ſpäterhin mit andern Papieren an einen Krämer verkauft; ſelbſt ein Paar Geſänge, worin der 81jährige Greis die Fügung der Vorſehung mit ſeinem Leben dankbar pries, ſind durch ein Verſehen mit andern Papieren verbrannt.

Die Grundlage ſeiner Bildung erhielt Woltmann ſo durch ſeinen Vater; am meiſten verdankt er demnächſt einem Mann, welcher durch eine glückliche Fügung zweimal ſein Lehrer am oldenburgiſchen Gymnaſium ward. Kruſe, als Profeſſor der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften, und vorzüglich durch ſeinen hiſtoriſchen Atlas berühmt, aus dem Oldenburgiſchen gebürtig, und auf dem Waiſenhauſe zu Halle gebildet, begann ſeine Laufbahn als unterſter Lehrer der lateiniſchen Sprache am Gymnaſium ſeines Vaterlandes. Seine Gabe zur Erziehung war außerordentlich; und wie tief ſein Beiſpiel und ſeine Lehren bei den Knaben fruchteten, zeigte ſich am beſten, als dieſelben zwei Claſſen höher, wohin er inzwiſchen als Lehrer vorgerückt war, wieder zu

ſeiner Unterweiſung kamen. Die vierte Claſſe, in welcher ſie unterdeß ein Paar Jahre zugebracht hatten, war durch die ſchlechteſte Methode, die im Allgemeinen auf dem Gymnaſium herrſchte, durch Schwäche und das faſt erloſchne Wiſſen eines alten Lehrers ganz geeignet, die Sitten und Kenntniſſe der trefflichſten Jugend verwildern zu laſſen; und dennoch, als jene zu dem Subrector Kruſe kamen, waren ſie an guter Art und Kenntniß in der Richtung gewachſen, die er ihnen gegeben hatte. Mit einem pragmatiſchen, und doch ſo zarter Jugend, wegen ſeiner Einfachheit, verſtändlichem Geiſte trug er die Geſchichte vor, und die ärgſte Strafe, womit er eine Unart ſeiner Schüler ahnden konnte, beſtand darin, daß er den Vortrag einer hiſtoriſchen Stunde in eine Reihe von trockenen Notizen, in jene den Deutſchen nur zu wohlbekannte hiſtoriſche Nüchternheit, verwandelte. Hier faßte Woltmann zuerſt Liebe für die Hiſtorie, aber auch den größten Abſcheu gegen eine geiſtloſe Behandlung derſelben.

Er hatte das Glück lange in dieſer Claſſe zu verweilen, und wie er ſie verließ, ward Kruſe zum Erzieher der Söhne des Herzogs von Oldenburg berufen. Auch in den alten Sprachen hatte dieſer vortreffliche Mann gründlich unterwieſen; aber es war nicht möglich, durch den öffentlichen Unterricht auf dem Gymnaſium zu einer feſten, wohlgeordneten Kenntniß in irgend einer Wiſſenſchaft und Sprache zu gelangen, weil dem Claſſengebäude kein durchgreifender Lehrplan zum Grunde lag. Selbſt das Studium

der alten Literatur war in den beiden höchſten Claſſen auf das curſoriſche Leſen einiger Autoren und auf unbedeutende lateiniſche Ausarbeitungen beſchränkt. Kein griechiſcher Dichter ward auf dem Gymnaſium geleſen, in einer langen Reihe von Jahren kam man nicht über das griechiſche neue Teſtament und Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates hinaus. Die Geſchichte ward in der erſten Claſſe ſo vorgetragen, daß ſelbſt der Enthuſiasmus, welchen Kruſe für ſie geweckt hatte, nicht vorhalten wollte.

Durch das Beiſpiel ſeines Vaters früh gewöhnt, aus eigenem Trieb zu lernen, und das Gedachte, Empfundne in einer eigenthümlichen Geſtalt darzuſtellen, durch den genannten trefflichen Lehrer wegen ſolcher Weiſe gelobt und in ihr ermuntert, wandte der Jüngling ſeinen Fleiß von dem Gang des öffentlichen Unterrichts ſo viel wie möglich ab, übte ſich in den alten Sprachen mit großer Privatanſtrengung, doch leider ſtets mit Ueberſpringung des Leichten und des früher zu Erlernenden.

Tacitus, Homer und Sophokles wurden zu früh ſeine Lieblings-Autoren, und er verfaßte mit Leichtigkeit lateiniſche und griechiſche Gedichte über wichtige Gegenſtände und Figuren der alten Welt, ohne wenigſtens in der griechiſchen Sprache der Grammatik mächtig zu ſeyn, und auch nur eine dürftige allgemeine Kenntniß von dem Alterthum zu beſitzen. Dies hat den großen Nachtheil gehabt, daß er ſich überhaupt gewöhnte, das menſchliche Wiſſen zu verwegen zu handhaben.

Zum Glück widerfuhr ihm noch in den erſten Jünglingsjahren die Demüthigung, daß er ſich die klägliche Lückenhaftigkeit ſeiner Kenntniſſe nicht verbergen konnte. Ein Schüler von Heyne, durch gefühlvolle Gedichte bekannt, Uelzen, war als Hofmeiſter des unglücklichen, bei Beginn der deutſchen Freiheit als Märtyrer gefallenen v. Berger nach Oldenburg gekommen, und hatte den Cyclus philologiſcher und hiſtoriſcher Studien von einer Univerſität, wie Göttingen, mitgebracht. Durch Privatſtunden und die Freundſchaft dieſes lebhaften jungen Gelehrten ward Woltmann mit jenem Reichthum von Wiſſen bekannt, eben ſo ſehr ſtaunend und erfreut, als beſchämt.

Dieſer Zeitpunct fiel in den Winter und Sommer von 1787 und 1788, das letzte Jahr, welches er in Oldenburg vor ſeinem Abgang auf die Univerſität zubrachte. Das Gymnaſium beſuchte er nicht mehr, immer in dem beſten Vernehmen mit dem biedern Rector Manſo, deſſen Wohlwollen, Geradheit, mannigfaltiges Wiſſen, den Mangel an Geſchmack und Wiſſenſchaftlichkeit nicht erſetzen konnten. Allein die glückliche Veränderung, welche zu jener Zeit in ihm vorging oder gewiſſermaaßen vollendet wurde, war durch Fügungen vorbereitet, deren Erinnerung ihn ſo mit Dank, als der angenehmſten Freude erfüllt.

Bei einer öffentlichen Prüfung, wo er eine Ode von Horaz überſetzte, hatte er die Aufmerkſamkeit des Regie-

rungsraths von **Halem** auf ſich gerichtet, ebendeſſelben, der als vielſeitiger Schriftſteller, Dichter und Hiſtoriker geachtet iſt, als Menſch und oldenburgiſcher Patriot, der ſich um ſein kleines Vaterland jedes mögliche Verdienſt erwarb, bei weitem nicht genug belohnt. Dieſer Mann, der unter vielen Berufsgeſchäften ſelbſt noch für das Studium des Alterthums nachholte, was ſeine Erziehung verſäumt hatte, pflegte von da an jedes Keimen von Talent in dem Jüngling, und geſtattete ihm den Gebrauch ſeiner Bibliothek, die an ſchöner Litteratur reich war. Zu ihm faßte derſelbe bald Vertrauen genug, um ſeine poetiſchen und proſaiſchen Verſuche, die bisher nur ſein Vater und einer ſeiner Mitſchüler, **Anton Gramberg**, kannten, einer ſchärfern Kritik zu unterwerfen. Dieſe unſchätzbare Verbindung ward inſonderheit Anlaß, daß Gedichte des funfzehn- und ſechszehnjährigen Jünglings in dem deutſchen Muſeum, dem deutſchen Merkur und anderweitig erſchienen. Sie ſind Zeugen von einer trüben und ſchwermüthigen Stimmung, von welcher damals er ſich allmählig loszuwinden begann, und mit deren zu großer Weichheit er auch als Mann noch immer zu kämpfen hatte.

Geboren in einer Natur, deren Lieblichkeit und Oede von Sümpfen aufſteigende Nebel gewöhnlich verhüllten, durch den Tod einer geliebten Mutter früh wehmüthig geſtimmt, von Krankheiten und Kränklichkeit ohne Unterlaß heimgeſucht, durch den ernſten, einſamen Vater als Knabe mit den Bildern einer großen Welt, doch nur einer nor-

diſchen, vertraut, wo die Heiterkeit gewiß nicht heimathlich, in die Feſſeln des frömmſten chriſtlichen Sinnes geſchlagen, faſt nur mit Dichtern, wie Gellert und Klopſtock, bekannt gemacht, wie wollte er zu heitrer Kunſt und Wiſſenſchaft emporkommen? Hölty's Gedichte kamen in ſeine Hände; eine helle nordiſche Blume, doch auch unter Froſt und Schwermuth gediehen, und was ſie an Heiterkeit geben konnten, ward durch Oſſian gänzlich verſchlungen. Vielleicht iſt er nur einmal in ſeinem Leben nur von dieſem Barden im eigentlichſten Sinn beſeſſen geweſen. Er überſetzte ihn vielfach, ahmte ihn auf alle Art nach, ſchwärmte mit Bildern aus ihm an ſchauerlichen Abenden umher, beſuchte mit einer Wehmuth, die mit oſſianiſchen Vorſtellungen durchwebt war, in vielen Stunden ſpäten Abends den Kirchhof, wo ſeine Mutter begraben lag, und beſonders wurden die Wolkenbilder des ſtürmiſchen Himmels die Heimath ſeiner Phantaſie.

Seit ſeinem funfzehnten Jahre gewann ſeine Geſundheit Dauer, und daß ſeine Natur zu friſcher Kraft und friſchem Genuß des Lebens durch die nebligen Eindrücke vordringe, verrieth ſich auf eine nicht lobenswerthe Weiſe. Er empfand einen unwiderſtehlichen Hang zur Satyre, lächerliche Eigenheiten und Züge von ſeinen Mitſchülern wurden ihm Stoff zu komiſchen Epopöen. So viel er ſich erinnert, athmeten dieſe Gedichte nur Luſtigkeit, keine Bösartigkeit; auch hielt er ſie geheim, wiewohl doch geſchah, daß einer ſeiner Freunde eins derſelben erhaſchte, und bei

den Declamirübungen dem argloſen Rector wie ein abſichtloſes Gedicht zum Ergötzen der Claſſe und zur Kränkung des geſchilderten Helden vortrug.

Zu gleicher Zeit äußerte ſich die Veränderung ſeines Innern noch auf eine andere, eben nicht lobenswerthe Art. Die religiöſen Gefühle traten ganz in den Hintergrund ſeiner Seele; er begann die Offenbarung und das Chriſtenthum nur als Hiſtoriker zu nehmen. Ihm war in der neuen Freiheit ſo überſchwänglich wohl, daß er ſelbſt keiner weltlichen Verhältniſſe eingedenk war, und das Leben an ſich, die Erde viel zu ſchön fand, um wegen einer überirdiſchen Welt Sorge zu tragen.

Schon bei dem erſten Beginn dieſer Umwandlung hatte er ſeine Beſtimmung zum geiſtlichen Redner von ſich geworfen, und die hebräiſche Sprache aufgegeben, deren er ſich bis dahin befliß. An den däniſchen Staatsminiſter kam nun auch die Reihe, da die politiſche Welt der Alten ihn mit ſolchen Bildern erfüllte, daß alles Treiben der neuern Höfe ihm unbedeutend und geſtaltlos erſchien. Ueberdies ward ihm durch eine neue Bekanntſchaft Kopenhagen und das Staatsleben daſelbſt zu nahe gerückt, um den alten Zauber über ſeine Phantaſie behaupten zu können.

Unter den deutſchen Dichtern ſagte dem Jüngling, nach Klopſtock und Hölty, der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg vorzüglich zu. Keinen berühmten

Mann hat er mit ſolcher Erſchütterung zum erſtenmal geſehen, als dieſen Dichter. Er verſammelte ſeine Mitſchüler um ſich, wo man denſelben erblicken konnte, und zeigte ihn mit Staunen. Endlich ergoß er ſeine Bewunderung in ein Gedicht, welches Halem an Stolberg nach Neuenburg ſandte, wo er herzoglicher Landdroſt war. Von nun an bewies der hochherzige Dichter dem Jüngling die freundlichſte Theilnahme, lud ihn ein Paarmal auf längere Zeit zu ſich, und belehrte ihn auf Spaziergängen, durch gemeinſchaftliches Leſen, in den mannigfaltigſten Geſprächen, über das Weſen dichteriſcher Arbeiten, über die Alten, vorzüglich Homer und Aeſchylus, über die vornehme und politiſche Welt unſerer Zeit, von welcher die nordiſche ihm vorzüglich bekannt war. Dieſe Tage bei Stolberg, im anmuthigen Kreiſe ſeiner Agnes und ihnen nah verwandter Frauen, gehören zu dem reinſten Glück, das dem Jüngling geworden. Hier erhielt er zuerſt ein Bild von feiner, geiſtreicher Geſelligkeit, nach welcher er ſich ſtets zurückſehnte, die er gern im Leben aufſuchte, ſelten fand, und beinahe nur in den vornehmſten Ständen.

Glücklicher kann Niemand ſeyn, als er in jenem Zeitpunct war. Durch Uelzen, Halem und Stolberg in die höhern Kreiſe der Litteratur geführt, täglich durch eigne Arbeit und Darſtellung ſich ſeiner Kraft bewußt, in der Odyſſee, die er faſt auswendig wußte, immer lebend und webend, von deren Klarheit auch das fernſte Nebel-

gebild wich, die Freude ſeines gütigen Vaters, welcher in der Bildung, ſo viel thunlich, mit ihm vorwärts ging, in frohſter Erwartung des Univerſitätslebens zu Göttingen und der dort aufgehäuften Schätze der Wiſſenſchaft, arbeitete er ununterbrochen und genoß ununterbrochen.

Seine ſinnigſten Stunden hatte er in einer alten Linde hinter dem Hauſe ſeines Vaters, wo er die Odyſſee las, oder ſich ſelbſt irgend ein idylliſches Epos dichtete. Damit er nicht ganz ohne Gefahr bei ſeinem Leben mit einem ſo ſehr gefährdeten Helden bliebe, fiel er dort einmal in den Garten des Nachbars hinab, was ihm zurückrief, wie er zwei Jahre vorher, als er ſich einzig durch Klopſtock bildete, im zweiten Stock des väterlichen Hauſes, aus dem Meſſias declamirend, auf der Fenſterbank ſaß, den Rücken an ein Fenſter gelehnt, und dieſes, welches nicht eingehakt war, plötzlich aufging, ſo daß er ſich kaum hielt, um nicht rücklings hinabzuſtürzen.

Im Herbſt des Jahres 1788 ging er nach Göttingen. Seinen Vater verließ er mit dem feſten Entſchluß, einem ſolchen Vater ſo viel Freude zu machen wie möglich, und dies überwog den Schmerz der Trennung; ſeine Schweſtern waren zu fern von ſeinem Treiben, ſein Bruder zu jung, als daß die Scheidung von ihnen ſehr ſchwer hätte ſeyn können. Seinen ältern Bruder hatte er ſeit drei Jahren verloren, den wilden, ungebändigten, aber braven Jungen, ohne Falſch und Tücke. Beim Uebergang in die zweite

Claſſe hatten ſie ſich auf dem Gymnaſium getrennt, und jener war in eine Schreibſtube gegangen, wo er ſich zu Bedienungen, wie die våterliche, vorbereiten ſollte. Früh am Weihnachtsmorgen erhalten ſie die Nachricht, daß er verſchwunden ſey, wobei der Principal als Grund angibt, daß er ihn bedroht habe, ſein leichtfertiges Reden mit dem weiblichen Geſinde des Hauſes dem Vater zu ſagen. Schaam und Scheu darüber waren ſo ſtark bei dem trotzigen Jüngling, daß er zu dem äußerſten Mittel griff. Anfangs hatte man keine Spur von ihm, aber in drei Tagen ging die Nachricht ein, daß er nach Elsfleth gewandert, dort einen Schifferjungen dahin gebracht hatte, mit ihm über die noch nicht ganz zugefrorne, faſt eine halbe Meile breite Weſer zu gehen, ſo daß ſie über Stellen, wo das Waſſer noch ſtrömte, auf langen Hakſtöcken klommen. Er kam nicht nach Oldenburg zurück, ſondern ging von den Verwandten des Vaters jenſeits der Weſer nach Holland in den Seedienſt, wo er bald das Ende ſeines ungeſtümen Treibens fand, beweint von ſeinem Bruder, dem er in allem Streit der Jugend wie ein ſtarker Schirm mit dem ungeſäumteſten Feuer zur Seite geſtanden.

Als Woltmann zu Göttingen ankam, hatte er nur den Plan, Alles zu lernen, was ihm behagte, und die Jurisprudenz für die ſogenannte Brodwiſſenſchaft gelten zu laſſen, die er verfolge; er meinte es in ſofern redlich mit ihr, weil er glaubte, durch ſie für die freiere Wahl des künftigen Lebens am beſten ausgeſtattet zu ſeyn. Spitt-

ler, an dem er empfehlen war, wies ihn an Hugo, der kaum Profeſſor geworden. Die Art, wie dieſer ſcharfſinnige Juriſt ſeine Wiſſenſchaft hiſtoriſch und kritiſch, nur auf den claſſiſchen Text der großen römiſchen Rechtsgelehrten fußend, behandelte, erregte ſo den juriſtiſchen Eifer des Jünglings, daß Hugo und auch wohl Spittler glaubten, einen künftigen Lehrer der Rechtsgelahrheit in ihm heranwachſen zu ſehen. Allein für ſolche planmäßige und beſchränkende Studien war er keineswegs reif und geeignet. Er vernachläſſigte bald die juriſtiſchen, wie alle übrigen Vorleſungen, nachdem er ihnen eine Zeit lang mit übermäßiger Anſtrengung obgelegen. Die Sitte ſeiner Jugend, durch Privatſtudium Alles erreichen zu wollen, ward einem Plane ſeines Univerſitätslebens ſofort verderblich. Einige äußere Umſtände verſtärkten dieſe Gewohnheit.

Sein Vater verwandte vielleicht den dritten Theil ſeiner Einkünfte allein auf ihn; der Herzog von Oldenburg hatte ſeine Studien mit einem Geſchenk unterſtützt, aber der Aufwand des Lebens auf einer Univerſität, wie Göttingen, war damit keineswegs gedeckt. Wie er das Honorar für die Vorleſungen erſchwingen ſolle, ſah er nicht ein; und wiewohl die vorzüglichſten Profeſſoren bei der geringſten Ahnung von ſeiner wirklichen äußern Lage ihm ohne irgend eine Zahlung ihren Hörſaal freundlichſt öffneten, machte er ungern Gebrauch von ihrer Güte, zumal da er Gründe ſuchte, ſeine Neigung zum ganz unabhängigen Studiren zu beſchönigen. Dazu kam, daß Heyne ihn unter die Zög-

linge des philologiſchen Semninariums aufgenommen hatte, wiewohl deſſen Stiftung und Wohlthaten eigentlich der Bildung künftiger Schullehrer und Philologen geweiht waren. Ihm behagte ſehr, dort einigermaaßen ſelbſt ſchon den jungen Gelehrten zu ſpielen, und er wandte ſich gern von der Jurisprudenz immer mehr zur Philologie, die ihm urſprünglich mehr zuſagte, und bereits einen Theil ſeiner äußern Bedürfniſſe ſicherte. Von Stolberg war er als ein Jünger der Muſen an Bürger empfohlen, deſſen naive Genialität er unbeſchreiblich liebgewann. Er vergaß alle Vorleſungen, wenn dieſer Meiſter ſeine Gedichte lobte, ſie einer Stelle in ſeinen Muſen-Almanachen würdig erklärte; und wie nun die Frühlingstage anbrachen, der Jüngling, der nur in einem Lande gelebt, wo kaum ein Sandhügel erblickt wurde, auf die Berge hinausſtreifen konnte, zu den Trümmern der Pleſſe, ein Gartenhaus an der Leine bezog, und ſich hier in die Wolluſt der eigenen Arbeit verſenkte, da war ein planmäßiges Hören von Vorleſungen für immer aufgegeben.

Durch einen kleinen Umſtand ward er in dieſem tadelnswerthen Entſchluß beſtärkt. Die ſpaniſche Sprache und Litteratur reizten ihn ſehr, und um mit ihnen leichter bekannt zu werden, nahm er Privatunterricht bei einem Italiäner, Calvi genannt, der keinen Begriff von der Grammatik hatte. Der alte Mann war ſtets in Mangel und ſchlug ſeinem Schuler vor, daß derſelbe unter ſeinem Namen, da er doch Lector der italiäniſchen Sprache auf einer berühmten

Univerſität ſey, wiewohl er kein deutſches Wort verſtand, eine ſpaniſch-deutſche Grammatik nebſt einer proſaiſchen und poetiſchen Chreſtomathie herausgeben ſolle; ſie würden das zu hoffende Honorar brüderlich theilen. Das ſchlechte Buch kam zu Stande, und der junge Schriftſteller hatte ſiebenzig Thaler auf ſeinen Theil. Er ſchämte ſich des Buches nicht, da es unter einem fremden Namen ging, und freute ſich des Geldes. So lange er Student blieb, hat er durch Schriftſtellerei nichts wieder verdient, und würde ſich geſchämt haben, für ſeine Gedichte, auf die er etwas hielt, irgend einen Lohn zu nehmen. Die ſpaniſche Sprache aber blieb für ſeine academiſchen Jahre erſprießlich. Von einem Kaufmann, dem er ſpaniſche Handelsbriefe überſetzte, erhielt er Kaffe und Zucker zum Geſchenk.

Bald gewann er zwei Freunde, die auch faſt Alles auf Selbſtſtudium ſetzten, und um Vorleſungen weniger Sorge trugen. Alexander von Humboldt war dazu berechtigt, da er ſchon anderweitig ſeine Lehrer planmäßig benutzt hatte, und in Göttingen nur hin und wieder den erleſenen gleichſam ihre Blüthe abgewinnen wollte. Dies war nicht der Fall bei Friedrich Schlegel, der indeß durch reiche litterariſche Vorkenntniſſe und ein eignes Talent, Bücher zu verſchlingen, mit einem originellen Vorſtreben in allem Wiſſen, den Damm öffentlichen Unterrichts durchbrach.

Mit jedem dieſer beiden Freunde hat Woltmann einen glücklichen Sommer unter literariſchen Genüſſen, wo ihm beide gewiß weit mehr nützten, als er ihnen, und in

Freuden der Natur zugebracht. Allein er iſt nicht lange mit ihnen in einem innigen Zuſammenhang geblieben. Humboldt's Studien lagen zu fern von den ſeinen, jener ſtrebte zu rege für ihn nach der äußern Welt hinaus, bildete ihm nicht dauernd und innig genug in der Stille der Seele; völlig das Gegentheil war Schlegel, aber das innige Bilden wurde bei ihm zu einem Brüten, dem nur mit der ſchwerſten Mühe etwas Geſtalt abgerungen ward und dem ſich leicht ein gewiſſes Colorit von Partheiung beimiſchte, wodurch Woltmann von jeher weiter, wie durch irgend eine geiſtige Eigenthümlichkeit entfernt ward. Von der eleganten Beſtimmtheit des älteren Schlegel, der ächten und wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit des ältern Humboldt gewann er in kurzer Zeit eine lebhafte Vorſtellung; ſie waren ihm indeß an Jahren und Bildung voraus. Am zarteſten war ſeine Freundſchaft für den Freiherrn von Schilden, einen Jüngling von der edlen Feinheit des Geiſtes und der Sitte, woran er ſeit ſeinem Aufenthalt bei Stolberg ſo ſehr hing. Dieſe Freundſchaft iſt nie veraltet. Unter ſeinen Landsleuten waren vier ſeine trauten Freunde: Seetzen, der unermüdete Forſcher der Natur mit kindlicher Einfalt des Gemüths; Wardenburg, der als Arzt berühmt wurde und in Polen ſtarb; von Berger, der geſchloſſene, kenntnißreiche, über deſſen Tod die deutſchen Patrioten trauern; Beindorff, treuer Freund wie ſein Vater, der Klopſtock's Leben aus dem Eis des Beltes gerettet hatte. Mit manchen andern wohlunterrichteten und geiſtvollen Jünglingen iſt er in freundſchaftlicher Verbindung

geweſen, ohne daß es zu einem innigeren, oder auch nur vertrauteren Zuſammenleben zwiſchen ihnen kam. In Göttingen gilt mehr, als auf andern Univerſitäten, die bloße gute Sitte, die Höflichkeit, welche dort ſchon die Jugend, ſo wie in der bürgerlichen Geſellſchaft die ſpäteren Alter freundlich zuſammenhält, ohne in der Regel zu etwas Höherem zu gedeihen.

So wie die Vorleſungen der Lehrer, benutzte Woltmann auch den perſönlichen Umgang derſelben viel zu wenig. Bürger, von dem Troß der Studenten wenig geachtet, nicht ſehr von den meiſten Profeſſoren, war ihm ſo vertraut, daß er ſich die Unbehülflichkeit deſſelben, mit der Kantiſchen Philoſophie umzugehen, zu welcher er ſich bekannte, halb mit Schmerz, halb mit Verwunderung geſtand. Doch alle übrigen, weder Spittler mit ſeiner überraſchenden Kraft, in eine Maſſe von verworrenen Thatſachen einen Blick zu eröffnen, noch Hugo mit dem ſo treffenden Scharfſinn, daß man glauben könnte, er mache bei den gründlichſten hiſtoriſchen Bemerkungen nur einen gelehrten Witz, noch Heeren mit dem ſo regſamen als unbefangenen hiſtoriſchen Sinn, noch Feder, deſſen Philoſophie mehr eigne menſchenfreundliche Gemüthsart als eigenthümliche Wiſſenſchaft war, noch Meiners, deſſen Vorleſungen freilich, doch deſſen Geſpräch man nicht die Arbeit der Excerpten anmerkte, und der verehrungswürdige genialiſche Heyne, der ſich aus ſeiner Studirſtube zur verdienſtvollſten Thätigkeit eines weltklugen Geſchäftsmannes hinarbeitete, was

ſchon damals dem Jüngling einen dunkeln, doch tiefen Eindruck machte, alle dieſe ausgezeichneten Männer, die ihm ſo viel Freundlichkeit bewieſen, fanden an ihm, wir wollen nicht ſagen, einen nicht genug dankbaren; doch gewiß nicht genug einſichtigen und emſigen Bewerber um ihre weitere Mittheilung.

Mitten unter dem Gewirr ſeiner Studien, ohne ſcheinbar beſtimmte Richtung, erſtand dem Jüngling der feſte Wille, ſich ganz der Geſchichte zu weihen. Der Eindruck von Spittler's hiſtoriſcher Helle, das dramatiſche Feuer, womit Schiller den Abfall der Niederlande beſchrieben hatte, wirkten vielleicht mit zu dieſem Entſchluß; doch wenn er ihn nicht aus der eigenen Natur nahm, ſo verdankt er ihn eigentlich der Bewegung, mit welcher er viele Tage des Frühlings, Sommers und Herbſtes unter dem mannigfaltigen Wechſeln der Natur auf den Trümmern der Pleſſe allein mit Tacitus und der Vergangenheit zubrachte.

Die Lücken ſeiner Kenntniß von der allgemeinen Geſchichte füllte er ſo ſchnell wie möglich aus, um ungeſtört der deutſchen den größten Theil ſeiner Zeit widmen zu können. Planmäßig und mit unermüdeter Anſtrengung las er ihre Quellen, wobei er ſtets ihre fragmentariſchen Nachrichten in Gedanken ſo und ſo componirte, ohne den Muth zu faſſen, eine ſeiner Compoſitionen feſtzuhalten, durch Erſchöpfung der Quellen ganz auszuarbeiten, und durch die Züge der Schrift vor ein ernſtes und immer zu wiederholendes Gericht zu ſtellen. Sein Zagen rührte am meiſten

daher, weil er Widerwillen empfand, einen reichen Stoff, welcher ſchon für ſich ohne Kunſt des Geſchichtſchreibers die Aufmerkſamkeit feſſelt, und in welchem ſich die Thatſachen in Fülle greifen laſſen, etwa gar nach Quellen zu bearbeiten, die ſelbſt auf das Verdienſt der Geſchichtſchreibung Anſpruch machen dürfen. Ihm mißfiel, daß Schiller aus ſolchen Quellen einen ſolchen Stoff in ſeinem Werke über den Abfall der Niederlande dargeſtellt hatte und dadurch verführt war, hinreißende Begebenheiten in redneriſchen Ergüſſen zu ſchildern, und wiewohl er auch das hiſtoriſche Talent dieſes hohen Geiſtes ſchätzte, hielt er deſſen Anſtrengungen in der Geſchichte nicht für die eigenthümliche Mühe des Hiſtorikers. Er ſuchte ſich einen Gegenſtand zur Darſtellung, welchen keine Quelle irgend dargeſtellt hätte, über welchen nur die dürftigſten Notizen ſchlechter Chroniken vorhanden wären, ſo daß die Kunſt der Geſchichtſchreibung einzig und allein bei demſelben in Frage kommen könnte. Obgleich hierbei Einſeitigkeit obwaltete, und er ſolche Arbeit zu hoch gegen ein reiches hiſtoriſches Werk über gewaltige Ereigniſſe nach vollſtrömenden Quellen in Anſchlag brachte; ſo iſt doch jedem jungen Hiſtoriker zu rathen, ſein Beiſpiel nachzuahmen, damit er früh lerne, was ihm eigen ſey, und nicht den Ruhm, das Lob, welche den Begebenheiten der Geſchichte an ſich gebühren, auf ſeine Rechnung übertrage, auch ſich ſofort gewöhne, indem er die Armuth der Notizen zu Rathe halten muß, nichts in den Quellen zu überſehen, und dort, wo alles erſtorben ſcheint, noch Leben aus Thatſachen zu preſſen.

Eine ärgere Spreu von Notizen ſchlechter Quellen gibt es kaum, als welche in den Chroniken über Kaiſer Otto den dritten zerſtreut ſind, und darum wagte der Jüngling den Verſuch, ihn gleichwohl zu einem Ganzen der Geſchichtſchreibung zu bilden. Dieſe ſeine erſte hiſtoriſche Arbeit machte ihm die ungemeinſte Freude, und er konnte ſich nicht genug wundern, wie aus den dürrſten Notizen ohne allen ſcheinbaren Zuſammenhang allmählig Geſchichtſchreibung aufblühte. Er zeigte ſeinen Verſuch keinem ſeiner Freunde, ſandte ihn aber an Schiller, ob die kaum begonnene neue Thalia ihn aufnehmen werde? Keine Antwort erfolgte, wodurch er ſehr niedergeſchlagen und von der hiſtoriſchen Compoſition wieder abgewendet wurde. Doch ſtudirte er unermüdlich die deutſche Geſchichte weiter, ſo daß er mitunter einen ganzen Monat nicht ſein Zimmer verließ. Auch den alten Geſchichtſchreibern lag er fortdauernd ob.

Da überraſchte ihn der Zeitpunct, wo er in ſein Vaterland zurückkehren ſollte, im Frühjahr 1792. Er hätte nicht davon überraſcht werden ſollen, denn ſein guter Vater hatte ihn viertehalb Jahre in Göttingen gelaſſen, und mit Aufwendung ſeiner äußerſten Mittel unterſtützt. Zum Glück ward ihm einige Hoffnung, in ſeiner Vaterſtadt eine Anſtellung zu erhalten, die ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Neigung entſprach, nämlich bei der prächtigen Bibliothek, welche der Herzog kaum von den Brandesſchen Erben in Hannover gekauft hatte. Ihm graute vor der juriſtiſchen Lauf-

bahn, zumal da er in dem letzten Jahre das Privatrecht ganz vernachläſſigt hatte. Im deutſchen Staatsrecht war er dagegen wohl bewandert, ohne ein fleißiger Zuhörer Pütter's geweſen zu ſeyn; auch hatte er unter Martens den Vortrag in franzöſiſcher Sprache über Gegenſtände des Völkerrechts geübt, ohne die theoretiſchen Vorleſungen darüber beſucht zu haben. Aber was wollte er zu Oldenburg mit dem deutſchen Staatsrecht, und gar mit dem europäiſchen Völkerrecht?

Als er Göttingen verließ, konnte er ſich freilich nicht das Zeugniß geben, es planmäßig benutzt zu haben; ſchlug ihm aber nicht alle Hoffnung fehl, ein Hiſtoriker zu werden, ſo war manche Unordnung ſeiner Studien wieder gut gemacht. Das Alterthum und die Philologie müſſen die Grundlage aller hiſtoriſchen Bildung ſeyn; von der Rechtsgelahrtheit, beſonders von dem Syſtem des römiſchen Rechts, geht man gewandter, mit mehr praktiſchem Sinn, mit unbefangnerem Geſchmack zu der Geſchichte über, als von dem theologiſchen Studium, von welchem zu leicht eine gewiſſe Salbung, ein Trieb zum Erbaulichen übrig bleibt, die ſich mit hiſtoriſcher Kunſt durchaus nicht vertragen; Poeſie und Aeſthetik ſind die beſten Vorläuferinnen der hiſtoriſchen Muſe; er hatte nicht verſäumt, ſich unter Gatterer in der Diplomatik zu üben, und der neuern Sprachen war er mächtig genug geworden, um bei fernerem Fleiß mit ſeiner Kunde von ihnen für die Hiſtorie auszureichen. Hiezu kam, daß er das Studentenleben für Erfahrung und Menſchen-

kenntniß vielſeitig benutzt hatte. Als Philolog war er mit den gelehrteſten der Studenten, als ein armer mit manchen armen, die feine Sitte liebend und ſuchend mit den feinſten unter den vornehmeren, als Juriſt mit jenen, die dem künftigen Geſchäftsmann des Staates ſchon emſig nachgehen, durch Seetzen und Wardenburg mit den mediciniſchen Studenten in Verbindung geweſen, ſo daß er ſelbſt für Juriſten und Mediciner lateiniſche Diſſertationen geſchrieben hat. Auch lebte er das letzte Jahr in dem Univerſitätsorden der Unitiſten. Wer ſeiner ſelbſt und ſeiner ernſten Liebe zu den Wiſſenſchaften verſichert iſt, für den können dergleichen geheime Verbindungen von Nutzen ſeyn. Woltmann empfand gar keinen Nachtheil davon, von etwa vierzig Jünglingen guter Herkunft durch den Act einer Viertelſtunde als Bruder angeſehen zu werden, und faßte ſogleich Theilnahme an den Händeln und Angelegenheiten des Ordens. Ging es auch nur auf ein läppiſches Duell, ſo handelte man doch für und durch eine Gemeinſchaft, und erhielt eine Idee von dem Leben einer bürgerlichen Geſellſchaft, worin Gemeinſinn herrſchen darf.

Mit der Bibliothek zu Oldenburg waren Einrichtungen getroffen, an welchen ſeine Hoffnung ſcheiterte; von dem Wohlwollen des Herzogs konnte er baldige Beförderung erwarten, wenn er die im Lande gewöhnliche juriſtiſche Laufbahn betrat; er konnte ſich indeß nicht zwingen, den Winken darüber zu folgen. So war er in einer herben Lage, die ihn aber nicht ſehr kümmerte; er faßte ſogleich den

Entſchluß, alles Uebrige den Fügungen des Schickſals anheim zu ſtellen, und, was ihm obliege, ungeſäumt zu thun, durch und für die Geſchichte unverzüglich zu wirken und abzuwarten, was ſie für ſein äußeres Leben thun wolle. Er begann Vorleſungen über die deutſche Geſchichte für die Jünglinge der erſten Claſſe des Gymnaſiums. Sie kamen alle und honorirten ſeine Bemühungen anſtändig. Durch das gemeinſchaftliche kleine Vaterland, durch Freundſchaft mit ihren Familien mit ihnen verbunden, ward er es mehr durch treue Liebe für das große gemeinſchaftliche Vaterland, und ſchilderte oft mit Begeiſterung die Vergangenheit deſſelben.

Eine planmäßigere Vorarbeit für ſein weiteres Leben hätte er nicht unternehmen können. Er ſah keine Zukunft, Lehrer der Geſchichte auf einer Univerſität zu werden. Die Liebe, Leichtigkeit, womit er ſeine Vorleſungen hielt, auch die Ueberraſchung, daß ſein erſter und einziger hiſtoriſcher Verſuch in der neuen Thalia erſchien, ermuthigten ihn zu dem hiſtoriſchen Beruf. An Spittler, den er vernachläſſigt hatte, aber von dem er ſich ſtets unbefangen alles Gute verſprach, ſchrieb er ſeinen Entſchluß. Der treffliche Mann verbarg ihm nicht die Gefahr von demſelben, und wie er vor der Hand gar keinen Halt für ihn in Göttingen ſähe. Sein Vater hätte ihn gern zurückgehalten; der Herzog machte Miene, ihn ungern zu entlaſſen. Zu Oldenburg lebte er ſehr angenehm im Kreiſe gebildeter Männer, deren wöchentliche literariſche Geſellſchaft voll

Heiterkeit und Beſchäftigung mit der Literatur, ohne Partheigeiſt, ihn zu ihrem Mitglied aufnahm; der älteſte Halem ward ſein innigſter Freund, und er nahm nichts Unangenehmes wahr, als daß Stolberg nicht in einem Lande hatte weilen können, wo ihm ſeine Agnes geſtorben. Selbſt zu einer Reiſe nach Göttingen hatte er nur nothdürftig Geld, und ſein Vater, der ſeinen jüngern Bruder auf die Univerſität ſchicken wollte, konnte ihm keine Unterſtützung zufließen laſſen. Doch als ſeine Vorleſungen geſchloſſen waren, er eine ſchwere Krankheit, die Folge ſeiner zu großen Anſtrengung, überwunden hatte, wies er alle Bedenklichkeiten von ſich, und ging nun mit dem anbrechenden Frühling wiederum nach Göttingen.

Mit dem heiterſten Sinn begann er hier ſein zweites Leben, wiewohl er nur noch ein Paar Goldſtücke beſaß, um davon zu leben, und der erſte Eintritt in die Bahn eines akademiſchen Lehrers ihm ſehr erſchwert, eigentlich verſagt wurde. Die philoſophiſche Facultät hatte kaum ein altes Geſetz erneuert, nach welchem ſie nur Magiſtern der Philoſophie die Erlaubniß, Vorleſungen zu halten, ertheilte. Als der redliche Feder ihm dies ſagte, und er entgegnete, wie ihm das Geld fehle, eine akademiſche Würde zu erlangen, verſetzte jener, daß er ſein Heil verſuchen möge, Schlözer ſey Dekan der Facultät, doch er ſelbſt werde wohl gegen ſein Geſuch ſtimmen müſſen. Mit ſchwerem Herzen wandte ſich der Jüngling an Schlözer, deſſen hiſtoriſchen Witz er in ſeinen Schriften mit Ergötzen wahrgenommen, und

bei Erlernung der Weltgeſchichte mit großem Nutzen in Anwendung zu bringen geſucht hatte, deſſen Vorleſungen aber, wenn ihm dieſer Witz einmal abgemerkt war, nicht viel mehr fruchteten. Daß ein Jüngling, der auch die lehrreichſten Vorleſungen vernachläſſigte, dieſe nicht beſuchte, verſtand ſich von ſelbſt; daß der heftige, von Bitterkeit überſtrömende Schlözer dies einem angehenden Hiſtoriker, der ihm einſt durch Oeder, einen in den Wiſſenſchaften des Staats wie der Natur unvergeßlichen Namen, lebhaft empfohlen war, nicht nachtragen ſollte, war nicht zu erwarten. Allein er rieth zu Eingabe des Geſuchs, das er unterſtützen und hoffentlich durchtreiben würde. Die Antwort war abſchlägig; Schlözer hatte zuerſt auf ſie geſtimmt.

An Vorleſungen war alſo vor der Hand nicht zu denken; durch Privatunterricht die Zeit zu zerſplittern, nicht rathſam. Der Jüngling wollte keinen Augenblick mehr opfern, welcher nicht der Geſchichte geweiht wäre. Da ging ihm ein Licht auf, als ſein alter Freund Bürger, der ihn immer vielmehr getadelt als gelobt hatte, ſeinen Kaiſer Otto III. in der Thalia pries, und ſich beſchwerte, ihn nicht für ſeine Akademie der ſchönen Redekünſte erhalten zu haben; für ähnliche hiſtoriſche Darſtellungen würde der Verleger anſehnlich honoriren. Auf einmal ſah der junge Hiſtoriker ſeinen Trieb, aus den Quellen die Geſchichte zu bearbeiten, mit der Erhaltung ſeines äußern Lebens vereinbar. Die Periode Deutſchlands unter den Kai-

ſern aus dem ſächſiſchen Hauſe war ihm lieb geworden. Alle Quellen zu ihr wurden in einem Tage, dergleichen iſt vielleicht nur zu Göttingen möglich, herbeigeſchafft. Am andern Morgen, früh bei dem heiterſten Frühlingslicht, unter Vögelgeſang, in einer Wohnung nahe am Wall, Spittler's Fenſtern gegenüber, begann das Werk, und welches Glück war, daß es mit dem Studium einer Chronik, wie die von Wittichind, beginnen konnte, mit einem ſo deutſchen König, als der rüſtige Heinrich der Vogler. Einige Tage waren mit Excerpten hingebracht und ſie ſollten erſt vollſtändig über den ganzen Gegenſtand zuſammengehäuft ſeyn. Aber das Bild von der Eigenthümlichkeit des Zeitalters, der Begebenheiten, der handelnden Figuren, drängte ſich aus den Quellen durch alle Excerpte ſo gewaltig hervor, daß die Geſchichtſchreibung nicht länger zurückgehalten werden konnte. So entſchied ſich die Art, wie dieſer Hiſtoriker bei allen ſeinen nachherigen Darſtellungen aus den Quellen gearbeitet hat, daß er dieſe nach einer kritiſchen Ordnung mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit und Genauigkeit las, die beſonders ſtreitigen und weitläufiger zu erörternden Puncte ſich mit den Citaten und kurzen Andeutungen ſeiner Anſicht vermerkte, und dann einzig nach dem Bilde, welches in ſeiner Seele entſtanden war, eine Parthie nach der andern beſchrieb, von Zeit zu Zeit ſeine Darſtellung wieder mit den Quellen verglich und die Citate hinzufügte. Was er auf ſolche Weiſe in vier ſchönen Wochen durch Fleiß gewann, iſt als der erſte Theil ſeiner Geſchichte der Deutſchen in der ſächſiſchen Periode

bekannt geworden. Weil er nicht eher ſchrieb, als bis das Ganze in ſeiner Seele fertig war, die deutſche Sprache ihm ſo ziemlich zu Gebot ſtand, hatte er ſchon bei ſeinem erſten hiſtoriſchen Buch die Freude, daß ſein Manuſcript ſogleich, ohne einer Abſchrift zu bedürfen, hell und rein zum Druck fertig lag.

Aber zu welchem Verleger ſollte es wandern? wo konnte es am ſchnellſten zu Tage gefördert werden? wo ließ es auch eine Aerndte der Art hoffen, wodurch ſeinem Urheber das Leben weiter gefriſtet wurde? und war ſein Inhalt wirklich des Geiſtes, daß die Arbeit nicht von der gelehrten Welt als ruhmlos verworfen werden mußte? Dieſe letzte Bedenklichkeit verfinſterte plötzlich die ganze Lage des Jünglings. Er eilte mit ſeinem Manuſcript zu Bürger, und drei Tage nachher brachte der liebenswürdige Mann es ihm zurück, mit den freundlichſten Sprüchen über den einfachen hiſtoriſchen Geiſt, die ächtpopuläre Darſtellung des Buches. Er hatte es mit der genaueſten Aufmerkſamkeit durchgeleſen, und auf jede undeutſche Wendung, jeden nicht genug einfachen Ausdruck Jagd gemacht. Dietrich muß Ihr Werk verlegen, ſagte er, wenn wir keinen finden, der beſſer zahlt. Vertrauensvoll gab der Verfaſſer nun ſeine Handſchrift an Spittler. Auch dieſer brachte ſie ihm in einigen Tagen wieder. Durch ſeinen eindringenden hiſtoriſchen Geiſt ward das Urtheil Bürger's beſtätigt. Auf zwei ſolche Autoritäten nahm Dietrich das Buch wie einen guten Verlagsartikel, und zahlte die eine Hälfte des Honorars mit Büchern, die andere mit Geld.

Damit ein zweiter Band ſchnell folgen könne, war das Leben Heinrich's II. von der erſten Abtheilung zurückbehalten. Die kritiſchen Abhandlungen wurden begonnen und zum Theil ausgeführt, wie z. B. die Unterſuchung über Heinrich den Städteerbauer, die beinahe zwanzig Jahre nachher in der Berliner Monatsſchrift gedruckt iſt. Aus den kritiſchen Abhandlungen und aus Zuſammenſtellung vieler zerſtreuten, zu keinen beſondern Unterſuchungen geeigneten Notizen ſollte die Darſtellung des politiſchen und anderweitigen Lebens der Deutſchen in der ſächſiſchen Periode hervorgehen. Der Autor merkte nun bald, daß er die Begebenheiten und die handelnden Perſonen geſchildert, ohne gehörig den Grund gezeichnet zu haben, auf welchem Alles vorging. Dadurch ward ihm ſeine Arbeit verleidet, und darin liegt der Grund, warum er ſie nie vollendete; er war betrübt über ſie, indem der erſte Theil erſchien und in Göttingen mit einem Beifall aufgenommen wurde, der Bürge war, wie ihn die übrige gelehrte Welt aufnehmen werde.

Den übrigen Sommer arbeitete er an dem zweiten Theil weiter, und begann ein neues Werk über die Geſchichte der Hohenſtaufen in Italien. Dieſes ſollte von einem ungleich höheren und reiferen Geiſte zeugen, als ſein erſtes; und was Spittler davon ſah, gewann ihm ein Urtheil ab, was die Meinung bekräftigte, mit welcher ſein junger Freund arbeitete; aber Bürger ſagte dieſem mit der unbeſchreiblichen, ein wenig ſpottenden Anmuth ſeiner

Geſichtszüge, daß er anfange zu kräuſeln und zu ſtolziren, und aus Hoffahrt ſchon ein weniger guter Hiſtoriker geworden ſey. Sogleich ließ er das begonnene Werk liegen; er traute dem poetiſchen Meiſter gar keinen tiefen Verſtand zu, und verehrte ſeine Warnungen doch immer wie ein Orakel. *)

Unter dieſen Arbeiten, im Verkehr mit den beiden genannten unvergeßlichen Männern, vorzüglich mit Spittler, dem geiſtreichſten, wenn gleich nicht genievollſten, den er je gekannt hat, lebte er heiter, auch nicht getrennt von der Dichtkunſt. Im Göttinger Muſenalmanach auf 1794 ſtehen ſeine poetiſchen idealiſchen Gebilde von dieſem Sommer. Je unauflöslicher ihn die Wirklichkeit und die Geſchichte feſſelten, um ſo mehr ward ihm Bedürfniß, ihnen bisweilen in eine durchaus reine Welt idealer Phantaſie zu entfliehen, bis der Zeitpunct kam, wo er die Idee in der Wirklichkeit durchaus zu verſtehen und zu greifen ſtrebte und lernte.

Einem angehenden Hiſtoriker, in ſolcher Stimmung, worin er damals war, zu einer Zeit, wo die franzöſiſche Revolution noch nicht ſo lange auf Abwegen ſchweifte, daß man ihr baldiges Zurückkehren zu einem guten Ziele nicht

---

*) Ein Bruchſtück jenes hiſtoriſchen Verſuches iſt vor dem Bande der Memoiren gedruckt, den Schiller und Woltmann zuſammen herausgegeben.

mehr hoffen durfte, war wohl zu verzeihen, daß er mehr an ihrer Tendenz hing, auch an einigen ihrer einzelnen Erſcheinungen, als ein kühler Beobachter gut heißen konnte. Wie eine Weltbegebenheit nahm er ſie ſogleich, wie er ſie immer nahm, auch ſofort mit Widerwillen gegen die Franzoſen und ihre Denkweiſe. Darin irrte er damals und noch längere Zeit, daß er glaubte, einzelne Männer, ja Partheien, könnten von jener widerwärtigen Nationalität frei ſeyn, und der Gewinn der Revolution, welche Greuel ſie behafteten, müſſe ein Rieſenſchritt in der Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechtes ſeyn. Freilich hätte er ſchon damals von der Geſchichte wiſſen ſollen, daß unſer Geſchlecht durch ſcheinbare Rieſenanſtrengungen nur einen Strohhalm breit vorrückt; doch das Gefühl, daß alte Schranken und kleine Verhältniſſe niedergeworfen würden, und eine nicht genug verſtandene Freiheitsliebe blendeten ihn auch darum, weil er ſie mit ſeinen eigenen Verhältniſſen in Verbindung brachte. Dies hatte beigetragen, daß er ſein kleines Vaterland mit leichterem Muthe verließ, als billig war; einer der vortrefflichſten Fürſten, die in Deutſchland regieren, erſchien ihm beinahe wie ein Deſpot, und nur deshalb, weil derſelbe ein kleines Land beherrſchte und die alte Ordnung der bürgerlichen Stände liebte; und jetzt empfand er nicht ſowohl darum, weil er durch die verweigerte Erlaubniß zu Vorleſungen gehemmt war, ſondern weil er dieſe Verweigerung ohne Grund in einem leidigen Zunftweſen der Univerſitäten ſuchte, einen heftigen Trotz, wider den Willen der philoſophiſchen Facultät öffentlich zu leſen. Er bat

Spittler, an deſſen Auditorium ſeine Vorleſungen ankündigen zu dürfen! und was wählte er zum Gegenſtande derſelben? Die Geſchichte der engliſchen Revolution. Kein Wunder, daß ihm die Studenten zuſtrömten, mit welchen er ſelbſt zum Theil ſtudirt hatte, und daß er mit großem Beifall las, wovon er zu viel auf Rechnung ſeines Vortrags ſchrieb.

Der Anfang eines Namens, welchen er ſich ſo in wenigen Monaten als Schriftſteller und akademiſcher Lehrer erwarb, erweckte wieder das alte Wohlwollen, das ihm der einflußreiche Heyne bezeugt hatte. Kritiken für die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen wurden ihm aufgetragen, und die erſte, die er einrücken ließ, über Hutten's Leben von Ludwig Schubart, und die damit anfing, daß dieſe Biographie einen Grundfehler habe, nämlich zwei Helden, Hutten und Schubart, gewann ihm Pütter's Neigung, und Heyne erzählte ihm mit viel Behaglichkeit, daß man von Hannover angefragt habe, wer die Recenſion gemacht haben könnte? Er ſetzte mit Herzlichkeit, die ſich an ihm ſo bewegt, wie bei wenigen alten Männern, ausdrücken konnte, die Worte hinzu: daß es an einer Göttingiſchen Profeſſur nicht fehlen werde. Allein durch Spittler's Verbindungen war ſchon ein Ruf nach Jena eingeleitet, der ſich ſchnell entſchied. Heyne erwähnte wieder der Profeſſur in Göttingen; doch nichts hätte einen feurigen, jungen deutſchen Gelehrten von einem Ruf in Göthe's und Schiller's Nähe zurückhalten können. Ei

nige Zeit vorher war, auch durch Spittler's Verwendung, die Rede davon geweſen, daß er als Legations-Secretär zu dem Herrn von Dohm gehen ſollte; und wiewohl ihm nichts weniger zuſagte, als ſich unter irgend einen ſpeciellen Obern zu begeben, war er jener Beſtimmung nicht entgegen, weil ihm ahnete, daß der ächte Hiſtoriker durch kein anderes Leben ſo gebildet werde, wie durch das diplomatiſche.

Die zweite Hälfte des Winters in Göttingen brachte er nun einzig mit Vorbereitung zu ſeinen Vorleſungen zu, arbeitete ſich einen eigenthümlichen Plan für die ſogenannte Weltgeſchichte, und hoffte nach ſeiner raſchen, ein Ziel längere Zeit ununterbrochen verfolgenden Thätigkeit mit einem ſchönen Heft, wenigſtens über die alte Geſchichte, in Jena einzutreffen, zumal da die reichen Hülfsmittel der herrlichen Göttingiſchen Bibliothek und ihr bequemer Gebrauch den Forſcher ſelbſt vorwärts treiben. Allein er hatte ſeine Arbeit ſo ungeſchickt weitläufig angelegt, daß er nur einige Ausarbeitung über Aegypten und das iſraelitiſche Volk zweckmäßig vollendet ſah, als der Frühling anbrach.

Mit unbeſchreiblicher Wehmuth trennte er ſich von Bürger, der ihn von ſeinem Sterbelager die dürre Hand mit dem heftigſten Druck und den Worten reichte: „Gehe Ihnen es beſſer unter den gelehrten Zünftlern, wie es mir gegangen!“ Seine Stimme war ſchon lange wie aus dem

Grabe; ſonſt voll von Metallklang, und zur lyriſchen Declamation ſeinem reifen Studium über den Versbau gewachſen und gehorſam, war ſie von der Zeit an durch Heiſerkeit gelähmt, als er mit Sicherheit entdeckte, wie wenig ſeine letzte Frau ſeines urſprünglichen Naturadels und ſeines Ruhmes werth ſey. Als er dieſe Entdeckung ſchon vorausſah, mehr als vermuthete und ſeine bürgerliche Ehre ganz zerrüttet glaubte, grämte ihn bei erſchöpfter Geſundheit über alle Maaßen auch ſein Wahn, daß ſeine dichteriſche, durch die bekannte Kritik Schiller's ebenfalls zerrüttet ſey. Seit jenem Zeitpunct war die Hoffnung des Lebens von ihm geſchwunden, die er noch als ein Erbtheil von Molly hatte, jener nach dem Urtheil edler und feiner Männer ſo wahrhaftig edlen, als anmuthigen Frau.

Ueber Gotha, wo Woltmann durch ſeinen biedern Göttingiſchen Freund, den Phyſiker Kries, und durch geſellige Stunden mit Jakobs, dem Geiſt und Gemüth durch das Alterthum verſchönt ſind, mit dem beißenden, doch eleganten Schaz, dem milderen und berühmteren Gotter, der jenen in Geſchmack und Literatur Vorbild geweſen ſeyn mochte, ein Paar Tage angenehm aufgehalten wurde, eilte er dem Anfange der Vorleſungen beträchtlich voraus nach Jena.

Schiller war nicht dort, ſondern auf längere Zeit in ſein Vaterland verreiſt; dagegen fand er, wen er nicht erwartet hatte, den älteſten Humboldt, welcher ſich, noch

zu keiner politiſchen Laufbahn entſchloſſen, auf den Punct des regſten Geiſtesverkehrs in Deutſchland mit ſeiner feurig geiſtvollen Frau niedergelaſſen hatte. Bei dieſem, man möchte ſagen, durch ſeine Natur welt= und ſtaatsklugen Mann gewann er ſchon damals Vorſtellungen von mancher Erfahrung, die ihm nachmals im Leben entgegentrat. Bald kam Fichte an, mit welchem er ſich in Begeiſterung für Ideen, Gemüth und Nichtachtung gewöhnlicher Verhältniſſe ſchnell zuſammenthat, mit deſſen Geſchmack er ſogleich und immerdar im Widerſtreit lag, deſſen Großmuth im Charakter er ſo liebte und bewunderte, als er von ſeiner heftigen und einſeitigen Unart, ſobald er irgend gereizt war, zurückgeſchreckt wurde.

Nach Weimar zu gehen, ſäumte er nicht. Er ſtand jetzt in einer Periode der Cultur, wo Göthe ihm Alterthum und neue Zeit zugleich war. Seit einem Sonntag, wo er zu Oldenburg, noch vor ſeinem Abgang auf die Univerſität, in der entlegenſten Einſamkeit eines Dachſtübchens und in der bitterſten Kälte zum erſtenmal die Iphigenia Göthe's las, hatte ſich ſein Studium an dieſen Dichter gleichſam hingerankt; und wenn Werther's Leiden die Schärfe des Pfeiles, mit welcher ſie in alle Jugend gehen, auch an ihm nicht verfehlten, ſo war es doch eigentlich der durch Fauſt geweckte Geiſt, die von vielen der kleineren Gedichte eingegebenen Ahnungen, warum er ſich zu einem Aufſchluß in der Perſönlichkeit des großen Dichters ſelbſt drängte. Dieſer empfing ihn mit jener ſonnenhellen Milde

und Fülle, womit die Götter ihren Liebling, als der aus⸗zeichnenden Eigenthümlichkeit, begabt zu haben ſcheinen. Ihr Geſpräch kam auf das wahrhaftige Leben von Indivi⸗duen, ſo in poetiſcher als hiſtoriſcher Darſtellung, und zum erſtenmal ſprach Woltmann darüber aus ganz freier Bruſt, und ſo, daß ihm dieſes tiefſte Geheimniß aller dar⸗ſtellenden Kunſt durch das Geſpräch lichter wurde.

Drei Profeſſoren, welche außer Schiller für Ge⸗ſchichte und die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften in Jena an⸗geſtellt waren, hatten das Studium derſelben ſo wenig be⸗leben können, daß unter achthundert bis tauſend Studenten, welche damals die Univerſität zu zählen pflegte, ſich ſelten ein Häuflein zu hiſtoriſchen Studien zuſammenfand. Dies war nicht einzig die Schuld jener Lehrer, wiewohl vorzüg⸗lich; trotz ihrer Nüchternheit hätten ſie auf andern Akade⸗mien, wo das hiſtoriſche Studium einmal blühte, mehr Glück gemacht; aber in Jena wurden ſie durch den über⸗ſchwenglichen Hang der Jugend für den Zeitgeiſt philoſophi⸗ſcher Speculation durchaus in Schatten zurückgewieſen. Doch war es nicht Berechnung, daß er nur durch eine phi⸗loſophiſche Einkleidung bei einer ſolchen Jugend Eingang finden werde, wodurch Woltmann gereizt ward, die Weltgeſchichte, oder, da er dieſe Benennung nicht ohne Grund, doch mit unnöthiger Wichtigkeit damals verwarf, die Menſchengeſchichte nach einer Idee a priori vorzutragen. Dieſe war hergenommen von der fortſchreitenden Entwicke⸗lung des Menſchengeſchlechts mittelſt freier Staaten und

freier, dem Recht entſprechender Staatenvereine. Er geſteht unbedenklich, daß dieſes Reſultat, dieſer ſchöne Glaube, ihn nicht nur damals aus der Geſchichte an ſich anſprach, ſondern ihm auch jetzo die einzige haltbare allgemeine Thatſache der Welthiſtorie ſcheint. Somit hätte es keiner Idee a priori bedurft, und die Geſchichte wäre doch nach demſelben Princip, das in ihr lag, zu einem Ganzen geſtaltet. Allein der Modegeiſt ſpielte auch mit ihm, und ſo eifrig, wirklich religiös-hiſtoriſch er ſich gegen allen Eingriff der Philoſophie in die Geſchichte verwahrte, gefiel ihm doch, das ein Princip a priori zu nennen, was er als Reſultat ohne Anſtoß obwalten laſſen konnte. Er hatte ſofort ein Auditorium von ungefähr zweihundert Zuhörern, und erhielt ſich die beiden erſten Jahre einen ſeltenen Beifall, vorzüglich durch Nebenurſachen, durch das Leben des Geiſtes, der in ihm ſprudelte, und die Jugend mit fortriß, am wenigſten durch einen zweckmäßigen Gehalt ſeiner Vorleſungen.

Die Ideen über Geſchichte, die ihn belebten, legte er in ſeinem *Plan zu hiſtoriſchen Vorleſungen* dar. Dieſe kleine, flüchtig hingeworfene, von Druckfehlern entſtellte Schrift, mußte von ſeinen Collegen nicht gut aufgenommen werden, denn keiner ſagte ihm eine Sylbe darüber, und er hörte nur, daß einige ſie gänzlich unverſtändlich genannt hatten. Endlich ward ihm zufällig geſagt, daß *Johannes Müller*, mit dem er noch in gar keiner Verbindung war, eine überaus lobpreiſende Beurtheilung derſelben für die Literaturzeitung eingeſandt habe. Er erwar-

tete ſie begierig, und ſie erſchien geraume Zeit nicht. Nachmals erfuhr er, daß die Herausgeber ihren Verfaſſer um Milderung des Lobes erſucht hatten, gewiß nicht ohne löbliche Vorſicht, denn in der Geſtalt, wie ſie erſchien, war ſie noch zu lobpreiſend. Allein er geſteht, daß ihm dieſes Lob durch Mark und Bein drang, denn er bewunderte den Geiſt des helvetiſchen Geſchichtſchreibers.

Das erſte Buch, was er darauf herausgab, war der Grundriß der neueren Menſchengeſchichte, welcher, im Gedränge der Vorleſungen geſchrieben, wegen weniger hiſtoriſcher Combinationen, da er ſonſt in jeder Rückſicht tadelnswerth iſt, kaum eine Beachtung verdient. Aehnliche Entwürfe über die Geſchichte der europäiſchen Staaten, die deutſche Geſchichte, ja ſelbſt die Kirchenhiſtorie hat er zum Glück nie drucken laſſen.

Fleißig als akademiſcher Lehrer, mit ungemeinen Plänen für hiſtoriſche Werke beſchäftigt, angezogen durch ein friſches, geſelliges Leben, das er zuerſt vorzüglich im Hauſe von Schütz, dem für täglichen Verkehr eben ſo wie in der Literatur freundlich begabten, fortdauernd im Kreiſe der beiden Hufeland, des ſcharfſinnigen Juriſten und des berühmten Arztes, genoß, dachte er an keine Veränderung ſeiner Lage. Die einzelnen Stunden, die er mit Göthe verlebte, ſein reicher und ernſter Umgang mit Schiller, waren ihm allenthalben unerſetzlich.

In der Mitte ſeines erſten Sommers zu Jena war dieſer letzte, ſehnlich erwartete endlich gekommen. Die Gedankenfülle der ſchönen Stirn, woraus eine unvergängliche Dauer ſprach, erſchütterte ihn beim erſten Anblick um ſo mehr, da das immer erlöſchende Feuer des ſanften Blickes, die gedämpfte Stimme und die hagere hohe Geſtalt ihn zu einem ehrfurchtsvollen Mitleid zwangen. Das hatte er ſich nie gedacht, daß er für Schiller irgend Mitleid empfinden ſollte. Seit den erſten Stunden war ihm die Freundſchaft des Mannes mit tiefſchauender Billigkeit gewiß, und er fand eine Art freundlichen Schutzes, wie er bei Bürger gefunden, nun wieder erſetzt. Geehrter hat er ſich nie geglaubt, als wie Schiller noch in dieſem Sommer ihn, wie Göthe, Fichte und Humboldt, zur Herausgabe der Horen einlud.

Das Verhältniß eines ſo jungen Autors zu zwei Heroen unſerer Literatur, ein unſchätzbares Glück, welches ihn für immer über das erbärmliche literäriſche Treiben in Deutſchland emporhob, ward aber für ihn bei weitem nicht die Quelle von Belehrung, die es hätte ſeyn können. Ein Profeſſor, der großentheils erſt lernt, was er lehrt, braucht für ſein Amt faſt alle Stunden, und der in Frage ſtehende ging einem entgegengeſetzten Triebe ſeines Lebens zu Jena vorzüglich nach. Eine glühende Sinnlichkeit in ihm war durch die reine, ernſte Sitte ſeines väterlichen Hauſes zuerſt gegen Unart geſchirmt, ward ſpäter durch die eigenthümliche Entwickelung ſeiner Cultur in ein Verhältniß zu unſchuldi-

gen Mädchen hinübergeſpielt, welches weſentlich nur in der Phantaſie vorhanden war; die Anſtrengung ſeiner Studien hemmte auch dieſes Spiel, und half ihm nicht nur wider Ausſchweifungen der Sinnlichkeit, ſondern auch wider die zeitzerſplitternden kleinen Liebesabenteuer; kaum ein Verhältniß, welches dieſen Namen verdient, hatte ihn während der Studentenjahre eine Zeitlang beſchäftigt. Aber zu Jena, wo ſeine ganze Zeit nicht nur von der Wiſſenſchaft, ſondern auch von dem amtlichen Beruf in Beſchlag genommen war, ſuchten ſich Liebe und Sinnlichkeit an ihm zu rächen, und mannigfaltige Verhältniſſe mit dem ſchönen Geſchlecht, an ſich ſchuldloſe, raubten ihm doch Stunden, die er mit Göthe und Schiller gehaltvoller zugebracht hätte.

So war das dritte Jahr ſeines Lehramtes gekommen, das Jahr 1796, und mit ihm nahte der Umſturz deſſelben; denn eine Leidenſchaft wußte zu überwältigen, was von Neigungen bisher nur befehdet war. Nicht nur das Behagen am öffentlichen Vortrag ſeiner Wiſſenſchaft, ſondern auch das an dieſer ſelbſt erlag; und daß er es ſchlechterdings emporhalten wollte, machte eine aufreibende Spannung der Kräfte nothwendig. Dieſe endete damit, daß er durch einen Blutſturz zu Anfang des Winters an den Rand des Grabes kam. Durch die Kunſt Hufeland's und die Kraft der Jugend erholte er ſich mit entſchiedenem Erfolg, doch ſehr allmählig, und mit der Geneſung wurzelte der Entſchluß, daß er den Aufenthalt zu Jena, den Beruf eines akademiſchen Lehrers wenigſtens für die erſten Jahre aufgeben

wolle. Aber mit Freude nahm er zugleich wahr, daß die Liebe für ſeine Wiſſenſchaft ſich nach dem Sturm der Leidenſchaft mit ungeminderter Friſche und geprüfterem Muthe wiederfand.

Die übrige Winterzeit, die erſten Frühlingswochen, während er genaß, arbeitete er faſt die zweite Hälfte ſeiner Geſchichte Frankreich's, eines Werkes, das durch Anlage, Streben nach Einheit, einige glückliche Charakteriſtiken und hiſtoriſche Combinationen ſich mehr Beifall erworben hat, als es verdient; denn nur hie und da ſind die Quellen bei ihm benutzt, nirgends vollſtändig, und geſchichtliche Bücher, die nicht aus einem neuen, gediegenen, vollkommenen Gebrauch der Quellen entſtehen, können für Bildung des hiſtoriſchen Geiſtes in einer Nation vorübergehenden Nutzen ſtiften, doch keinen dauernden Werth erhalten. Viel näher, als die Geſchichte Frankreich's, ſteht der Bewerbung um dieſen ſeine ältere Menſchengeſchichte, deren erſten und einzigen Band er bis auf wenige fertige Bogen auch in dieſer Zeit der Geneſung arbeitete. Sein Eifer für die reine Würde der Geſchichte redet unverkennbar in der Einleitung, in welcher ſonſt der erwähnte Modegeiſt ſpielt, der indeß auf die Ausarbeitung der Geſchichte ſelbſt ohne Einfluß geblieben iſt. In dem Abriß von Aegypten fehlt es nicht an gelungenen politiſchen Blicken, und die Geſchichte der Iſraeliten iſt dort zum erſtenmal als ein originelles Ganzes der Wahrheit gemäß aus den Quellen aufgefaßt und dargeſtellt. Außerdem gab er in jenen Monaten

zwei Bändchen **kleiner historiſcher Schriften** heraus, die er zum Theil auch damals erſt verfaßte. Einiges davon verdient wenigſtens einer beſſern Sammlung einverleibt zu werden. Unter allen dieſen Anſtrengungen verſuchte er noch Nachbildungen des Tacitus, welche er für die Horen beſtimmte, doch nicht vollenden konnte. Sie waren gefälliger als ſeine nachherige Verdeutſchung des großen Geſchichtſchreibers, und würden den Zeitgeſchmack beſſer zugeſagt haben.

Nach Beendigung der genannten Bücher verließ er Jena an einem ſchönen Tage des blühendſten Maies, um in ſeiner geliebten Vaterſtadt die phyſiſche Rüſtigkeit wieder zu ſuchen. Seine Reiſe führte ihn über Göttingen, wo **Bürger** geſtorben war, welches **Spittler** verlaſſen hatte. Schon hier trat ſeine Beſtimmung zum akademiſchen Lehrer ihm wieder näher. Daß man an des letzten Stelle ihn zum Lehrer der Geſchichte zu berufen gedenke, äußerte ihm **Heyne** mit dem Zuſatz, der im wirklich großartigen Sinn der engliſch-hannöveriſchen Regierung für die Wiſſenſchaften war: daß man zugleich geſonnen ſey, ſobald ſeine Geſundheit wieder hergeſtellt wäre, ihn auf ein Paar Jahre in die vornehmſten europäiſchen Länder zu ſenden, damit er ſich durchaus zum Lehrer der politiſchen Hiſtorie bilden könne. Dieſer Zuſatz freute ihn ſehr, und zeigte ihm das akademiſche Leben wieder in einem friſcheren Lichte. Ein anderer betrübte ihn, daß nämlich **Spittler**, mit welchem er freilich nur anfangs den Briefwechſel von Jena

fortgeführt, einen Andern, wenn das Gedächtniß nicht trügt, den Profeſſor Lüder in Braunſchweig, zu ſeinem Nachfolger vorgeſchlagen habe.

Im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner alten Freunde und Bekannten fühlte er zu Oldenburg ſeine Geſundheit bald erſtarkt, und gab dem Hang für das Vaterland zu ſehr nach, wenn er bis in die Mitte des folgenden Winters in demſelben verweilte. Ueber ſeine Zukunft und ſeine Anſtellung in Göttingen glaubte er ſich durch einen Brief von Heyne ganz beruhigt. Vor dem Frühjahr konnte er ſchwerlich die Reiſe antreten, für welche er ſich beſtimmt wähnte, und für ſeine hiſtoriſchen Studien bot ihm die oldenburgiſche Bibliothek erleſene Hülfsmittel dar. Beſonders war ſie reich für die engliſche Geſchichte, und verleidete ihm den Gedanken, über dieſelbe ein ſolches Buch, wie über die franzöſiſche, zu verfaſſen. Sobald er merkte, daß ſie für ſeine Arbeit über Großbritannien nicht mehr ausreichte, brach er mitten in dem kälteſten Winter auf und eilte nach Göttingen. Mancherlei literariſche Arbeiten ohne ſeinen Namen verſchafften ihm in dieſer Zeit das hinreichende Geld, welches ihm auf längere Zeit, als er gehofft hatte, auslangen mußte.

In Hannover beſuchte er auf ſeiner Durchreiſe, nach Heyne's Anweiſung, zwei Staatsminiſter und deſſen Schwager, den geheimen Cabinetsſecretär Brandes, der die Angelegenheiten der Univerſität beſorgte, aus Neigung

den alten Philoſoph Feder, der von Göttingen hieher verpflanzt war. Dieſer gab ihm den Wink, daß er auch den geheimen Juſtizrath Rudlof beſuchen möge, einen Mann von dem größten Einfluß, vorzüglich den politiſchen Geſchäften geweiht, der indeß in alle Zweige der Verwaltung, wo er Gutes ſchaffen konnte und wollte, hinübergriff. Von ihm allein hörte er einigermaaßen beſtimmt zu Hannover, daß man die durch Spittler's Abgang entſtandene Lücke durch ſeine Anſtellung auszufüllen geſonnen ſey.

Als er nach Göttingen kam, ſchien ihm ſeine Beſtimmung für dieſe Univerſität ſehr ſchwankend geworden zu ſeyn. Er hörte von Heyne nichts als Vertröſtung; ſein Beſuch bei Rudlof ſchien mißfallen zu haben. Mit dem Freunde des letzteren, dem berühmten Lehrer des deutſchen Staatsrechts, mit Pütter, der ſchlauer und vorſichtiger war, als einem Profeſſor geziemt, ward er einigermaaßen vertraut, und erfuhr durch ihn zu ſeiner Freude, daß Spittler bei ſeinem Abgang darauf gedrungen habe, keinen andern als ihn an ſeine Stelle zu berufen.

Er mußte vorausſetzen, daß Heyne hierüber einſeitig unterrichtet geweſen ſey, ließ Alles auf ſich beruhen, und dachte nur daran, wie er bei Benutzung der göttingiſchen Bibliothek in der Geſchichte Großbritanniens ein Werk aufſtellen wolle, welches der Hiſtorie viel würdiger ſey, als alle ſeine bisherigen Verſuche.

In dieſe Arbeit verſenkte er ſich gänzlich, wie fünf Jahre vorher an eben dieſem Orte in die Geſchichte der

Deutſchen unter den ſächſiſchen Kaiſern, wieder im Frühling und an dem höchſt angenehmen Wall Göttingens, mit gleich heitrem Sinn und doch auch mit unbeſtimmten Ausſichten. Wie damals Spittler ſein vorzüglichſter, an hiſtoriſcher Belehrung reicher Umgang war, ſo nun deſſen Landsmann und trauteſter Freund, der Gottesgelehrte Planck.

Gegen den Auguſt war der erſte Band, wie er gedruckt iſt, vollendet, in Hinſicht auf Anlage, neue Erforſchung der Quellen, Zweckmäßigkeit aller Theile, Darſtellung ſo einzelner Begebenheiten, als politiſcher Verfaſſung, ächthiſtoriſche Entwicklung, nicht maleriſche Beſchreibung der handelnden Perſonen, gewiß eines ſolchen Lobes werth, als einem jungen Hiſtoriker werden kann. Auch ohne Rückſicht auf dieſe Jugend hat Johann v. Müller in ſeiner gehaltvollſten Recenſion in den Ergänzungsblättern der halliſchen Literaturzeitung mit zu viel Freundſchaft ein ſtarkes Lob über das Buch ausgeſprochen. Wer die Geſchichtſchreibung ſtudirt, wird aber nicht überſehen, daß der Styl des Verfaſſers ſich während dieſer Arbeit zu einer höhern hiſtoriſchen Gattung emporarbeitete. Viele kunſtreiche Perioden bleiben tadelhaft, weil ſie nicht hiſtoriſch anſchaulich wurden, und die Sprache im Streben nach der Kunſt an Friſche verlor, nicht neugeboren genug iſt.

Noch zauderte die Entſcheidung von Hannover; doch ſeine kaum vollendete Handſchrift, wofür er vertragsmäßig über hundert Friedrichsd'or erwarten konnte, zeigte ihm den

Anfang einer Möglichkeit, Städte und Länder der Menſchen zu ſehen, ohne daß eine Regierung ihm dazu winkte. Zuerſt wollte er ſich auf Berlin richten, wo ſeine Geſchichte Englands gedruckt werden ſollte; und das Werk Friedrich's des Großen in der Nähe zu betrachten, verſprach politiſche und hiſtoriſche Belehrung genug. Gern hätte er das kleine Capital zu ſeiner Reiſe noch etwas gemehrt; er ging ſeine Papiere durch, und fand die Blätter eines Romans, Mathilde von Meerveldt, wodurch er einen Kreis liebenswürdiger Frauen ſo unterhalten hatte, daß jedem Abend ein Stück beſchieden war, welches auf den nächſten Abend ſpannte. Er beſchloß, dieſe Spannungen der Phantaſie, wo es an mancher glücklichen Empfindſamkeit nicht fehlte, trotz aller ihrer Mängel, um als ein dichteriſches Werk zu gelten, unter ſeinen Namen herauszugeben, obgleich ſie am wenigſten dem Namen eines Hiſtorikers irgend Ehre tragen konnten. Mitten unter Betrachtung der Blätter entwickelte ſich in ſeiner Phantaſie eine ganz andere Gruppe von Geſtalten und Situationen. Das angehängte Fragment, welches von ihnen zeugt, hätte fortgearbeitet, das Uebrige vernichtet werden ſollen.

Sein Reiſecapital ſtieg indeß um die Hälfte durch dieſes Buch. Er ging nach Berlin; der Harz zog ihn ſo gewaltig an, daß er ohne den bevorſtehenden Winter ſich ſchwerlich enthalten hätte, dort in der Einſamkeit großer Natur irgend ein hiſtoriſches Werk mit Beihülfe der göttingiſchen Bibliothek auszuführen. Zu Potsdam traf er bei

dem Herbſtmannöver ein, wo die militäriſche Monarchie ſich glänzend zeigte. Der erſte Anblick Berlins, wo er in einer Mondnacht einfuhr, überraſchte ihn mit der Straßenpracht dieſer königlichen Stadt, und er wußte noch nicht, daß er die Oede nicht ganz der Nacht beimeſſen dürfe.

Weniger bekümmert um die Gelehrten, ſuchte er ſofort die Nähe der Staatsmänner, und der Bruder des däniſchen Staatsminiſters, der ihm als Knaben wie ein groſſes Vorbild vorgeſchwebt, der preußiſche Miniſter von Struenſee, bezeigte ihm bald ein freundſchaftliches Wohlwollen. Dieſer Mann von kühnem und dem biederſten Charakter, in den Staatswiſſenſchaften Gelehrter und Praktiker in seltner Miſchung, drang in ihn, ſich dem preußiſchen Staatsdienſt zu weihen, zumal nachdem er eine Abhandlung über Papiergeld geſchrieben, die deſſen Beifall erhielt. Allein der Eindruck, wie hier die Staatsmaſchine umging, ließ ihn nicht leicht zu einem Entſchluß der Art kommen. Er ſchrieb es anfänglich dem Befremdenden, Ungewohnten zu, da ihm die Verwaltung vortrefflich ſchien; aber bald geſtand er ſich auch, daß er zu viel Manier und Miene der Rüſtigkeit für den Grad der weſentlich vorhandenen bemerke.

Auch erhielt er mitten im Winter einen Wink, daß das hannöveriſche Miniſterium nicht abgeneigt ſey, nun den Ruf an ihn vollziehen zu laſſen. Doch auch dieſem Wink folgte er nicht, zumal da er von einer andern Seite ver-

nahm, daß ſeine Geſchichte Frankreichs, oder vielmehr eine wohlgemeinte Warnung von Johann von Müller bei Beurtheilung derſelben in der jenaiſchen Literaturzeitung, ihn bei dem Miniſterium in einigen Verdacht von Jacobinismus gebracht habe. Weil er ſeiner gediegenſten Redlichkeit gegen den Staat, den er zum Vaterland wählte, gewiß war, empfand er jenes übel, obgleich er, wenigſtens damals wie er das gedachte Buch verfaßte, wirklich zu gut und zu hoch von mehrern Männern der Revolution dachte, und die Regierungen zu allen Zeiten, vorzüglich in jener wie in der gegenwärtigen, nicht ſorgſam genug verhüten können, daß die akademiſche Jugend durch unreife politiſche Anſichten und Begriffe begeiſtert werde. Im Uebrigen blieb er ſehr ſorglos, wenn auch Gelehrte und Schriftſteller in Berlin, welche ohne Grund etwa fürchteten, durch ſeine Anweſenheit daſelbſt irgend zu leiden, in Briefen an dieſen und jenen Souverän, oder in Schreiben, die auf Fürſten von Einfluß berechnet waren, ihn als Jacobiner verunglimpften. Bei ſeiner Unbefangenheit, ſeinem Abſcheu vor aller Partheiſucht und Sectirerei konnte keine verſtändige Obrigkeit ihn gar zu der ſchändlichſten Rotte zählen. In ſolcher Ruhe iſt er auch ſein weiteres Leben hindurch immer geblieben, welchem politiſchen Orden, oder welchen Zwecken politiſcher Machthaber man ihn beizugeben für gut fand. Er hat nie ein Wort über Politik geſchrieben, nie in politiſcher Hinſicht gehandelt, als nach ſeiner jedesmaligen reinen Ueberzeugung und der partheiloſeſten Unbeſtechbarkeit und Pflichtmäßigkeit.

Der Hauptgrund, warum er jetzt die göttingiſche Profeſſur aus dem Augenmerk verlor, war eine allem Anſchein nach äußerſt vortheilhafte buchhändleriſche Verbindung, welche ihm Unger zu Berlin anbot, ein Mann, der ſich durch Raſtloſigkeit und Unternehmungsgeiſt, durch die Beihülfe ſeiner Frau, welche die ſchwächlichſte Natur zu einer unglaublichen Anſtrengung für ſeine Unternehmungen ſpannte, zu einem ſehr aufblühenden Wohlſtand emporgearbeitet hatte, ohne über dem Kaufmann ſeine künſtleriſchen Anlagen zu vergeſſen. Woltmann's Gegenwart in Berlin ward durch ſolche Verbindung nöthig, wenigſtens von dem Jahr 1800 an, wo er dem verabredeten Plan gemäß daſelbſt auch ein Journal für Geſchichte und Politik beginnen ſollte.

Darum eilte er, Berlin zum Frühjahr zu verlaſſen, in der Ausſicht, die Erfahrungen, die er zum erſtenmal über die Verwaltung eines großen Staates durch die Anſchauung gemacht hatte, für die Hiſtorie nachher reifen laſſen zu können. Ehe er an die Hauptſtadt Preußens gefeſſelt wäre, wollte er den zweiten Band ſeiner Geſchichte Großbritanniens zu Göttingen ausarbeiten, wo allein die Bibliothek die hinreichenden Hülfsmittel darbot.

Er nahm einen Umweg über Weimar, wo er vorzüglich über Waldſtein, wie derſelbe war und Schiller ihn gedichtet hatte, mit dieſem edlen Dichter und Freund, den er hier zum letztenmal ſah, und mit dem tieferen Göthe redete. Zu Göttingen war er den zweiten Tag ſogleich in

ſeiner Arbeit, und hoffte, wie den Sommer vorher, ungefähr im Auguſt ſein Ziel zu erreichen, und dann über ſein Vaterland durch Holland, Belgien, an den Rhein, nach Wien hin einen Streifzug zu machen, ehe er nach Berlin zurückkehre. Aber eine ſchwere und langwierige Krankheit ſeines Freundes Wardenburg, der zu Göttingen die Arzneikunde lehrte, verrückte den Plan, und die Pflege des geliebten Kranken ließ ihm wenig Zeit und Laune für ſeine hiſtoriſche Arbeit. Sobald derſelbe genug geneſen war, um reiſen zu können, begleitete er ihn in ihr gemeinſchaftliches Vaterland. Die Freude an dieſem, vorzüglich das Zuſammenleben mit ſeinem alten Vater, die Zerſplitterung ſeines Reiſegeldes bewogen ihn, ſo lange wie möglich in Oldenburg zu verweilen. Gegen Anbruch des neuen Jahres begab er ſich wieder auf den Weg nach Berlin, auf welcher Reiſe er einen wahrhaft deutſchen Abend, der ſich tief in die Nacht erſtreckte, mit Henke und Häberlin zu Helmſtädt zubrachte.

Mit Eifer begann er ſeine Zeitſchrift für Geſchichte und Politik, nach einer beſtimmten Idee, die gleichwohl bei dem zerſtreuenden Reiz, den das ſinnliche und geſellſchaftliche Leben einer großen Stadt noch für ihn, den Kleinſtädter, hatte, nicht planmäßig erreicht wäre, wenn auch nicht äußere Umſtände ſeine Kraft und Hoffnung gehemmt und niedergedrückt hätten. Für ihn und die Ausführung ſeiner Idee bedurfte es einer Preßfreiheit, welche die preußiſche Monarchie in ihrer damaligen geſpannten poli-

tiſchen Lage, in ihrer innern Zwietracht, da ſie ſich einem neuen Geiſte der Zeit zu ſehr hingegeben hatte, um davon laſſen zu können, und von dem alten nicht laſſen wollte, ſchlechterdings nicht geſtatten konnte, und es war des Herausgebers Schuld, daß er darin zwar nicht zu wenig Einſicht hatte, aber darüber mit leichtfertiger Hoffnung hinwegging. Mit einem lebendigen Beifall, der ſich in einem reichen, ſteigenden Abſatz der Zeitſchrift verrieth, wurden die erſten Stücke aufgenommen, als ihm plötzlich mehrere angefangene Artikel, wofür er die geſetzliche Cenſur erhalten hatte, durch das königliche Cabinet verboten wurden. Sein Muth erſchlaffte, und das Journal ſiechte ſechs Jahre fort. Bisweilen hoffte er freilich einen friſchen Quell in daſſelbe zu ſtrömen. Wenn er die Entartung der franzöſiſchen Revolution durch Buonaparte gefeſſelt glaubte, wenn die Genialität dieſes Helden, welche von vielen denkenden Geſchäfts- und Staatsmännern mehr anerkannt wird, als von den Gelehrten, ihn eine Zeitlang hoffen ließ, daß ſie für Europa und Deutſchland ſchaffen werde, was man nun von dem ſiegreichen Widerſtand gegen dieſe Genialität wiederum hofft; ſo ſtand er nicht an, ſeinen Glauben in ſeiner Zeitſchrift zu bekennen. Er glaubte es wenigſtens als Hiſtoriker zu dürfen, da er jede Größe und liebenswürdige Eigenſchaft auf den entgegengeſetzten Seiten herzlicher und unbedingter pries; aber es frommte ſeiner Zeitſchrift ſo wenig, wie ſeinen anderweitigen äußern Verhältniſſen, wodurch jene gleichfalls in Feſſeln geſchlagen war.

Noch in dem Jahre 1800, zu deſſen Anfang er nach Berlin zurückgekommen war, hatte er durch Betrieb des erſten Cabinetsminiſters, Freiherrn von Alvensleben, eines aufgeklärten Staatsmannes, der ſeine Neigung für Literatur und Gelehrte um ſo lieber hegte, als er ſich von Leitung der politiſchen Angelegenheiten durch den Grafen Haugwitz immer mehr verdrängt ſah, die Stelle eines Reſidenten des Landgrafen von Heſſen-Homburg am Berliner Hofe erhalten. So gering die damit verknüpften Einkünfte waren, dünkte ſie ihm annehmlich, weil er, bis dahin noch als ein Fremder betrachtet, durch ſie in die diplomatiſchen Gerechtſame trat, den Verpflichtungen preußiſcher Unterthanen entging, und den politiſchen Geſchäften näher kam.

Schnell mehrten ſich ſeine diplomatiſchen Verbindungen und Arbeiten. Die freie Reichs- und Hanſeſtadt Bremen übertrug im Winter 1800 und 1801 ihm als ihrem Geſchäftsträger die Beſorgung ihrer Angelegenheiten zu Berlin, wodurch er in genaue Verbindung mit ihrem Senator Schmidt, einem deutſchen Republikaner und unübertrefflichen bremiſchen Patrioten, gerieth. Angenehm war ihm, daß eins der erſten diplomatiſchen Geſchäfte, woran er für Bremen Theil nahm, über die Befreiung der Stadt nämlich von allen hannöveriſchen Gerechtſamen und Beſitzungen innerhalb ihrer Mauern, ihn nach Hildesheim zu dem preußiſchen Geſandten am niederſächſiſchen Kreiſe, Herrn von Dohm, brachte, einem jener gedie-

genen Diplomatiker, wie Herzberg war und ſie liebte, und deſſen Gründlichkeit der nach dieſem Staatsminiſter eingeriſſenen Diplomatik oft zur Laſt war. Er ſah wohl ein, daß das Schickſal nicht übel für ihn geſorgt hätte, wenn er durch Dohm zuerſt in das politiſche Geſchäftsleben eingeführt wäre.

Die Zerſtreuungen, die auch mit kleinen diplomatiſchen Beziehungen verbunden ſind, konnten ihn übrigens eben ſo wenig, wie die Geſchäfte ſelbſt, von hiſtoriſchen Arbeiten zurückhalten. In einem Büchlein zur Säcularfeier des preußiſchen Königthums, unter dem Titel: das brandenburgiſche Haus, führte er die Bemerkung durch, wie Preußens Größe durch deſſen Streben für die politiſche Einheit Deutſchlands erwuchs, obgleich ihm nicht unbekannt war, daß der damalige leitende Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in der Auflöſung der Deutſchen das Heil der preußiſchen Macht ſah. Dann beſchrieb er von 1800 bis 1804 in drei Bänden die politiſchen und kriegeriſchen Bewegungen, welche unter den Deutſchen durch Luther bis zum Religionsfrieden veranlaßt waren. Dies iſt der Zweck ſeiner Geſchichte der Reformation in Deutſchland. Sobald ſie ihn ſelbſt anhebt, nach der Einleitung, iſt ſie aus den Quellen von Neuem geſchöpft, wiewohl der Verfaſſer ſeine Vertrautheit mit Plank's ſo geiſtreichem als gründlichem Werk ſo wenig verbirgt, daß er aus Dankbarkeit ſein Buch jenem Hiſtoriker geweiht hat, ohne alle Rückſicht auf ihr perſönliches Verhältniß, warum

er auch von dieſer Weihung dem edlen Freund nichts meldete, und dem Zufall überließ, ob ſie ihm je bekannt würde. Die Beziehung zwiſchen Luthers Individualität und ſeiner Zeit, manche Begebenheiten und Figuren der Reformation hat er ſchärfer dargeſtellt als ſeine Vorgänger, und Karl's V. umfaſſende Perſönlichkeit zum erſtenmal in ihrem eigenthümlichen Reichthum. Wie viel Kritik ſeiner Darſtellung zum Grunde liegt, hat man nicht gemerkt, weil die kritiſchen Noten, die es zeigen ſollten, zurückgeblieben ſind. Für den hiſtoriſchen Kalender der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ſchrieb er eine kurze Geſchichte Waldſtein's, welcher die Grundzüge zu einer guten Biographie nicht fehlen, aber das Colorit des Helden entſteht, das man nur in ſeinem Vaterlande ſelbſt kennen lernt.

Rechnet man zu dieſen hiſtoriſchen Schriften die vielen Artikel, welche er für ſein Journal verfaßte, und ſeine diplomatiſchen Arbeiten und Zerſtreuungen, ſo ſcheint er in jenen vier oder fünf Jahren fleißig geweſen zu ſeyn; allein er kann ſich dies Zeugniß nicht geben. Sein Hang, nie von der Natur getrennt zu ſeyn, raubte ihm viel Zeit. Anfänglich wohnte er auf Unger's Landhaus im Thiergarten, dann kaufte er ſich ſelbſt eine ſchöne Beſitzung daneben, ohne auf den großen Kaufſchilling mehr als ein geringes, durch ſeinen literariſchen Fleiß erworbenes Geld geben zu können. Die Freude am Eigenthum, das nach den günſtigen Bedingungen des Kaufes leicht ſein reines Eigen-

thum werden konnte, erhöhte ihm den Genuß der Natur, und ſo wollte er anfänglich nicht wahrnehmen, wie viele Stunden das Grundeigenthum der Hiſtorie wegnahm. Dazu war die zweite Leidenſchaft ſeines Lebens eingebrochen, heftiger noch wie die erſte, und gleichwohl, wenn ſie durch äußere Umſtände begünſtigt wäre, eine geringere Feindin der hiſtoriſchen Muſe, weil die Genialität der Geliebten ſich gern mit allen Muſen vertrug. Da aber das Schickſal ſolchen Verein ſeiner Liebe und der Hiſtorie anfänglich ſchlechterdings nicht wollte, ſo ward dieſe bei ihm wiederum durch die Leidenſchaft in den Hintergrund geworfen. Die Folge von ſolchem Zwieſpalt war ein Wechſel von wilder Anſtrengung und Dumpfheit, und er hat viel Zeit von den kräftigſten Jahren des Lebens durch die ödeſten Zerſtreuungen getödtet.

Ein ſehr heller Blick in dieſem unmuthigen Zeitpunct ward für ihn eine kurze Reiſe nach Hamburg. Er kam dort mit ſeinem alten Vater zuſammen, deſſen Freude über die regſame, gewühlvolle freie Handelsſtadt, wo er einen Theil ſeiner Jugend verlebt hatte, voll Erinnerungen war. Der unbefangene Greis hielt oft die geſchäftigen Leute mit Fragen nach Dingen auf, wovon keiner mehr etwas wußte, und wollte ſelbſt dem Handel nicht einmal zugeſtehen, daß der reißende Wechſel die Gegenwart verſchlänge, welche er ſo lebendig gefühlt hatte. Dazwiſchen konnte er ſeine Freude nicht verbergen, daß ſein Sohn, wenigſtens interimiſtiſch, als Repräſentant dieſer von ihm ſo hoch verehrten

Stadt in dem gleichfalls ihm wohlbekannten und werthem Berlin war.

Dieſer hatte geglaubt, daß ihm die kaum übernommenen hamburgiſchen Geſchäfte keine weitere Reiſe nach Oldenburg geſtatteten; doch zu ſeinem Vergnügen ergab ſich das Gegentheil, und er begleitete den alten Vater. Auf der Reiſe ſchlief er zum erſtenmal in ſeinem Leben mit demſelben in einer Stube, und ihn freute, dem Greis, deſſen blühendes Alter doch von Gicht heimgeſucht war, zur Hand ſeyn zu können. Auf wenige Tage begrüßte er Oldenburg; zu Bremen den Senat, welcher verdiente, freien Bürgern vorzuſtehen, und jenen eigenthümlichen Charakter ausgeprägt hatte, der zum Theil einen Souverän, mehr einen gehorſamen Bürger, ganz einen freien Mann bezeichnet. Ein Umgang, welchen der Rath mit ihm unter den alten Rheinweinen des Rathskellers hielt, die wie ein Schatz der Väter gehalten werden, der darauf folgende Ehrenſchmauß auf dem Rathhauſe verſetzten ihn in die Zeiten der alten Hanſe. Man trank auf künftigen noch höheren Flor der Republik, und wohl nicht der Gaſt allein hoffte denſelben damals auch durch Buonaparte, welcher ſie nachher zu ſeiner guten Stadt erniedrigte.

Schon im Jahr 1805 verwandelte ſich ſeine interimiſtiſche Verbindung mit der freien Stadt Hamburg in eine dauernde, und alle drei Hanſeſtädte vereinigten ſich, ihn zu ihrem gemeinſchaftlichen Geſchäftsträger am preußiſchen

Hofe zu beſtellen. Wenn das ehrenvolle Vertrauen, welches ſie ihm dadurch bezeigten, nicht durch glückliche Erfolge ſeiner Wirkſamkeit belohnt wurde; ſo lag der weſentlichſte Grund davon freilich in den Zeitbegebenheiten und dem Unglück, das ſich über die preußiſche Monarchie wälzte; doch iſt auch die Schwierigkeit nicht zu überſehen, daß er als diplomatiſcher Agent mit drei Senaten und Republiken von verſchiedenem und doch wiederum gemeinartigem Charakter und Intereſſe zu ſchaffen hatte, und in Lübeck gar nicht, in Hamburg äußerſt wenig und in Bremen wenig bekannt war. Wer im diplomatiſchen Geſchäft den Hanſeſtädten in ihrem Geiſte tüchtig dienen ſoll, der muß bei ihnen eingebürgert ſeyn, und gewiß iſt am rathſamſten, daß jede von ihnen Bürger aus ihrer Mitte zu ihren beſonderen Geſchäftsträgern auf den diplomatiſchen Hauptpuncten nehme, und erforderlichen Falls die drei einzelnen Hanſeaten daſelbſt auch einen einzigen Repräſentanten der ganzen Hanſe vorſtellen. Hinlängliche Beſoldung derſelben iſt freilich auch vonnöthen. Woltmann hatte von ihnen ſämmtlich ein jährliches Gehalt von 2000 Thalern. Wovon er einzeln nicht anſtändig zu Berlin leben konnte, davon ſollte er repräſentiren und gar einigermaaßen ein Haus machen. Er mußte alſo dem hanſeatiſchen Geſchäftsträger, dem es an Geſchäften nicht fehlen konnte, als anderweitiger Diplomatiker mit durchhelfen. Dies konnte er indeß nur eine Zeitlang.

Durch Vermittlung des nürnbergiſchen Conſulenten Roth, eines feinen Kenners vornehmlich der Hiſtoriker des

Alterthums und der neueren Politik, ward er auch als Geſchäftsträger der freien Reichsſtadt Nürnberg im J. 1804 beglaubigt. Allein dieſe Republik ſchwankte ſchon damals ſo, daß auf ein dauerndes diplomatiſches Verhältniß mit ihr nicht zu bauen war, die Beſoldung von ihr als eine vorübergehende Unterſtützung angeſehen werden mußte. Deſto ſicherer baute er auf eine andere. Johann v. Müller war in demſelben Jahre zu Berlin als Hiſtoriograph angeſtellt; und wenn gleich der Eindruck ſeiner Perſönlichkeit die Freundſchaft nicht erhöhte, welche zwiſchen ihm und Woltmann durch Briefe und im Namen der Hiſtorie ſeit Jahren beſtand; ſo dauerte ſie doch in manchen innigen Geſprächen fort, und Müller war ungemein erfreut, als er eine Gelegenheit fand, ſeinem Freunde etwas Angenehmes zu erweiſen. Als ehemaliger Referendar des Kurerzkanzlers in den auswärtigen Angelegenheiten ward er in Anſpruch genommen, während der Entfernung von deſſen Miniſter zu Berlin als Geſchäftsträger denſelben zu erſetzen. Dies vertrug ſich nicht mit ſeiner Lage, und er wandte dieſe Beſtimmung auf Woltmann. Obgleich die neue Anſtellung nur interimiſtiſch ſeyn ſollte; ſo war doch auf immer wiederkehrende und auch lange Entfernung des Geſandten zu rechnen, und an einen Sturz des Kurerzkanzlers oder nachherigen Fürſten Primas dachten, wie an Wiederherſtellung der Bourbons, nur ſolche, welche die Zukunft nicht berechnen. Auf irgend ein immerwährendes Gehalt ließ der wohlwollende Fürſt ſogleich hoffen, der überhaupt ſeinen neuen Geſchäftsträger gern auszeichnete, und ſofort

deſſen Erhebung in den Reichsadel ohne die geringſten Koſten für ihn am kaiſerlichen Hofe durchſetzte. Wer der älteſte deutſche Edelmann ſey, ob es ein Dalberg, iſt nicht ausgemacht; gewiß dagegen, daß ein Dalberg Anlaß zu dem letzten deutſchen Edelmann wurde, wofern nicht an die Spitze unſeres Föderativſyſtems wieder ein Kaiſer treten ſollte. Für Woltmann kann es nicht anders als denkwürdig bleiben, daß ebendieſelbe Majeſtät, unter deren Schirm er dieſe Erinnerungen ſeines Lebens in glücklicher Lage ſchreibt, unmittelbar vor Niederlegung des römiſchen Kaiſerthums ihn noch dem Adel des gemeinſamen Vaterlandes zugeſellte.

Im Herbſt 1805, wo er die genannten diplomatiſchen Eigenſchaften in ſich vereinigte, und durch den Zuſammenfluß der Einkünfte ſeiner Stellen eine jeder einzelnen entſprechende äußere Lage behaupten konnte, ſchien Alles zum Frieden ſeines Lebens zuſammenkommen zu wollen, welcher ſich nun auch mit ſeiner Leidenſchaft verſöhnte. Er verheirathete ſich mit Karoline Stoſch, der älteſten Tochter des Geheimenraths Stoſch, eines verdienſtvollen und überaus geachteten Arztes, des Hauptes einer glücklichen Familie. Mit ihrem Geiſt und Leben waren von da an ſeine Arbeiten und faſt alle ſeine Stunden in ſo innigem Zuſammenhang, wie ſelten Bildung und Kraft der Frau dem Manne geſtatten. Den Winter ſelbſt lebten ſie in ländlicher Zurückgezogenheit im Thiergarten, und nur den erſten weihte er weniger der Geſchichte, und gab noch einmal ſei-

ner alten Liebe für die Dichtkunſt nach. Die vier erſten Bände ihrer vereinten Schriften enthalten größtentheils nur, was ſie in dieſem Winter mit Luſt und Liebe gearbeitet, und ihm iſt ſehr angenehm geweſen, daß mancher Kritiker wenig davon ihm beigemeſſen, und einen Theil ſeiner Arbeiten auch für ein Product der ſchwungreichen Einbildungskraft und ſo zarten als tiefen Empfindung ſeiner Frau gehalten hat. Da er übrigens ſelbſt die Sitte hatte, ſich mitunter mehrere Jahre nach keiner Kritik umzuſehen, die über ihn erging; ſo ward leicht beobachtet, daß jene in vielen Jahren nicht eine einzige las, welche ſie betraf, wie jungen Frauen geziemt, die in unſere factiöſe äſthetiſche Literatur hinaustreten.

Wie ſchön brach in dieſer ländlichen Einſamkeit der Sommer von 1806 an, und wie hat er geendet! Die politiſchen Veränderungen, welche durch Napoleon's Syſtem Deutſchland trafen und bedrohten, die Erſchütterung der Welt durch daſſelbe waren auf wenigen Puncten ſo fühlbar, erregten faſt nirgends einen ſo lebhaften diplomatiſchen Verkehr, als zu Berlin, wo die Syſteme vom Norden und Weſten gleichſam zuſammenſtießen. Nicht nur unmittelbar durch die Angelegenheiten der Souveränetäten, in deren Namen er handelte, und die oft ganz entgegengeſetzte Rückſichten verlangten, war Woltmann als Diplomatiker damals überaus beſchäftigt, ſondern eben ſo ſehr durch das politiſche Gewebe überhaupt, das ſich um ihn her bewegte, als diplomatiſcher Beobachter. Gebricht es dem Bevoll-

mächtigten kleiner Souveräne nicht ganz an Geſchicklichkeit und Kenntniſſen, ſo ſchenken ihm die Bothſchafter großer Mächte natürlich leichter das Vertrauen, als ſich gegenſeitig einander, und er wird einigermaaßen der Mittelpunct für die vielfachen diplomatiſchen Mittheilungen.

In dieſem Gewirr, wo es noch mehr an Stimmung, als an Zeit zu hiſtoriſchen Arbeiten gebrach, konnte er nur eine flüchtige Geſchichte der Königin Margaretha von Anjou zu Stande bringen. Sein Journal hatte er ſchon aufgegeben, denn die Mitglieder des diplomatiſchen Corps in Berlin und ihre Höfe wollten nicht alle den politiſchen Journaliſten und den diplomatiſchen Geſchäftsmann in ihm unterſcheiden.

Noch war er in ſeiner Bewunderung Napoleon's, deſſen glänzende Eigenſchaften durch ſeine unlautern und wilden für den fernen Beobachter nur noch hin und wieder verdüſtert ſchienen, wenig erſchüttert, und er verhehlte dem Cabinets-Miniſter Grafen Haugwitz und andern nicht ſeine Meinung, daß die Preußen im Felde unterliegen würden. Schlagen wird ſich, erwiederte jener Staatsmann bedenklich, unſere Armee ganz herrlich, und ſie will ja den Krieg; und ſchwieg auf die Aeußerung, daß Preußen die Deutſchen, welche unter der franzöſiſchen Fahne föchten, wie Verräther an Deutſchland ächten und behandeln ſollte. Für politiſche Erwägung war auch keine Antwort darauf; aber jene Aufwallung beweiſet genug, wie deutſch Wolt-

mann fühlte, wenn er gleich von dem Kampf wider Napoleon und die franzöſiſche Revolution von damaligen Deutſchen nicht viel hoffte.

Die Folgen des Tages bei Jena trieben ihn aus ſeiner ländlichen Wohnung in die Stadt, wo ſich ſeine Geſchäfte häuften, als nun das ganze Deutſchland mit dem franzöſiſchen Lager und hinter demſelben herzog. Gleichwohl hielt er ſich trotz aller Anreizung zum Gegentheil ſo von dem franzöſiſchen Kaiſer als allen ſeinen Großen zurück, ließ ſich nicht mit dem diplomatiſchen Corps bei jenem vorſtellen, ging in ſein ländliches Leben zurück, ſobald es ohne Gefahr geſchehen konnte, und ohne Beeinträchtigung der dringendſten Geſchäfte, that während der ganzen Beſezzung Berlin's durch die Franzoſen ſoviel wie möglich jede Verhandlung mit ihren Behörden ſchriftlich ab, folgte nicht einer einzigen ihrer Einladungen, wenn ſie Siege über die Preußen feierten. Er hatte ſich herausgenommen, ohne Hehl zu ſagen, was er an Napoleon und der franzöſiſchen Revolution Tüchtiges wahrzunehmen glaubte, und darum gebührte ihm, ſo lange es noch ein Deutſchland gab, auch den fernſten Anſchein einer Gunſtbewerbung bei deſſen Feinde zu vermeiden.

In jener Zeit hörte das ächte Geſchäft eines Diplomatikers, wenigſtens im nördlichen Deutſchland und in Preußen, gänzlich auf, und ſeine Kunſt der Verhandlung ward zu einem geſchäftigen Treiben bei den Unterdrückern,

Kriegslaſten, Zahlungen zu mildern und Friſten gegen das einbrechende Unheil zu ſuchen. Nur in ſeinen Berichten konnte er noch Gegenſtände der politiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt berühren. Vorzüglich gegen den Großherzog von Frankfurt hat Woltmann in dieſer Zeit ausgeſprochen, was er als Deutſcher, Weltbürger, Hiſtoriker fühlte, hoffte und ahnete. Was er ſchrieb, ward zum Theil mit Wohlwollen, bisweilen mit geiſtreichen Erwiederungen aufgenommen. Er traf auf mehr Deutſchheit in dieſem Fürſten, als die meiſten faſſen, die ihn als einen Verräther des deutſchen Weſens läſtern. Es iſt ein leiſer Geiſt in jenem ehemals hochgefeierten Dalberg, der leiſe begriffen ſeyn will. In ſeinen unſcheinbarſten Briefen erhebt ſich mitunter derſelbe allmählig zu umfaſſender Empfindung und weiten Ideen.

Den beſten Troſt aber ſchöpfte Woltmann jetzt gegen die traurige, verhängnißvolle Zeit, gegen den ſchon beginnenden Druck äußerer Umſtände, da er durch Nürnberg's Untergang einen beträchtlichen Theil ſeiner Einkünfte verloren hatte, der Ertrag ſeiner Grundbeſitzung faſt aufhörte, und der Verfall des preußiſchen Papiergeldes auch ihm empfindlich ward, aus dem ernſten Bemühen, den ganzen Geſchichtſchreiber Tacitus zu verdeutſchen, welches zufällig von Neuem belebt wurde, als ſeine Frau Stellen niederſchrieb, die er ihr aus dem großen Römer in deutſcher Sprache vorlas. Raſtlos wurde die Arbeit jeden Tag fortgeſetzt. Er verfolgte dabei keinen andern Geſichtspunct, als den ge-

naueſten Abdruck von dem Urbild zu geben, begreiflich zu machen und darzuſtellen, wie die Vorſtellung der beſchriebenen Dinge in Tacitus entſtand und vorging, ehe noch einmal die Sprache daran Theil nahm. Dieſer Urſtyl iſt das Weſentliche und Höchſte in jedem Autor, und Niemand kann dieſen faſſen, gar übertragen, welcher jenen nicht in Geiſt und Gemüth erkannt hat. Auch ſollte man, wenn Wiſſenſchaft und Kunſt unmittelbarer Zweck einer Arbeit ſind, keinen Schriftſteller überſetzen wollen, als bei welchem ſich jener Urſtyl offenbaret, und mit einem eigenthümlichen Gehalt.

Im Sommer 1807 war die Verdeutſchung des Tacitus faſt beendet, als ihr Verfaſſer den geiſtigen Anſtrengungen, den Kümmerniſſen der Zeit, dem Gewühl in ſeinem Innern über die großen Begebenheiten erlag, und in das gefährlichſte Nervenfieber fiel, aus welchem die Kunſt und liebevolle Obhut ſeines Schwähers ihn rettete, ſo wie gegen die wiederholten Rückfälle in Nervenſchwäche. Als endlich dieſe in der Mitte des Winters genug nachließ, um ihm hiſtoriſche Arbeit zu geſtatten, begann er mit neuem Lebensmuth ſeine Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens, die ohne ſein Wiſſen als eine Fortſetzung der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges von Schiller herausgegeben ward, mit welcher ſie in Hinſicht auf Styl, Compoſition, Quellenſtudium nicht die fernſte Aehnlichkeit hat. Ob dem Hiſtoriker in ihm das diplomatiſche Leben gefrommt habe, muß vorzüglich nach dieſem Buche beur-

theilt werden. Völlig gegründet iſt der Tadel, daß einige weſentliche Puncte, wie die Geſchichte der ſchwediſchen Genugthuung, unverhältnißmäßig kurz in demſelben abgethan ſind. Man wird es der bisweilen übermannenden Ungeduld des Nervenkranken zu gut halten, wenn man erwägt, mit welcher Ruhe und welcher Verläugnung der Vorarbeiten er das verwickeltſte Gewebe diplomatiſcher Verhandlungen dargelegt hat. Erſt gegen das Frühjahr 1809 war das Ganze vollendet. Doch fällt in denſelben Zeitraum eine größtentheils beendete Geſchichte des deutſchen Ritters und Helden Georg von Frundsberg und eine Ueberſetzung des Salluſtius durchaus nach demſelben Geſichtspunct, wie die Verdeutſchung des Tacitus.

Dieſe beiden letzten Sommer und Winter hindurch, wo das Bild der Zeit und des Krieges, ſein immer gehäſſigeres Geſchäftsleben, die täglichen Eindrücke des franzöſiſchen Uebermuthes, des tiefſeufzenden, ergrimmten preußiſchen Volkes, Krankheit und Sorge ſeine ländliche Ruhe heimſuchten und verbitterten, verdankt er viele Stunden der heiterſten Geſelligkeit und Unterhaltung dem Philologen Wolf, der ſein witziges, lebendiges Geſpräch mit Gelehrſamkeit, und ſeine dürrſte philologiſche Unterſuchung mit Lebensheiterkeit zu durchdringen weiß. Sonſt ſah er von den Gelehrten Berlin's faſt nur und am häufigſten Friedrich Buchholz, welcher den Namen eines Gelehrten weit mehr verdient, als unſere literariſche Welt glaubt, und ſeine oft angefeindeten hiſtoriſchen und politiſchen Meinun-

gen durch die Unbeſcholtenheit männlicher Geſinnung und des rechtſchaffenſten bürgerlichen Lebens adelt. Unter die Gelehrten nicht, doch unter die gebildeten Geiſter, die ſein ländliches Leben erfreuten, gehört vor allen auch Zelter, der die einfache Kraft, die ſeine Muſik und ſein Kunſturtheil beſeelt, wie ſein Element immer mit ſich trägt. Mit Johann v. Müller hatte er nach wie vor kein Zuſammenleben; nur herzliche Stunden.

Leider mußte Woltmann im Frühling 1809 das ländliche Leben verlaſſen, welches ihm nun zu koſtbar und für die diplomatiſchen Geſchäfte zu hinderlich war. Die eigenen Roſſe, die ihn ſonſt ſchnell zu denſelben führten, waren dem Krieg geopfert, und mochten nicht erſetzt werden, da die Rückkehr des Geſandten vom Fürſten Primas ihm wiederum einen ſehr beträchtlichen Theil ſeiner Einkünfte nahm. Er zog in die Stadt, die Räume, welche Prinz Louis Ferdinand zuletzt bewohnt, und durch manches luſtige Vorſpiel zu dem tragiſchen Kriege, in dem er zuerſt fiel, bezeichnet hatte. Dieſe hiſtoriſche Erinnerung trat ihm oft zwiſchen die Arbeiten, die er dort ſogleich begann, und vor dem Winter beendete. Für den erſten Kriegskalender von Göſchen beſchrieb er die einzige Art, wie Napoleon eine Univerſalmonarchie ſtiften könnte, nämlich auf die heiligſte Achtung gegen Freiheit und Nationaleigenthümlichkeit der Völker, wodurch ſich jede Univerſalmonarchie von ſelbſt wieder auflöſt. Das neue Staatsleben in Preußen reizte ihn zu dem Verſuch, den

Geiſt der neuen preußiſchen Staatsorganiſation zu charakteriſiren, und Winke zu geben, nach welchem Ziel derſelbe ſtrebe. Als der Verſuch erſchienen war, äußerten geiſtvolle Miturheber jener Organiſation, wie überraſcht ſie von der Gründlichkeit wären, womit ein Ungeweihter aufgeſpürt habe, was ſie ſich irgend bei den Statuten der Organiſation gedacht hätten; und des Contraſtes wegen kann bemerkt werden, daß Recenſenten, die weder den Geiſt des Geſetzes noch ſeiner Urheber kannten, die Darſtellung äußerſt flach und unbefriedigend gefunden. Mehr Freund der Hiſtorie, als Müller's, empfand er bei den zu frühen Tod des Geſchichtſchreibers der Schweiz einen unwiderſtehlichen Trieb zu Abfaſſung des befeindeten Buches über denſelben. Schnell mußten ſeine Worte auf die Lobeserhebungen fallen, welche ſich Unverſtand, Rohheit im hiſtoriſchen Urtheil, jugendliche Frechheit und Partheigeiſt über einen ſolchen Mann herausnahmen, ehe der gerechte Schmerz, welchen Deutſchland über den Verluſt eines wie tadelnswerthen, doch ſeines beſten Geſchichtſchreibers empfand, ſie genehmigte. Die Wirkung, welche ſein Buch wider Nachahmung und Bewunderung einer ſchlackenvollen hiſtoriſchen Manier bezweckte, wider eine unſelige Ueberſchätzung des Gemüths in der Geſchichtſchreibung gegen Verſtand und Einbildungskraft, liegt erreicht vor ihm, und keine der Schmähungen und Verleumdungen, womit man ihn überhäufte, hat ihn verletzt; denn er wußte, was er geſchrieben, und warum, und daß es in Deutſchland ein ſtilles, reifes Publicum denkender Männer gibt, welches zuletzt über Autoren

entſcheidet, wenn gleich die in öffentlichen Blättern lärmende Jugend, Sectirerei und Beſchränktheit ſich für das deutſche Publicum ausgibt, und eine Zeitlang bei Unerfahrnen dafür gilt.

Nach Rückkehr der erſten Staatsbehörden aus dem äußerſten Preußen zeigte ſich bei der Lage der Monarchie gegen die franzöſiſche Uebermacht doch nur eine ſchwache Spur von einem freien diplomatiſchen Verkehr, zumal in Hinſicht auf ſo kleine und beargwohnte Souveränetäten, wie die Hanſeſtädte. Je widriger ihm dieſes Gefühl ward, um ſo mehr ſehnte er ſich nach einem höheren Geſchäftsleben in bedeutenderen Regionen. Er ſagte dies dem preußiſchen Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg, von welchem er hoffte, alles wahrhaft Praktiſche in der neuen Staatsorganiſation ſanfter verwirklicht zu ſehen, als die Urheber derſelben es vermochten. Dieſer Staatsmann hatte als ehemaliger preußiſcher Miniſter mit dem damaligen Glanz, der alten Rüſtigkeit und Würde ſo viel Empfänglichkeit für neue Ideen, ſo viel freies Hinweggehen über die beſtehende Form gezeigt, daß er zur Beſeelung einer neuen vorzüglich geeignet ſchien; und wiederum wußte er das Neue mit dem Alten ſo zu umgeben, daß es auch da Eingang fand, wo es ſonſt nur niedergeworfen hätte. Vielleicht hat nie ein Staat in ſolcher innern und äußern Lage, wie damals der preußiſche, einen Mann an ſeiner Spitze geſehen, welcher ſo den ſchwankenden Zuſtand friſten konnte, ohne Muth und Neigung zur Wiederherſtellung

alten Ruhms und alter Feſtigkeit zu verlieren. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß eben ein ſolcher Staatskanzler dem Hiſtoriker zuſagte, und ihn die ehrenvolle Art freute, wie derſelbe ihm die Aufnahme in den preußiſchen Staatsdienſt verſprach.

Die Nachricht vom Tode ſeines dreiundachtzigjährigen Vaters im Sommer 1809, deſſen glückliches Alter durch ein kaltes Fieber geendet ward, ehe das franzöſiſche Unheil über Oldenburg ausbrach, und auch den Greis in Brodloſigkeit verſetzte, trug mit dazu bei, daß Woltmann ſeine äußere Lage ſorgloſer nahm; denn bei jeglichem Wunſch nach einem glücklichen Geſchick war ihm die Freude des Vaters darob ein beſonderer Antrieb dazu geweſen. Ueberhaupt aber iſt er wenig geeignet, eine Verheißung, die ihm geſchehen iſt, zur Erfüllung zu treiben; wie er Grund hatte zu wünſchen, ſo war, denkt er, auch von der andern Seite Grund zu verſprechen, zu erfüllen. Noch ſtand er im Dienſt der Hanſe, als gegen Anfang des Jahres 1810 der königliche Hof nach Berlin zurückkam.

Er vermied nun das Hofleben nicht, wie ehemals, und gewann von dieſem Entſchluß auch für ſeine hiſtoriſchen Anſichten, für vielſeitige Betrachtung des Lebens. Eine ſehr erfreuliche Erſcheinung war ihm daſelbſt der Bruder der Königin, der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, deſſen regen Sinn für Deutſchland, wie es in der Vorzeit erſchien, wie es werden ſollte, er ſchon zehn Jahre

vorher aus täglichen Unterhaltungen über die deutſche Geſchichte genau kannte. Der Oberhofmeiſter, Freiherr von Schilden, nach langem Hofleben ſo reiner Seele, wie ehemals zu Göttingen, brachte ihm Erinnerungen von dort in dieſe Umgebung.

Vielleicht war ſie ihm auch dadurch angenehmer, weil er in dem König ſchon ſeinen künftigen König ſah, was die Verſchlingung der Hanſeſtädte durch das napoleoniſche Reich, das Aufhören aller ſeiner Einkünfte, die er als Literator von dem Großherzog von Frankfurt genoß, beſonders wünſchenswerth machte, ohne daß er ſeinen Eintritt in den preußiſchen Staatsdienſt darum eifriger betrieb. Er hatte ſchon, wie Johannes Müller, in ſeinem Leben die Erfahrung gemacht, daß das eigene Streben nach einem äußern Ziel faſt nie ihm gelang. Auch ſtand ihm entgegen, daß er als Oldenburger wie ein geborner franzöſiſcher Unterthan genommen wurde, der ohne Erlaubniß Napoleon's in keinen fremden Staatsdienſt treten durfte. Selbſt als er von Neuem in dem Namen des Großherzogs von Frankfurt als Geſchäftsträger beglaubigt ward, und es unter Mißverſtändniſſen blieb, that die franzöſiſche Geſandtſchaft Einſpruch. Nach Paris zu gehen in den Dienſt des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, wie ihm zugemuthet ward, hatte er keine Neigung. Obenhin hielt er um eine Anſtellung, beſonders eine literariſche, in dem ſogenannten großen Reich an, weil franzöſiſche Behörden ihn dazu veranlaßten. Er wünſchte nur irgend

ein Jahrgehalt für die Einbuße ſeiner hanſeatiſchen Beſoldung, um der Geſchichte in Erwartung einer andern Zukunft allein zu leben; doch dieſer Wunſch ward zurückgewieſen, und durch die Anfrage erwiedert: wie er angeſtellt ſeyn wolle?

In dieſer gewiß nicht harmloſen Lage ward Tacitus, der große Tröſter ſeines Geiſtes ſeit langen Jahren, auch ein Troſt für ſein leibliches Daſeyn. Er beſchloß, ſeine Verdeutſchung im Selbſtverlag herauszugeben. Allein er ward ſogleich gewahr, daß ſelten ein Stein auf dem andern bleiben konnte, und begann eigentlich eine ganz neue Verdeutſchung, anfangs, wie vormals, beinahe nur nach einem Abdruck des Urſtyls ringend, weniger beſorgt um die Natur der deutſchen Sprache und die philologiſche Genauigkeit. Bei jedem Theil tritt die Sorgfalt um dieſe beiden mehr hervor, auch in dem fünften noch nicht genug; doch welchen Tadel das Werk in dieſer Hinſicht verdienen mag, urtheile Niemand über daſſelbe ab, der nur ſchöngeiſteriſch, nüchtern grammatiſch, gelehrt philologiſch Sprachen mit einander vergleichen, und nicht faſſen kann, was es heißt, das Urbild eines großen Geiſtes wiedergeben zu wollen.

Reichen Troſt für das leibliche Daſeyn brachte Tacitus indeß nicht, und unter welchen körperlichen Schmerzen kam die neue Verdeutſchung der letzten Theile zu Stande! Ihr Urheber ward von der qualvollſten Gicht auf ein Kranken-

lager geworfen, welches er zu Berlin ſelten nur und auf kurze Zeit noch verließ. Bei nie erlöſchendem Lebensmuth, trotz aller äußern Drangſale, ward er auch durch den friſchen Sinn ſeiner Frau aufrecht erhalten, welche der Dichtkunſt die einwohnende Kraft abrang. Er ſelbſt begann auf dem Krankenlager die Ausarbeitung ſeines noch immer wenig vorgerückten Werkes über den dreißigjährigen Krieg, und eben ſo eine neue Zeitſchrift, welche als deutſche Blätter erſchien, und geeignet war, in der deutſchen Literatur zu wurzeln, wenn beſſere Zeiten ihren Urſprung begünſtigt hätten. Die zur Herausgabe gehörende Ruhe war leicht zu behaupten, da ſie zur Beſchreibung des dreißigjährigen Krieges gewonnen war, unter den heftigſten Erſchütterungen der Seele.

Denn Woltmann hatte endlich die früher gehegte Hoffnung aufgegeben, daß Deutſchland ſich aus eigener Kraft wider Napoleon, oder vielmehr die Uſurpationen der franzöſiſchen Revolution erheben und obſiegen möge; hoffte dagegen, daß dieſer Kampf für unſere Freiheit nicht vonnöthen, und dieſelbe aus Keimen, welche zum Theil aus Frankreich gekommen waren, ſtiller aufblühen werde, indem die revolutionäre Kraft Bonaparte's und der Franzoſen ſich nach Aſien hinüberſpiele, und dort erſchüttere und vernichte, was ihr eigenthümlicher Beruf war. Es geſchah anders, und gleichſam durch Gottesurtheile ward Deutſchland zu einem Kampf aufgerufen, welcher in Stunden der Begeiſterung eine ſchnelle Erfüllung alles deſſen verſprach, was man

je von einer Erhebung der deutſchen Nation gehofft hatte, doch der furchtſameren Betrachtung ein ſiegreiches Ende nur nach vielen Jahren der Zerſtörung und der Greuel zeigte.

Woltmann hatte kurz vorher von dem Großherzog von Frankfurt die Anwartſchaft auf einen einträglichen diplomatiſchen Poſten, auf ſichere Anſtellung im Großherzogthum für jeden Fall, und faſt eine Verdoppelung ſeiner Penſion erhalten. Entſchieden war nach ſeiner Anſicht keineswegs, daß dieſes etwas durchaus Unſicheres ſey. Allein er hätte gern auch das ſicherſte Gut geopfert, um mit denen zu ſeyn, welche ſich für die deutſche Freiheit erhoben. Er wandte ſich an den Freiherrn von Stein, welchen er nur einmal, wenige Tage vor deſſen Aechtung durch Napoleon's Tyrannei, aber ſo geſprochen hatte, daß er zur Deutſchheit und gewaltigen Kraft deſſelben inniges Vertrauen faßte, und erbot ſich zu jeglicher Arbeit für ein neues Deutſchland. In Erwartung der Antwort blieb er zu Berlin, wo das Cabinets-Miniſterium auch nach Erlöſchung ſeiner diplomatiſchen Poſten ihm den Genuß der diplomatiſchen Vorrechte zuſagte. Ehe er die Arbeiten nur beginnen konnte, welche der Freiherr von Stein von ihm gewünſcht hatte, machten die Wendung des Kriegs nach der Schlacht bei Lützen und Selbſterhaltung ihm zur Pflicht, vor den franzöſiſchen Heeren zu fliehen. Er raffte ſich vom Krankenlager auf, und begab ſich unter gichtiſchen Qualen nach Breslau.

Hier arbeitete er ſeine Ideen über eine künftige politiſche Verfaſſung der Deutſchen, in welchen der Gedanke, den

er als ein hiſtoriſches Reſultat wohl nie aufgeben wird, obwaltete, daß in den Angelegenheiten Deutſchlands zwei Principe ſind, das vorherrſchende, oder Oeſterreich, das erregende, oder Preußen, und daß dieſes mächtig genug ſeyn müſſe, um jenes innerhalb der Schranken der deutſchen Nationalfreiheit zu halten, nicht mächtig genug, um das conſtitutionelle Vorwalten deſſelben beeinträchtigen zu können. Ob die erſte Ausarbeitung hierüber an den Freiherrn von Stein gelangt ſey, weiß er nicht; beendet und abgegeben in ſolcher Abſicht ward ſie, als die anrückenden Franzoſen Breslau bedrohten.

Woltmann floh nach Böhmen, und begann in den erſten Wochen zu Prag einen Abriß der Geſchichte jenes Reichs, ſo wie er ſich überhaupt zur Regel gemacht hat, in keinem Lande zu verweilen, über deſſen Geſchichte er ſich nicht ſofort durch eigene Forſchung genau unterrichte. Seine Krankheit hatte nicht nachgelaſſen, Sorgen für den täglichen Unterhalt nagten an ſeiner Ruhe, und kaum hatte er angefangen, die Grundzüge der böhmiſchen Geſchichte zu entwerfen, ſo ſollte er bei Wiederausbruch des Krieges die öſterreichiſchen Staaten verlaſſen. Friſt verſchaffte ihm ſeine Krankheit, hielt ihn aber auch gefeſſelt, als man nach dem Unglück der Verbündeten vor Dresden ſelbſt für Prag fürchtete. Der Tag bei Culm ward der Vorbote der deutſchen Freiheit.

Seiner Geſundheit wegen mußte er in Böhmen zurückbleiben, durch das Studium von deſſen Geſchichte, und durch

Umarbeitung ſeiner Verdeutſchung des Salluſtius beſchäftigt. Auch bei dieſer waltete der Geſichtspunct vor, ohne welchen keine ächte Ueberſetzung der alten Autoren ſeyn kann; doch ſind philologiſche Genauigkeit und Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache weit mehr berückſichtigt, als auch bei den letzten Theilen des Tacitus.

Das ſchöne, wohlfeile Böhmen mit ſeinen Heilquellen, die väterliche Milde der öſterreichiſchen Regierung, welche ſich ſichtbarlich über die Völker ausbreitet, die großartigen Verhältniſſe, die er im Bau der öſterreichiſchen Monarchie wahrnahm, der große, alterthümliche Charakter Prag's, im Gemiſch von Denkmalen ſlaviſcher und deutſcher Sinnesart, und wie viele andere Dinge ließen ihn vergeſſen, daß er in Böhmen nur weile, um eine Beſtimmung in andern Staaten abzuwarten. Nie war ihm der Gedanke eingekommen, daß er eine Beſtimmung des Lebens für die öſterreichiſche Monarchie finden könne, auch da nicht, als er ſeine Geſchichte Böhmen's in zwei Bänden herausgab, ein Werk, das in Hinſicht auf den Wechſel im hiſtoriſchen Colorit, der bei gleichem Grundtone deſſelben ſo mannigfaltig ſeyn muß, wie der Stoff ſelbſt, ſeine bisherigen hiſtoriſchen Arbeiten übertrifft, durch Ausführlichkeit und längeres Quellenſtudium ſehr gewinnen kann.

Während dieſer Arbeit ſeines erſten Jahres in Böhmen verwandte er, wie im folgenden, viel Zeit auf Kritiken für die jenaiſche allg. Literaturzeitung. Ehemals hatte er ſo im

äſthetiſchen als hiſtoriſchen Fach fleißig für dieſelbe gearbeitet, zu jung und zu wenig reif zum Kritiker. Nach langem Genuß der Literatur ohne kritiſche Beſchäftigung begann er, durch die Zeitgeſchichte gereizt und mit der Ueberzeugung, daß Begebenheiten und Angelegenheiten der deutſchen Nation würdiger bei einem wiſſenſchaftlichen Inſtitut, als in unſern politiſchen Zeitungen erwogen würden, mit neuer Luſt das kritiſche Geſchäft.

Noch immer dachte er in den preußiſchen Staatsdienſt einzutreten, und der Fürſt Hardenberg begünſtigte dieſe Abſicht noch, als ſich fügte, daß ſeine Lage im Oeſterreichiſchen nach Anſichten feſtgeſetzt wurde, deren ſelten eine große Regierung Autoren gewürdigt hat. Durch ſie lebt er der Hoffnung, da er jetzt in ein Alter getreten iſt, an deſſen Schwelle Tacitus ſeine hiſtoriſchen Arbeiten begann, einem umfaſſenden Werke, zu welchem die bisherigen nur Vorſtudien geweſen ſind, ſein Leben zu weihen, ohne deshalb Arbeiten der Art, wie ſeine Geſchichte Böhmen's, zu unterlaſſen; denn wie große und die Quellen erſchöpfende hiſtoriſche Compoſitionen unſerer Literatur vonnöthen ſind, ſo bedarf die Geſchichte der meiſten Länder noch ſolcher Darſtellungen, wodurch dieſelben gleichſam Perſönlichkeit erhalten.

Nachtrag

zu

Woltmann's Selbſtbiographie.

Wenige Menſchen, nur ſolche, die mit Schärfe und Beſonnenheit jede Veränderung in ihrem Innern, ihrer Umgebung, erkennen, denen Wahrheit über alles theuer iſt, und keine Schuld die Erinnerung verwirrt oder befleckt, werden in der Fülle zugleich und am Schluß ihres Lebens, daſſelbe mit ſo genauer Darſtellung aller Züge, aus denen ihre Individualität hervorgeht, den Zeitgenoſſen ſchildern, als Woltmann gethan hat. Aber eben in dem letzten lag, daß es im Geiſte einer Heiterkeit geſchah, womit er ſeine Erſcheinung andern gegenüber aufzufaſſen liebte, in dem Sinn für Billigkeit und Anſtand, in dem ein edler und feiner Mann über ſich ſelbſt redet; der nichts verhehlt, aber auch nicht das ihn innigſt Bewegende darlegt, mehr über Menſchen und Erſcheinungen, die auf ihn wirkten, als über ſich ſelbſt ſpricht: wo dies ſeyn muß, mit heitrer Iro-

nie, und ſofern Wahrhaftigkeit vergönnt, hinweggleitend über dasjenige, was anſtößig oder kränkend ſeyn dürfte.

Die tiefen Züge ſeines Weſens, von welchen ſeine reiche Freude kam, ſein Schmerz, ja ich kann ſagen, ſein früher Tod, hat er nur angedeutet; nur diejenigen läßt er hervortreten, welche ſofort ein jeder Beobachter an ihm wahrnehmen konnte. Wie ſeine Geſundheit an dem Kummer hinwelkte, daß von allen Idealen, woran er unausſprechlich hing, die er mit unverwüſtlichem Muth und Glauben in die Wirklichkeit eingeführt hoffte, keines wirklich ward; an der Kränkung, wenn aus eigenthümlichen Anſichten ihm Spaltung oder Verkennung bei Menſchen entſtand, denen ſeine Wahrheitsliebe unter jeglicher Befeindung Gerechtigkeit verſtattete, wird man aus ſeiner Selbſtbiographie kaum ahnen. Aus der Heiterkeit und Haltung, welche durchhin walten, entnimmt man vielleicht die Getroſtheit, die ihm von dem Bewußtſeyn kam, nur der Wahrheit ohne Rückſicht mit Stärke, Einfalt, Schwung des Gemüthes, mit ſcharfem, friſchem Blick in allen Erſcheinungen nachzuſpähen. Seine Freude an der regen Kraft ſeines Geiſtes, an der Natur, an ſeine vorwaltende, fördernde Ueberlegenheit, an jedem kleinſten Beweis von Anerkennung und Liebe, ſpricht darin ſelten, und nur aus flüchtigen Zügen.

Die Liebe ſeiner Mutter zu ihm war ſo ausgezeichnet, daß ſie dem Superintendenten zu Oldenburg Veranlaſſung

gab, in einer Predigt über das Unrecht, eines ſeiner Kinder dem andern vorzuziehen, dies Uebermaaß öffentlich zu rügen. Bei einem Beſuch mahnte er ſie darauf insbeſondere davon ab. Woltmann ſaß als fünfjähriger Knabe auf einer Bank zu den Füßen ſeiner Mutter, und hörte jene Ermahnung mit an, deren Sinn, und daß ſie ihn betreffe, er wohl faßte. Die lebhafte Frau erwiederte nichts; als daß ſie ihn über das Haar ſtrich, und ſagte: „er iſt ein guter Junge." Er erinnerte ſich dieſes Zuges und dieſes Zeugniſſes noch in männlichen Jahren mit der allerkindlichſten Freude.

Der frühe Tod dieſer Mutter, und daß ſein Vater nicht wieder heirathete, wirkten gewiß entſcheidend auf Woltmann's ganzes Weſen; wie in den Schickſalen der Kindheit für alle ſeelenvollere Menſchen beſonders der Knoten geſchürzt liegt, aus welchem das Schickſal ihrer Zukunft ſich entwickelt.

Sein Vater ließ bei Erziehung der Kinder eine freie Geſinnung herrſchen. Perſönlichkeit gegen Perſönlichkeit ſtand Woltmann ſchon als Kind gegen ihn und zu ſeinen Geſchwiſtern. Durch die Kränklichkeit ſeiner frühen Jugend wurde der Mangel an Mutterpflege ihm vorzüglich hart. Es lag nicht in ſeiner Art, dies als ein beſonderes Entbehren durch Vergleichung ſeines Looſes zu dem von andern Kindern zu erkennen, und fromme Liebe, Verehrung, Dankbarkeit für ſeinen Vater, ſchloſſen außerdem eine ſolche

Vergleichung aus; aber als tiefe Melancholie wirkte es überhaupt auf ſein inniges Gefühl, daß er ſeine Mutter verloren habe.

Die körperlichen Leiden betrübten ihn nicht. Er ſuchte ſie ſich beſtens zu erleichtern, und die größte phyſiſche Ruhe verhalf ihm dazu; aber ſie verdammte ihn dabei zur Einſamkeit. Ganze Vormittage auf einem Stein in der Sonne, oder auf einer Kammer des Hauſes, die eine lichte Ausſicht bot; abends in dem Zimmer, wo er, nachdem es ſeine Geſchwiſter geräumt, Niemanden mehr hinderte, ſaß er, ohne ſich zu regen, damit die tiefen Wunden, welche nach jahrelangen Fiebern und übermäßigem Gebrauch der China in ſeinen Körper gefallen waren, nicht durch die wechſelnde Berührung der Kleidung verletzt würden.

Indem faſt nur dieſelben äußeren Eindrücke ihn umgaben, wurde ſein Vermögen, Gehörtes und Geleſenes ſich zu vergegenwärtigen und vielſeitig zu betrachten, aufgefordert und entwickelt. Die Stille vergönnte ihm, auch leiſe und zarte Regungen des Gemüthes zu ſpüren und aufzufaſſen, und zur Freude, die ſeine Natur ſtark forderte, war ihm ſeine ideale Phantaſie geſchenkt. Ihre Geſtalten wurden ſeine Geſellſchaft, ſie geſtaltete ſeine Trauer, ſein Entbehren alle ſeine Gefühle zu Bildern. In Einſamkeit, unter Schmerzen, nahm er die Gelaſſenheit, Schärfe, Vielſeitigkeit der Beobachtung an, die Ruhe des Urtheils, wodurch ihm fürs übrige Leben, eine Erſcheinung eine Erfahrung

fruchtbarer wurden, als Andern, mehr oder weniger, oft Maſſen derſelben ſind. Hier gediehen bei ſchwermüthiger Weichheit Selbſtvertrauen und muthige Reſignation, das Unabwendliche der Verhältniſſe ſtreng als ein ſolches zu nehmen, in ſich abzuthun, ohne Umſchauen nach Beihülfe, ohne Wünſche und Grübelei.

Wie ſeine Geſundheit erſtarkte, mit ihr eine mächtige Sinnlichkeit erwachte, ein Hang zu ſchrankenloſem und Schranken niederwerfendem Vordringen, waren ſeine geiſtigen Kräfte auch dem gemäß entwickelt, Genüſſe des Geiſtes ihm zum Bedürfniſſe geworden. Er blieb keuſch aus Geſchmack; jenem Hange trat ein vollkommenes Inneſeyn der Rechte und edlen Empfindungsweiſen Anderer, ſeine urſprüngliche Güte feſtigend, entgegen; er liebte Einſamkeit als beſeelt, beſchauliche, idylliſche Vergnügen vor allen, und Thätigkeit als Genuß. Doch eine Seite der Bildung war vernachläſſigt. Die Erfahrung von Förderniß und Hinderung im Leben, durch die Wirkungen des Vermögens der Menge wider das einzelne, den Tact dafür, hatte er nicht erworben. Mit dem Gefühl innerer Ueberlegenheit trat er in die erſten Verhältniſſe des geſelligen Verkehrs, ohne Ahnung von der Berückſichtigung und Behandlung, die ſie erfordern.

An ſeine älteſte Schweſter, Sophie, hing ſich Woltmann in jenen Knabenjahren vorzüglich. Sie war ihm ähnlich an Geiſt, Gemüth, Empfindung, und die Gefähr-

tin ſeines Grams über den Tod ihrer Mutter. Unter ſeinen früheren Gedichten fand ſich eine an ſie gerichtete Elegie, die als Denkmal von Ernſt und tiefer Empfindung bei ſo zartem Alter zwar großen Werth für die, die ihn lieben, aber keinen poetiſchen hatte, der ſie zu allgemeiner Mittheilung eignete; weshalb er ſie auch mit andern Jugendſchriften verbrannte. Weniger in Bezug auf ein beſonderes Schickſal, poetiſch reiner, und eben ſo bedeutend für die Stimmung ſeines Sinnes iſt ein kleines Lied an den Tod *) von

*) Wir fügen daſſelbe für unſere Leſer hier mit bei:

Im Abendroth
Erſchien der Tod
Mir hold an einer Quelle:
Sein Auge war
So wunderklar
Wie friſche Sternenhelle.

Ein ſüßer Duft
Durchdrang die Luft
Von ſeiner Nähe Säuſeln:
Sein Engelbild
Schwamm roſenmild
Auf leiſem Wellenkräuſeln.

So hold wie hier
Erſcheinen mir
An meinem Sterbebette:
Weh, wenn o Tod,
Dein Abendroth
Sich dann umnachtet hätte.

ihm aus jener Zeit. Sobald die Mutter geſtorben war, übernahm Sophie die Führung des großen Hausweſens. Angeſtrengte Arbeit erſchöpfte ihr Leben. Woltmann verlor ſie früh, während ſeines Aufenthaltes zu Jena. In ihrer Todesnacht verſchwieg ſie ihren Kampf, um die Freude ihrer Mägde nicht zu unterbrechen, welche im Nebenzimmer mit Verwandten vom Lande ſich vergnügten. Ich habe dieſen ſchönen Zug nicht übergehen können.

Der Schickſale und Fürwaltung ſeines älteſten Bruders gedenkt Woltmann in ſeiner Selbſtbiographie. Von beiden Geſchwiſtern wurde er ſehr geliebt; weder die übrigen noch ſonſtige Gefährten ſchloſſen in dieſer frühen Zeit ſich ihm an. Er war körperlich zu ſchwach, geiſtig zu überlegen, um traute Geſellen ſeines Alters zu finden und zu wünſchen.

Bei ſeiner Geneſung nahm er gern Theil an Spielen, beſonders an Wagniſſen der Knaben. Sein phyſiſches Vermögen war nicht ſeiner Kühnheit gewachſen. Er zerbrach bei einem gewagten Sprung den rechten Schenkel, nicht lange darauf den Arm. Jenes geſchah weit von der Stadt im freien Felde. Zwiſchen zwei Mitſchülern angehängt, ſchleppte er ſich zum nächſten Dorfe; von dort auf einem Leiterwagen in die Stadt gefahren, vergaß er die heftigen Schmerzen, als er am Markte, während man ihn vor dem Hauſe des Wundarztes vom Wagen hob, einen Fremden

[stamp]

erblickte, und hörte, er ſey **Gleim**. Das Bild des Dichters blieb ihm aus dieſer Erinnerung gegenwärtig.

Wie ſeine Mitſchüler weiterhin ſich für die Zeitereigniſſe entzündeten, deren Vorſtellung in ihre Spiele hinüberzogen, ſich in Amerikaner und Engländer trennten und Schlachten lieferten, geſellte er ſich mit ungewöhnlicher Lebendigkeit zu dieſen Spielen. Zum Anführer eignete ihn ſein ſchwacher Körper nicht; er gab ſich dem Anführer der Amerikaner bei, und veranlaßte durch einen Plan von Umgehung, den er entwarf, den Engländern auf dem Wall von Oldenburg in einem Haupttreffen die bedeutendſte Niederlage. Außerdem konnten kindiſche Unterhaltungen, wenn ſie nicht Gärtnerei etwa, oder Thiere noch betrafen, den Gehalt ſeiner einſamen Stunden nicht aufwiegen.

Durch einen kleinen Antiquarhandel, den er als Schüler trieb, verſchaffte er ſich die Bücher, zu denen ihm ſein Vater kein Geld zu geben vermochte, und die er als ſeine Schätze hochhielt und liebte. Bald eröffnete die Bibliothek von **Halem's** ihm noch reichere Genußquellen. Er war ſehr begierig den kaum erſchienenen Ardringhello zu leſen. **Halem** verweigerte ihm dies Buch zu leihen. Im Fortgehen erblickte **Woltmann** es auf einem Tiſch nahe bei der Thür der Bibliothek, und nahm es kecklich zu ſich. Schon war er im Vorzimmer, mit immer ſchnelleren Schritten ſeine Beute zu ſichern, als **Halem**, der jenes geſehen, ihm nachkam, ihm, ohne ein Wort zu ſagen, den Raub

abjagte, den er eben ſo ſtillſchweigend fahren ließ. Mit dem herzlichſten und heiterſten Dank gedachte er noch kurz vor dem Ende ſeines Lebens dieſer Fürſorge.

Bei der Fröhlichkeit des Wohlbefindens wurde in ihm auch die Gabe erweckt, alle Kontraſte der zufälligen Geſellungen, der Verwechſelungen, der Anſprüche zum Vermögen im Leben, mit Schärfe aufzufaſſen, mit Heiterkeit ans Licht zu heben; aber es geſchah aus der harmloſeſten Freude am rein Lächerlichen der Erſcheinung, niemals mit hämiſchem Bezug auf Perſönlichkeiten. Hier rührte das Edle und Würdige ihn tief, und wenn er jenes mit heiterer Lebendigkeit vorhob, ſtellte er dies mit verweilender Innigkeit dar.

Man verkannte ihn nichts deſto weniger: ſelbſt ſein Lehrer Kruſe, dem er ſo viel verdankte, hat ihn einſt deswegen unſchuldig geſtraft. Er hatte den Schülern bei einer Geographieſtunde die Länder auf der Karte gezeigt, und verlangte nun die Beſtimmung der Lage von ihnen auf der weißen Kehrſeite. Ein Schüler verſetzte das ungeheure Rußland in die ganz kleine Grafſchaft Jever, und dieſe Verwechſelung war Woltmann ſo lächerlich, daß er nicht vermochte es zu verhehlen, und Kruſe nicht ſein Gemüth dabei zu verſtehen.

Woltmann ſagte oft: „wenn man das Lächerliche auffaſſen kann, ſoll man vorzüglich das Gute mit Begeiſte-

rung empfinden.“ Er bedurfte jener Gabe als Gegengewicht wider den Schmerz Menſchen und Verhältniſſe einander gegenſeitig von Idealen zurücktreiben zu ſehen, der ſein Leben von nun an mit ſteigender Gewalt bedrängte.

2.

Freigebig bis zur Verſchwendung, ſo daß in zwei Wochen ſeines erſten Aufenthaltes zu Göttingen ſeine Wäſche ſelbſt, bis auf weniger als kümmerlichem Bedarf an Landsleuten verſchenkt und verliehen war; dienſtfertig, ohne Hochmuth oder Befliſſenheit, unbeſorgt welchen, nicht einmal daran denkend, ob ſein Weſen irgend einen Eindruck auf Andere bewirke, verfolgte Woltmann hier ſeine Studien noch ohne entſchiedener Richtung, unter keinem beſtimmten Einfluß, und ſchwelgte im Leben und Wiſſenſchaft mit Unſchuld, Ernſt und Kraft. Eine ſchöne und fromme Schmidtstochter war ſeine Liebe. Oefters ging er an ihrem Hauſe vorüber, dann wagte er ſie zu grüßen, endlich ſprach er zweimal mit ihr vor der Hausthür: ſo endete das Abenteuer ohne Verſchlingung, ohne Auflöſung. Seinen Freund Seetzen, an deſſen kindlichem und einfaltsvollem Gemüth er von Herzen hing, begleitete er gern auf naturwiſſenſchaftlichen Wanderungen. Einmal verirrten ſich beide ſo tief in die ſchönen Wildniſſe der heſſiſchen Gebirge, daß ſie ihren Hunger mit Wurzeln ſtillen mußten, die Seetzen gewählt und geſucht.

Bei ſeiner Rückkehr nach der Heimath hatte Woltmann den erſten und einzigen ernſtlichen Streit mit ſei-

nem Vater. Er wies eine juriſtiſche Anſtellung, die dieſer nebſt dem Herzog von Oldenburg für ihn bezweckten, beſtimmt zurück; leiſtete aber dabei auch Verzicht auf fernere Unterſtützung ſeines Lebens durch den Vater. Unter ſolchen Umſtänden hielt er es beeinträchtigend für deſſen Ehre, wie für ſeine eigene, wenn derſelbe von dem Herzog noch Beihülfe zu den Studien ſeines zweiten Sohnes bitten wollte, und drang darauf, es müſſe unterbleiben. Seine Schweſter Sophie theilte dies Gefühl: beide haben nie beſtimmt erfahren, was der Vater gethan hat. Der gegenſeitigen Liebe, dem wohlwollenden und dankbaren Verhältniß that dieſer Streit keinen Abbruch. In ſpäteren Tagen beurtheilte Woltmann das Vorhaben ſeines Vaters immer milder, ohne ſeine eigene Anſicht als eine jugendliche zu verdammen.

Der Ruf von ſeinen Fähigkeiten hatte ſich durch Mitſchüler, die von dem Gymnaſium zurück in ihre Geburtsörter zogen, in dem kleinen Lande verbreitet. Da man erfuhr, Woltmann ſey von der Univerſität gekommen, und werde juriſtiſche Geſchäfte antreten, meldeten ſich in dem Hauſe ſeines Vaters, wo er wohnte, ſogleich Partheien, ihm Sachwaltungen zu übertragen. Er glaubte, ſie ſuchten ſeinen Vater, der neben ſeinem Amte Geſchäfte eines Sachwalters verſah; ſie beſtanden darauf, nicht jenem, ſondern ihm ihre Angelegenheiten zu vertrauen, und verließen das Haus, wie er ſie nicht übernahm. Es ſchmerzte und beſchämte ihn; ſein Vater ward durch das Zutrauen in ſeinem Sohne nur erfreut.

Das kindliche Gefühl in ſeiner ganzen Einfalt und mit ſolcher Freiheit war lebendig in Woltmann bis zu dem Lebensende ſeines Vaters, und das vertrauliche Du zwiſchen ihnen, als Mann und Greis, hat mich immer tief gerührt. Woltmann erzählte mir, vor der er keine Regung ſeiner Seele verhehlte, als eine ſeiner geheimſten, wie ſehr es ihn in Hamburg erfreut hätte, wieder mit ſeinem Vater in einem Zimmer zu ſchlafen, ihn auszukleiden und in das Bett zu heben, das der von Gicht erſtarrte Greis nicht mehr allein beſteigen konnte. Er ward gern durch die Phantaſie gerührt; aber der baarſte Augenblick der Wirklichkeit verfehlte auch nimmermehr die eigenthümliche Wirkung auf ſein Gemüth.

Die Scharfſinnigkeit und Tiefe der Unterſcheidungen Kant's, die anſpruchsloſe, faſt ſchüchterne Einfalt von deſſen großer Seele, ſeine blühende und enthaltſame Phantaſie, ſein geiſtreicher Witz, ſein unendliches, und doch ſo nüchtern durchſchauendes Gefühl der Würde und Schönheit der menſchlichen Natur mußten ſich wohl der ganzen Seele eines Jünglings, wie Woltmann, bemächtigen, als ſie ihm während ſeines zweiten Aufenthaltes zu Göttingen nahe gerückt wurden. Für ſein Leben konnte er nur durch ſich ſelbſt, durch alle Kräfte ſeiner Natur beſtimmt werden, und ſinnliche Fülle und Theilnahme ketteten von dieſen ihn zum Theil zu unmittelbar an die Erſcheinungen der Wirklichkeit, als daß ein ſtark durch Kant belebter Hang zur Speculation ihn der Hiſtorie hätte entreißen mögen. Eben

ſo wenig hatten früherhin ſchöpferiſche Phantaſie und weiches Gefühl, und das Studium von Klopſtock und Oſſian und Homer ihn ausſchließlich zum Dichter geweiht.

Gewiß aber wirkte dies ſämmtlich, daß er ſein erwähltes Studium der Hiſtorie auf die Art behandelte, bei welcher Speculation Phantaſie und Gefühl, Beobachtung der Wirklichkeit, nebſt Anwendung für dieſelbe, thätig ſeyn mußten.

Es lag in ſeiner Seele, ſich Rechenſchaft über dieſe neue Anſicht und Behandlung des hiſtoriſchen Studiums zu geben, und raſtlos trachtete ſein feuriger Geiſt, wie er durchdränge zu dem Höchſten der Geſchichtdarſtellung, prüfte, welche Muſter dieſem nahe wären, und in wiefern? Das Leben hindurch ließ er nicht ab von dieſen Forſchungen, wie von nichts, das er wirklich ergriffen hatte; es war ihm alles durch ein nothwendiges Bedürfniß ſeiner mächtigen Natur gegeben. Als Begleiterinnen, wie als Gegenſtand ſeiner hiſtoriſchen Arbeiten, wird man ſie von der Einleitung in die ältere Menſchengeſchichte, faſt der erſten, bis zur Biographie Spittler's, der letzten derſelben, antreffen. Vielleicht werden einſt die Deutſchen ſeinem Bemühen eine neue Epoche der hiſtoriſchen Literatur danken; obgleich er deſſen Hervorbringungen nicht, wie er wohl dachte, zu einem vollſtändigen Werk über Kritik des Studiums der Hiſtorie ſammeln und ſichten konnte. Vielleicht geſchieht auch hier, daß Nationen als ein allgemeines Gut

und Geſetz in Wiſſenſchaft und Leben ausarbeiten und anerkennen, was ſeinen unſcheinbaren Urſprung in der Eigenthümlichkeit eines vorzüglichen Sterblichen gründet. Je weniger die Religion mehr im Zuſammenhang mit dem öffentlichen Leben deſſen Kunde erhält, je fühlbarer muß den Menſchen das Bedürfniß der Hiſtorie werden, und deren Studium ſich heben.

Eine Grundanſicht faßte Woltmann bei Beobachtung der Zeiten, ich möchte ſagen, mit dem Herzen auf: es war dieſe, daß die Menſchheit unaufhaltſam, wie unmerklich dem Ziele einer vollendeten Entwickelung ihrer ſämmtlichen Anlagen zu harmoniſchem Ineinanderwirken ihrer ſittlichen, geiſtigen, ſinnlichen Kräfte durch ihre Schickſale als Geſammtheit entgegenſchreite.

Beſtätigung zugleich und Beleg dafür fand er in der Kantiſchen Philoſophie. Den gewöhnlichen Einwürfen dawider trat entgegen, daß er die Völker mit ihrem Vordringen, Rückſchreiten, dem völligen Tode ihrer Nationalität dabei als Individuen betrachtete, die den durch Eigenthümlichkeit erworbenen geiſtigen Gehalt unvertilgbar der Nachwelt vererben. Aus dieſem Geſichtspuncte hat er die Geſchichte Frankreich's, als Beginn der Schilderung einer ſpätern Epoche der Menſchheit, die Schickſale der Aegyptier und Iſraeliten, als Beginn zur älteren Menſchengeſchichte, faſt in einer Zeit dargeſtellt. Intereſſe an den Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution bewog ihn wahrſcheinlich

ſchon zu dem erſteren, bevor noch der Plan die Geſchichte ſämmtlicher Völker nach einer ſolchen Anſicht darzuſtellen gereift war, und ſo entzog das Leben mehr und mehr, und endlich ganz ihn dieſem Vorſatz, deſſen Ausführung er ſo geiſtvoll, ſo ſeelenvoll anhub. Seine Kühnheit entwarf mehrentheils zu umfaſſende Plane; nicht dem Vermögen ſeines Geiſtes und ſeiner Anſtrengung, dieſe hätten zu den ungemeinſten Dingen hingereicht; wohl aber ſeiner Ausdauer, bei einem ſo vielfach und nie müßig angeregten Leben. Er wußte es; allein er ſagte: „wenn ich nicht glaube, etwas Außerordentliches zu vollbringen, ſo mag ich gar nichts thun.“

Auf Woltmann's Erkenntniß der menſchlichen Perſönlichkeit, die ihn vor allen mächtig anzog, war das Studium der Kantiſchen Philoſophie ebenfalls von entſcheidendem Einfluß, der Art nach, wie er dabei verfuhr, auch darin, daß ſie ſeinen Hang zu Idealen vor aller Schwärmerei behüten half, ſo der, welche unbedingt billigt, als der, welche unbedingt verwirft. Er hielt das Bild, das er erkennen wollte, während aller Zeiten und Schickſale, die es erlebt, ſeiner Anſchauung in jedem Zuge gegenwärtig. Mit Schärfe zergliederte er daſſelbe, bemächtigte ſich des Bewußtſeyns von dem Verhältniß ſeiner der Eigenſchaften und Kräfte, von deren Wechſelbeziehung zum äußeren Leben; nur für Wahrheit unter dem Geſchäft begeiſtert. Dann ſtellte er mit Sicherheit, Fülle, Leichtigkeit und Lebendigkeit nun wieder als Bild ſeine Reſultate dar. Viele neue Auf-

ſchlüſſe hat er ſo in die Hiſtorie gebracht, von denen ich vorzugsweiſe der Anſicht Kaiſer Karl V. auch gedenken will, weil er ihrer erwähnt, wie ſie nirgend anzutreffen iſt, bevor Woltmann ſie in ſeiner Reformationsgeſchichte aufgeſtellt hat. (Th. I. S. 513. Th. III. S. 30.)

Allein es ſpricht nichts deſto weniger ein perſönlich beſeeltes Auffaſſen auch aus ſeinen Charakterſchilderungen. Er zeichnet mit Vorliebe Geſtalten, in denen Beſonnenheit mit Kühnheit, Kraft mit Klugheit, Unbefangenheit, Güte und Treue verbunden ſind. Es hat mir oft geſchienen, als ſtatte mit den letzteren Eigenſchaften ſein eigenes Gemüth ihre Anfaſſung aus; beſonders bei der Darſtellung des Kurfürſten Moritz von Sachſen, deſſen herrliche Eigenſchaften er offenbar gern von dem Vorwurfe der Härte reinigen will; vielleicht auch bei Görtz und Trautmannsdorf's, war jenes der Fall gewiß bei ſeiner Auffaſſung der Individualität Bonaparte's.

3.

Alle lebendige Geiſter, vorzüglich jugendliche, fanden ſich beim Anfang der franzöſiſchen Revolution von hoffnungsvoller Schwärmerei ergriffen; und gab es nicht Geſtalten, Momente, Antriebe in dieſer Begebenheit, welche den Glauben rechtfertigten, daß die Zeit heranrücke, wo die Tugend wiederum Gewicht in öffentlichen Angelegenheiten erhielte. Woltmann, von keinem Vorurtheil der Geburt oder Erziehung, ſey es auch ein anſtändiges, umſtrickt, der

die Welt nicht einmal aus Kindheits-Erfahrungen kannte, deſſen idealiſches Hoffen, die unſchuldige Sitte ſeines väterlichen Hauſes, der frühe Umgang von Männern, wie Stollberg, Halem, das Studium des Alterthums genährt hatten, ein eigenes Gemüth, ein Verſtand voll Kraft zu jeder Anſtrengung für daſſelbe beſtätigten: wie ſollte er einer ſolchen Schwärmerei entſtehen? Und war es Schwärmerei, wenn er glaubte, „nachdem die Kantiſche Philoſophie ein helleres Licht, wie bisher, auf die menſchliche Beſtimmung geworfen, bringe nun auch der politiſche Geiſt Verfaſſungen hervor, welche nicht mehr das Gepräge individueller Nationen, ſondern den Charakter der Vernunft trügen?" Schwärmte er nicht nur darin, daß er nicht erwog, was er freilich ſchon damals von der Geſchichte hätte wiſſen ſollen, daß unſer Geſchlecht durch ſcheinbare Rieſenanſtrengungen nur einen Strohhalm breit vorrückt? Hatte er Unrecht, wenn er von der franzöſiſchen Revolution ſang:

„Es fährt ein neuer Geiſt daher,
Und alle Veſten wanken,
Beim Hauche der Gedanken,
Er wird durch Sturm und Zeiten,
Zum höh'ren Ziele leiten.
Auch dieſer neue Geiſt vergeht,
Wenn einſt mit jüngern Flügeln
Von unſren Todeshügeln
Ein beß'rer Geiſt zum Himmel weht,
Gehorſam ihrem Meiſter,
Ersteh'n der Zeiten Geiſter!"

Von unbedingtem Enthuſiasmus für die Revolution in ihren Begebenheiten war er weit entfernt: ja, ihre Gewaltthätigkeiten empörten ſein ſittliches Gefühl ſtärker, als die Geſinnung ihrer Widerſacher ſeine Freiheitsliebe bedrängte. Er war den Girondiſten ſehr geneigt, und begleitete ihre Fortſchritte mit Innigkeit, immer bedauernd, und für ſie fürchtend, weil Geiſt und Geſchmack in ihnen dem Urtheil und der Zweckdienlichkeit vorangingen. „Die Roland,“ ſagte er oft, „hat ihnen unendlichen Schaden gethan. Sie ſtieß Danton zurück, als einen Mann von rohen Sitten, deſſen genialiſcher Inſtinkt ihn zu der Gironde hinzog, welche er allein hätte retten können, wie er ſie durch ſeine Verbindung mit Robespierre ſtürzte.“ Garrat, außer Verbindung mit irgend einer Parthei, wenig geachtet von blinden Anhängern der Revolution wie von ihren Feinden, einer von jenen Charakteren, die allein für Anſichten und Zwecke ſtehen, die ſie auch nur durch ſich ſelbſt empfangen haben, gehörte zu denen, für die Woltmann eine urſprüngliche Vorliebe hegte. Mit Schmerz erfüllte ihn der vorhergeſehene Sturz der Gironde, mit Abſcheu Robespierre's ſcheusliches Wüthen, mit Eckel die folgenden Umwälzungen, ihre Verwaltungen, unter deren Ohnmacht im erſchöpften Innern die Stille der Erſchlaffung herrſchte, und die das Princip der Revolution, woran er hing, nicht vertheidigen konnten; ſie ſchienen nach einander aufzukommen, wie um darzuthun, daß dies von einer zuſammengeſetzten Gewalt nicht mehr zu hoffen ſtünde.

Er hatte vielfach in der Geſchichte wahrgenommen, wie die Vorſehung eine Angelegenheit der Menſchheit, welche die Menge nicht emportragen kann, einem Einzelnen anvertraut, mit freudiger Erhebung der Seele. Bonaparte nur konnte dieſer Einzelne ſeyn, den Umſtänden nach und ſeiner Perſönlichkeit. Sein Benehmen während dem Drange der Gefechte, die Art, wie er die Eigenthümlichkeit ſeiner Armeen auffaßte, liebte, zu benutzen verſtand, ſeine Haltung dem Directorium gegenüber, ſeine Abſicht auf Griechenland, ſeine Aeußerungen über Freiheit und Alterthum, machten, daß Woltmann ſeine Hoffnung von der Revolution auf Bonaparte übertrug. Er vertraute auf jene letzteren; weder Erfahrung noch Gemüth waren ihm Anlaß, dem Ausdruck edler und ſchwungreicher Geſinnungen nicht zu trauen. „Wo ſo viel Genie iſt, da iſt auch ein gutes Herz!“ Dieſer ſein Ausſpruch und Glaube, wäre er ein Irrthum, machte als ſolcher der Welt mehr Schande, als der Bruſt, die ihn erzeugte, und der er eine Zeit hindurch ihre höchſte Freude gewährte, an einem großen Sterblichen.

Im Sommer des Jahres 1797 befand ſich Woltmann zu Göttingen, als kurz vor der entſcheidenden Einnahme von Mantua ein Gerücht kam: Bonaparte's Armee ſey geſchlagen und vernichtet, jener ſelbſt geblieben. Mit ungeheurem Schmerz erſchütterte ihn dieſe Nachricht. Aufgeſtürmt von dem Gedanken, es ſey um eine hervorragende Perſönlichkeit, um ein begeiſtertes Heer, um die Wahrſcheinlichkeit einer heilſamen Wendung der franzöſiſchen

Revolution geſchehen, eilte er hinaus in die Felder; ſeine heftigſten Schmerzen trug er allemal zur Natur. In dieſer und in der Art von jenen lag deren Beſchwichtigung. Wer leidet, weil ein Ideal ihm in der Wirklichkeit zu Grunde geht, oder droht, zu Grunde zu gehen, kann ſchrecklich leiden, aber nicht den Troſt verlieren, der in ſolchem Leiden ſelber liegt.

Als er gefaßt zurückkehrte, begegnete er Heyne, welcher ihm tief betrübt die entgegengeſetzte Siegesbotſchaft mittheilte. Wie zuvor ſeinen Schmerz, faßte er nun ſeine Freude in ſich ſelbſt, verſchloß ſich auf ſein Zimmer, und feierte bei einer Flaſche Steinwein ſtill für ſich dieſen Sieg mit erneuten Hoffnungen einer herrlichern Zukunft. Er ahnete nicht, wie er einſt der damals beſiegten Macht, aus eben dem Gemüth, das jene Niederlage glaubte, wünſchen zu müſſen, mit der treueſten Anhänglichkeit dienen würde, weil ſie in ihrem Umkreis das durch die Zeit der Menſchheit als heilſam Bewährte hegt, und mit getreuer und mächtiger Vertheidigung beſchirmt.

4.

Woltmann hatte die Geſchichte der Deutſchen in der ſächſiſchen Periode vollendet, die Geſchichte Frankreichs, die ältere und neue Menſchengeſchichte; die Freundſchaft und Theilgenoſſenſchaft Göthe's, Schiller's, Bürger's, Spittler's, der Hufeland und Fichte's mehrte ſeinem jugendlich heitern Leben die Gediegenheit; ein großer

Zulauf belebte ſeine öffentlichen Vorleſungen über die Hiſtorie; in Recenſionen, die Aufſehen erregten, legte er ſeine Anſichten und Empfindungsweiſen mit rückſichtsloſer Kühnheit dar; aber dabei bewirkten ſeine beibehaltene Gewohnheit der Abſonderung, ſeine Gewalt über momentane Regungen eines Gemüthes, das doch von Vorſtellungen wie von Eindrücken ſo tief ergriffen ward, die Schärfe und Gemeſſenheit ſeiner Auffaſſung zu kindlicher Argloſigkeit; und Ueberlegenheit des Selbſtvertrauens neben faſt Unbehülflichkeit ſeiner Haltung, daß beim geſelligen Verkehr er den Menſchen größtentheils eine unerklärliche Erſcheinung blieb.

Als er ſich im Jahre 1797 zu Hannover befand, lebte er in dieſer fremden Stadt, mehr für ſich im Gaſthofe, ſeinen Ideen und Bemerkungen, als ihre Geſellſchaften ſuchend. Der ſcharfſinnige Arzt Stieglitz, dem er empfohlen war, und der ihm ſehr zuſagte, ohne daß er ſich darum beſonders an ihn geſchloſſen hätte, urtheilte über ihn: „er wünſchte ihn lebhafter, feſter; recht herzlich ſich freuen, recht warmen Antheil und Intereſſe nehmen, könne er nicht; aber er ſey ein herrlicher Mann, der zu Allem Fähigkeit habe.“ Vorwürfe, die man vielleicht kaum je wider denſelben Mann zuſammengefaßt hat, am wenigſten mit dieſem Lobe; allein jener ließ das Problem auf ſich beruhen, wie Menſchen beim Urtheil über Menſchen ſo oft pflegen.

Es ſollen ſich die baaren Regungen unſeres ſinnlichen Gemüthes zu Anſchauungen des Geiſtes verklären; und wo

dies ſo unmittelbar, ſo geläufig geſchieht, daß keine ſtürmiſche Wallung mehr hervorbrechen darf: da wollen wir lieber an vollſtändige Menſchlichkeit zweifeln, als deren erhöhte Würde annehmen, wenn uns nicht etwa der Dahingelangte ſelbſt über ſein Weſen Aufſchlüſſe giebt, wozu Woltmann nicht leicht geneigt war.

Nur gegen bewährte Freunde mochte er ſein Inneres offenbaren; vielleicht haben es ganz nur ſein Freund Wardenburg gekannt und ich. „Ich kann mit der innerſten Wahrheit ſagen,“ ſchrieb er mir einſt, „daß ich ſterbe mit Dir. Wer ſoll mich noch verſtehen, wenn Du nicht mehr biſt? Bei mir iſt nichts Wort, oder Anklang einer momentanen Stimmung; darum halte ich das ganze Leben feſt, wie ich es gehabt habe, und im Grunde giebt es bei mir keine verſunkene Zeit. Ich will mich auch über nichts täuſchen, das einmal in mir war.“ Iſt es möglich, bei ſolcher Geſinnung, bei durchgängiger Liebe zur Wahrhaftighaftigkeit, über momentane Eindrücke, oder einzelne Verhältniſſe des Weſens zu reden?

Jene Liebe zur Wahrhaftigkeit war der beſeelende Zug von Woltmann's Gemüth und Geiſte. „Selbſt indem man fühlt,“ ſchreibt er aus ſeinem innerſten Herzen, „daß der Tod auf das helle Erkennen ſtünde, es nicht ſcheuen, das iſt ſo unausſprechlich ſchön. In der Klarheit untergehen, iſt ein beneidenswerther Tod. Nie habe ich begreifen können, warum man Tod und Grab nächtig gebildet hat?

Der Tod iſt ja nur eine Handlung des Menſchen, um zur höchſten Erkenntniß zu gelangen. Da dieſe Geſinnung zu ſeiner Argloſigkeit kam, fiel ihm freilich nicht ein, zu vermuthen, daß Jemand durch Wahrheit beleidigt werden könne, oder ſelbſt ungern beſchädigt, der er in ſeinen öffentlichen Urtheilen nachhing: und wäre es ihm eingefallen, er hätte es mit trotziger Kühnheit verachtet, und nicht genug geſcheut, und nicht genug bedacht für ſeinen Frieden, daß ſein weiches Gefühl vom Streit peinlich verletzt würde, noch peinlicher vom Unrecht.

Als ein namenloſer Jüngling hatte er vor wenigen Jahren entgegen den Willen ſeines geliebten Vaters und ſeines Fürſten eine vortheilhafte Anſtellung im Vaterlande von ſich gewieſen, zur Genugthuung ſeiner eigenthümlichen Richtung auf alle Unterſtützung ſeines Vaters Verzicht gethan, im Vertrauen auf ſich ſelbſt. Jener hatte er nicht bedurft, dieſer letzteren eine über alle Erwartung entſprechende Lage errungen: ſeine bisherigen Erfahrungen beſtätigten ihm den Glauben, daß eine getreue und kraftvolle Perſönlichkeit über die Umſtände Alles vermöge. Die Zeit veränderte ihn dahin, daß die Umſtände zuletzt immer mit einer ſolchen ſind, ihr weſentliches Wollen zu vollenden.

So folgte Woltmann auch ferner ſeiner Richtung, die ihn abhielt, ſich irgend eine Parthei zu bilden, einer zu geſellen. Er ſagte oft, wie der Partheigeiſt nur un=

lautere Wirkungen hervorbringe, und ſelbſt den Zwecken bald nicht die urſprüngliche Reinheit geſtatte.

Wie er die Welt ſcharf durchblickte, ohne daß Begeiſterung in ihm erloſchen war, neue geiſtvolle Anſichten in einer bilderreichen Sprache vortrug, mit glücklichem Organ der Rede, lockte er die Jugend, ihre Ziele durch ihn beſtimmt zu ſehen, und ſtieß zugleich bei mehrerer Annäherung ſie größtentheils zurück. Einerſeits that ihrem Triebe aus einzelnen vorherrſchenden Eigenſchaften oder Affecten ein Bild zu entlehnen, ſeine Perſönlichkeit kein Genüge; dann mochte er jenem Verlangen nur willfahren, wo geiſtiger Gehalt verhieß, auf eröffneten Pfaden eigene Ausbeute davon zu tragen, oder wo ein ſchönes, einfaltvolles Herz ſeine Liebe gewann. Kein Anſehen, kein Reichthum, ſelbſt keine Bewunderung ſeiner erſetzten jene Gaben der Natur; flache Geiſter voll Hang zur Manier; ſcharfe ohne Ernſt und Fülle des Gemüthes, dumpfe ohne Elaſticität der Seele waren ihm unter allen Bedingungen widerwärtig, und ſein Benehmen verſteckte dies nicht. Auch den öffentlichen Beifall der Jugend, den er nicht billigte, in ſofern ein Urtheil darin lag, nahm er froſtig auf und obenhin: ſo kam es, daß er unter vielen Zuhörern nur ſeltene Anhänger gewann.

Aehnlichermaaßen verhielt er ſich zur Literatur. Das kritiſche Verfahren der eben in jener Zeit zuſammengetretenen neuen Schule war mit ſeiner Behandlungsweiſe der

Hiſtorie wie mit ſeinem eigenen, aus einem Urſprung verwandt. Er geſellte ſich ihr nicht bei, und ihn verdroß die Spiegelfechterei, womit es dem Partheiweſen zu Liebe ihrerſeits oft mißbraucht wurde, um Werke ohne Werth oder über ihren Werth aus deren Idee als vortrefflich, und gleichſam durch ein literariſches Ordenscapital zu illuſtriren. Er widerſetzte ſich lebhaft, ſobald durch ein ſolches Beiſpiel Factionsgeiſt und Verwirrung in dem Maaßſtab für Würdigung des Vorzüglichen in der Literatur aufkamen.

Er hat, — ich ſage und berühre dies nicht, um Jemand anzuklagen, wovon meine Seele und mein Zweck zu fern ſind, zu ſeinem Bilde gehört es, — viel wohlverdienten Ruhm deshalb im Leben eingebüßt, und ſeinen Namen oft nicht erblickt, wo dieſer nicht hätte fehlen ſollen. Es ſchmerzte ihn als Ungerechtigkeit, mehr ſchöne Befriedigung noch entbehrte dadurch ſein freudiges Herz, dem aus der Liebe, die alles Treffliche ſeinen Urhebern bei ihm gewann, eine wohlthuende Vorausſetzung bei fremder Anerkennung ſeiner Verdienſte entſprang; aber Stolz und Vertrauen auf die Wahrheit hielten Woltmann unbedingt zurück, dieſem Nachtheil zu begegnen; und es fehlte nicht an Zeugniſſen, daß er weit gegründeten ſtillen Ruhm und Einfluß der Meinung beſäße.

Perſönlicher Widerſacher war er nie, wo er Widerſacher von Meinungen oder Richtung war. „Ihr Daſeyn iſt ein Element der Freude,“ ſagte ein geiſtvoller Freund,

der innig mit ihm gelebt; es gab kein wahreres Wort; und was vermag Feindſeligkeit in dieſem Element? Naturen ſelbſt, in deren Gegenwart er durch moraliſche Antipathien bis zum phyſiſchen Krankſeyn litt, vergaß er gern, wenn er ſie nicht mehr ſah, und keinem Feinde hat er je geſchadet.

5.

Den mehr engen Kreis, welchen die Verhältniſſe des Profeſſors auf einer Univerſität beſchreiben, durchmaß ſchnell ſein feuriger Geiſt, und eben jener Trieb, der ihn einſt für das Studium der Hiſtorie beſtimmte, bewog ihn, das politiſche und höhere Geſchäftsleben, welches einen vorzüglichen Theil von jenem ausmacht, durch unmittelbare Anſchauung kennen zu lernen. Eingenommen von dieſem Verlangen und aus natürlicher Arg- und Sorgloſigkeit in Hinſicht auf ſeine äußeren Lagen, förderte er ſelbſt ſeine Anſtellung als Profeſſor in Göttingen nicht ſehr eifrig, und ließ denen ziemlich freies Spiel, die ihm dabei behülflich ſeyn wollten oder Eintrag thun, wiewohl er beide kannte. Er hegte mit Feuer nur den Wunſch, die Welt zu ſehen, und keinen bewegenden Gedanken, als daß man nichts eigenthümlich kenne, denn durch unmittelbare Erfahrung, und nichts dem Hiſtoriker ſo weſentlich als dieſe ſey.

Er wandte ſich zuerſt nach Berlin, entſchieden durch die Nähe dieſer Hauptſtadt, ſeine Verbindung daſelbſt mit dem Buchhändler Unger, und nebſt Jugendeindrücken

aus Erzählungen ſeines Vaters, trug auch wohl Müller's Anſicht von dem preußiſchen Staatsweſen und Friedrich dem Großen dazu bei. Woltmann war mit jenem in Verbindung gekommen und hoffte, auf ſeine Freundſchaft ein Glück des Lebens zu gründen. Er las ſeine Briefe mit den Worten: „einen ſolchen Mann habe ich alſo zum Freunde und zum Mitgenoſſen meiner Wiſſenſchaft." Den Stunden, welche ihm die Liebe zu ſeinem glücklichſten machte, erhöhte er Reichthum und Werth gern durch Genuß der ſchönſten Stellen aus Müller's Werken und aus Tacitus.

Perſönlicher Ehrgeiz trieb ihn nicht, die erweiterte Sphäre zu ſuchen; von Wiſſenſchaft, Lebensmuth und Lebensfreude waren ſeine Tage zu erfüllt, ſein Antheil umfaßte mit zu idealiſchem Schwunge das Ganze des Staatenlebens, als daß ein Verlangen, beengt auf ſeine Perſönlichkeit, hätte Gewalt über ihn gewinnen können. Er ſpielte als Knabe mit Vorſtellungen des Ehrgeizes; er hegte ihn als Mann, ſo wie er gleichſam die Atmoſphäre iſt für Menſchen, die mit außerordentlichen Kräften nach ungemeinen Zielen ringen, nicht mehr mit Verfolgung beſtimmter Ausſichten. Ihm lag in jedem Augenblick an Erkennen und Schaffen, an beſchaulichen, unſchuldigen Genuß. Berlin ſollte die erſte Hauptſtadt ſeyn, die er kennen wollte, er trachtete weiter nach Wien, und die Ausſicht in noch weitere Ferne der Zukunft, daß die hannöveriſche Regierung ihn auf ihre Koſten reiſen laſſen dürfte, hielt ihn feſt bei dem Wunſche der Profeſſur in Göttingen.

In dieſer Stadt lebte er nach ſeinem erſten Aufenthalt in Berlin, um die Geſchichte Englands zu vollenden, und dann von dort durch Belgien an den Rhein weiter nach Oeſterreich zu reiſen. Die Krankheit Wardenburg's durchkreuzte ſeinen Plan. Woltmann opferte die Zeit, welche der Ausarbeitung ſeines Werkes gewidmet war, und das Kapital zur Reiſe der Pflege und Erhaltung des kranken Freundes. Er übergeht leichthin dieſen Zug in ſeiner Selbſtbiographie, er überging ihn ebenſo in ſeinen Gedanken, ich erfuhr ihn beiläufig in einem Geſpräche über die Gründe, welche die Vollendung der engliſchen Geſchichte gehindert. Er mochte nicht mit ſich rechnen: „das iſt ſo herrlich in der Menſchheit,“ ſagte er, freilich bei einer ganz andern Veranlaſſung, „daß auch das Höchſte eigentlich unbedeutend, und auch das Geringſte ſo bedeutend iſt. Was man gewirkt hat, man hat nur ſein Daſeyn erfüllt, nur geathmet.“ Dieſe Worte ſprachen ſein ganzes Weſen aus.

Seine erſten diplomatiſchen Verbindungen nach ſeiner Rückkehr in Berlin veranlaßte der Zufall und Freunde, die lebhaft fühlten, wie ſehr geeignet Woltmann für die diplomatiſche Laufbahn war; eben ſo geſchah es bei dem folgenden; aber er liebte das diplomatiſche Geſchäft in Kurzem. Aus eigenthümlichem Antrieb unternahm er das Journal Geſchichte und Politik. Seine Idee war, hier für Erſcheinungen des Tags und der Vergangenheit, den Geſichtspunct aufzuſtellen, aus welchem die Hiſtorie

ſie betrachten wird. Die höchſte Unpartheilichkeit und Freiheit im Urtheil hing damit nothwendig zuſammen.

Eine ſolche Idee, ausgeführt mit ſo viel Geiſt und Feuer, verfehlte nicht ihre Wirkung, wo ein beſonderes Intereſſe dabei nicht beeinträchtigt ward, oder gar begünſtigt. Die unmittelbar auf Erſcheinung des Journals erfolgenden Annäherungen mehrerer Miniſter gehörten dazu, und nutzten ihm, Männer von Einfluß und geheimere Triebfedern des Staatsweſens kennen zu lernen. Für ſeine Lage konnte er keinen Vortheil daraus ziehen; denn ſie blieben ſeinen Ideen fern; den Nachtheil, welcher für jene aus ſeinem Journal entſprang, konnte er gleichfalls nicht von ſich weiſen.

Daß Bonaparte die franzöſiſche Revolution als eine Begebenheit nähme, wodurch er gehoben war, die er benutzte, ſich weiter zu erhöhen, mit ſich ſelbſt die Macht Frankreichs und eine neue Dynaſtie, daß er kein Gemüth habe für ihre allgemein menſchliche Wichtigkeit: ſo beſchränkte Antriebe zu ſo planmäßigen, ſchwungvollen, kraftvollen Thaten und Aeußerungen waren Woltmann's Seele undenkbar.

Er wandte die Erfahrung, welche er ſeinen neuen Verhältniſſen abgewann, daß in ihrem Kreiſe die Vollendung der Endzwecke nicht mehr in der Urheber Gewalt ſey, viel davon verdeckt bleiben müſſe, das meiſte nur dem We-

ſen nach und theilweiſe erreichbar wäre, auf die Stellung Bonaparte's an; und vertheidigte in Gemäßheit des Aufſchluſſes, welchen ſie darüber gab, in mehreren politiſchen Aufſätzen die Annahme der Kaiſerwürde, deſſen Vorfahrer gegen Moreau und Pichegrû, die Wiedereinſetzung des Geburtsadels, mit denſelben Gründen öffentlich als wider die Unbefriedigung ſeines eigenen Gefühls bei ſich ſelbſt; voll Liebe für Würde der Perſönlichkeit, voll Eifer wider Verblendung durch das Gemüth.

Will man ihm deswegen einen Vorwurf machen, ſo wird es doch nur der ſeyn können, daß er Menſchen und Dinge aus der Ferne zu idealiſch nahm; und dieſer iſt gegründet. Es geſchah ihm ebenfalls im Anfang bei perſönlicher Bekanntſchaft: näher gerückt, länger betrachtet, durchſchaute er beide mit zermalmender Schärfe, und ſchätzte ſie nach wirklichem Weſen und Werth; immer mit Schmerz ſeine Meinung herabſtimmen zu müſſen. Aber dann traten ſeine Güte und Billigkeit ein, und kein hartes Urtheil, keine ſchonungsloſe Behandlung hat deshalb von ihm eine Seele gekränkt. Im Ganzen fand er den Glauben gerechtfertigt, daß das Beſſere im Menſchen das Nothwendige ſey; auch hielt die Idee, welche er in der Geſchichte zum Grund legte, bei Beobachtung der Zeiten ſein Herz fortwährend erhoben und wohlwollend.

Indeſſen trat ſein Urtheil über Bonaparte immer häufigeren, bald faſt allen Stimmen entgegen, in Berlin,

wo er lebte, in den Hanſeſtädten, deren Beamter er war. Noch wäre die Spaltung, welche hieraus entſtand, unbedeutend geblieben, hätte er nicht dabei ſeinem Hange zur Einſamkeit ſo ſehr nachgehangen. Spittler ſchrieb ihm: „Sie müſſen Ihre Angelegenheiten perſönlich treiben, man widerſteht nicht leicht Ihrer Perſönlichkeit, Ihr Hang, die Dinge ſchriftlich abzuthun, iſt Ihnen jederzeit nachtheilig.“ Er ſelbſt empfand etwas Aehnliches: „Ich bin mächtig bei den Menſchen,“ ſagte er, „dadurch, daß ich in jedem Weſen ſeinen Mittelpunct erkenne, und mich darin feſtſetzen kann, wenn ich will.“ Er verband mit dieſer geiſtigen Kraft eine ſolche Pietät, daß er nur wohlthätig durch ſie gewirkt hat; aber er verband auch damit das ſo tiefe Bedürfniß eines innigen und gehaltvollen Umgangs, daß er ſie nicht nach ihrem Umfang und Erforderniß ſeiner Lagen benutzte.

Woltmann imponirte nicht durch gewandtes und glänzendes Auftreten; aber durch ein edles in ſich ſelbſt unwandelbar begründetes. Er hörte mit Geduld, er widerlegte mit Gelaſſenheit, er billigte mit Umfaſſung; jeden Einwurf raſch in ſeine Ideenfolge ordnend, durch nichts davon zerſtreut, auch nicht darin verſunken, entwickelte er ſie mit warmer Beredtſamkeit, brach ſie mit Anmuth ab. Er gewann durch Heiterkeit, Aufmerkſamkeiten, Höflichkeit, die aus ſeinem Weſen quollen: ſein Witz leuchtete und traf wie ein Blitz der Erkenntniß; aber für die Geſellſchaft in Berlin waren dieſe Gaben größtentheils verloren, und de-

ren Wirkung für ihn, weil ſie ihn gar nicht anzog, und Oede und Anmuth einer aufgegebenen Leidenſchaft qualvoll aufregte. Er befriedigte das Bedürfniß der Geſelligkeit in dieſer Stadt zu jener Zeit lieber an öffentlichen Verſammlungsorten, wo rohe Kraft Weltanſichten, Charaktere aller Art ſich unverhohlen äußerten, durch manchen Zug unerkannter beſſerer Natur ſein Gemüth befriedigten oder Verſtand und Beobachtung vergnügten. Der Geſellſchaft blieb er unbekannt, ſeine politiſchen Anſichten machten ihn ihr deswegen oft verdächtig und verhaßt.

Seit dem Augenblick unſerer Verbindung ließ er jenen Nothbehelf mit Freuden fahren und ſuchte in ſeiner Häuslichkeit nur ein tägliches und geſellſchaftliches Leben zu ſtiften, das allen ſeinen Neigungen entſpräche. In die Erinnerung glücklicher Tage der Jugend bei Friedrich Leopold Stollberg und deſſen Agnes verwebte ſich das Bild eines edlen, ſinnvollen und wohlſtändigen Hausweſens; die Mittel, es in ſeinem eigenen hervorzurufen, verhieß ſeine errungene bürgerliche Lage. Was durch Höflichkeit im vertrauteſten Umgang, durch täglichen Brauch, Geiſt, Liberalität, Geſchmack und Wohlwollen dafür zu thun war, das quoll reich aus der Fülle ſeiner herrlichen Natur: eine ländliche Umgebung ergänzte jenes Bild und vervielfältigte deſſen Freuden.

Man muß Woltmann in ſeiner Häuslichkeit und Gaſtfreundſchaft gekannt haben, um ihn zu beurtheilen.

Freundlich, einmal wie das andere, legte er das geiſtvollſte Buch bei Seite, brach die dringendſte Arbeit ab, das intereſſanteſte Geſpräch, um Fremde ohne Unterſchied mit der ſelbſtvergeſſenſten Heiterkeit aufzunehmen. Außer den Männern, deren er in ſeiner Biographie Erwähnung thut, ſammelte hier ein Kreis von Verwandten und Gaſtfreunden ſich zu ihm, der ſich in einer lichten, wohlgeordneten Umgebung behaglich fand, oft heilſam beſtimmt durch Woltmann bei Entſchlüſſen fürs Leben, allezeit im geiſtigen Daſeyn belebt; denn ſeine Gefühle, ſeine Bemerkungen über die mannigfaltigſten Gegenſtände wußte dieſer der eigenthümlichen Art, dem Faſſungsvermögen eines Jeglichen auf eine Weiſe anzueignen, daß er ihm zugleich die Seele aneignete, worin er ſie empfunden und erzeugt.

Aber liebenswürdiger noch, das erhebende Bild eines unſchuldigen Mannes war er, auf ſeinen einſamen Gängen beobachtet, wie er ſich an die blühenden Fruchtbaumreihen, der Roſenpracht, der Sterne über dem dunkeln Waldſaum ſeines Gartens, dem Treiben der Vögel und ſeiner Hausthiere ſtill für ſich erfreute, ſtill für jedes ſorgte, und allem eine eigenthümliche Seele abgewann. Er verfolgte gern das Weſen der Thiere mit ſeiner Beobachtung, und beklagte oft, wie wenig ſie von den Menſchen verſtanden würden, und ſpielte mit dem Gedanken, eine Pſychologie derſelben zu ſchreiben, wenn ländlicher Beſitz ohne Sorgen und Geſchäfte, der Lebenswunſch, die Lebenshoffnung, denn Hoffnung war jeglicher Wunſch ſeinem Muthe und Ver-

trauen, die ihn bis ins Grab begleitet haben, ihm einſt im Alter werden ſollten.

6.

Nur zu kurz dauerten jene glücklichen Tage.

Das Ideal einer verfeinerten Patriarchalität, welches wir beide gern in unſerer Häuslichkeit verwirklichen wollten, ward nie ganz erreicht; unter den Löhnlingen einer großen Stadt fanden ſich keine Diener, die Sinn für ihre damit verknüpfte Behandlung oder ſonſt entſprechende Eigenſchaften beſeſſen hätten, zumal da Arbeit und Geſellſchaft uns beide ziemlich fern von der Aufſicht über das Hausweſen hielten.

Die Bewegung der Gemüther, welche dem Kriege Preußens wider Frankreich im Jahr 1806 voraufging, vermehrte den Zwieſpalt zwiſchen den politiſchen Anſichten Woltmann's und der Geſellſchaft zu Berlin, und brachte ihn oft unvermeidlich in Anregung. Das Journal war geſchloſſen; Woltmann drängte ſich nicht, ſeine Urtheile vorzutragen, denn er vermied gern Streit; aber es war auch nichts in ihm, weshalb, veranlaßt es zu thun, er ſie verläugnen wollte.

Als die franzöſiſchen Heere Berlin beſetzt hatten, gewährte die Beobachtung dieſer Nationalarmeen und ihre Führer ihm ein hiſtoriſches Intereſſe, das ſeine Mitbürger ihm ebenfalls verargten und mißdeuteten, ohne zu erwägen,

daß er kein Preuße war, und wie wenig in ſeiner Art läge, hervorzuheben, er habe dieſen Ausgang des Kriegs geweiſſagt.

Die Veränderung in den politiſchen Verhältniſſen, welche daraus folgte, raubte Woltmann Einkünfte, die ſo eben zu einem Bau verwendet wurden, der zur Verſchönerung unſers ländlichen Aufenthaltes dienen ſollte. Er war zu weit vorgerückt, um eingeſtellt zu werden, nicht weit genug, um nicht beträchtlichen Aufwand noch zu fordern, und veranlaßte viel widrige Berührungen, mit Roheit und niedern Antrieben der Menſchen, wogegen Woltmann über alles reizbar war. Wenn ſie auch nur zum Theil Veranlaſſung wurden, daß er in zwei Nervenfieber unmittelbar nach einander verfiel, mußte unſer anmuthiges Landleben ihnen nach einem Jahr der angeſtrengteſten Arbeit, es aufrecht zu erhalten, doch aufgeopfert werden.

Kaum war dies geſchehen, ſo entſtand Woltmann durch das Buch über Johann von Müller eine herbe Verfolgung in der Literatur.

Seine Freundſchaft zu Müller gedieh immermehr zu dem, was er ſich davon verheißen hatte, bevor ſie einander perſönlich kannten; es gab keine ungleichartigeren Männer als beide.

Wenn Woltmann in der Geſchichte mit Freudigkeit Völker gleich Individuen für den Zweck allgemeiner Ent-

wickelung der Menſchheit aufſtehen, leben und vergehen ſah; erblickte jener mit Wehmuth erweckender Gleichgültigkeit überall nur eine mannigfaltige, wüſte Wiederholung von dem Schickſal ſeines Vaterlandes; Aufſtreben zur Blüthe und Herrlichkeit, Verfall von Blüthe und Herrlichkeit.

Wenn Müller ſich die Ausbeute ſeiner Studien gern durch Excerpte vergegenwärtigte, hielt Woltmann ſich der ſeinen im Geiſt gewiß genug, und ſein Feuer trieb ihn unmittelbar an die Compoſition, oder ſchuf Reſultate, wodurch das Excerpiren ihm unnöthig, unmöglich ward.

So wie dieſer der Einſamkeit, hing jener der Geſellſchaft nach; die Art, wie ſein Weſen ſich in andern abſpiegelte, hatte Einfluß auf die Stimmung, in welcher er es ſelbſt empfand: Woltmann war zuverſichtlich unbekümmert deswegen.

Müller hing am Beſitz, liebenswürdig verpflichtet, wem er dafür verbindlich ward; Woltmann achtete ihn etwa, wenn er zu einer Vorſtellung, die ihm lieb war oder mir zur Freude diente, kaum oberflächlich, in ſofern er nur ſeine Perſon betraf; aber er ward auch nicht ſehr lediglich durch Dienſte oder Gaben verbunden. Er erinnerte an das, was Tacitus von den alten Germanen ſagt: „ſie freuen ſich der Geſchenke, aber weder rechnen ſie gegebene an, noch werden ſie durch empfangene verpflichtet.“

Ein kleiner Zug in Hinſicht auf denſelben Gegenſtand ſpricht dieſe Verſchiedenheit lebendig aus. Müller ver-

macht in ſeinem Teſtamente mit Innigkeit der Erinnerung ſeine goldne Uhr dem Diener, der ſie zwanzig Jahre lang täglich aufgezogen hatte. Woltmann hatte einem Lehrling der Chirurgie, an dem er Fähigkeiten entdeckte, eine Stelle in der chirurgiſchen Pepiniere zu Berlin verſchafft, der Lehrherr wollte dieſem nicht geſtatten einzutreten, bevor er die noch übrigen Lehrjahre überſtanden hätte, oder abgekauft. Er klagte es Woltmann, der, da er eben nicht bei Gelde war, ihm ſeine goldne Uhr gab, daß er ſie verpfände, und von dem gelöſten Gelde ſich loskaufen möchte. Er vermißte, erſetzte ſie nicht, und dachte nicht weiter daran.

Die Verſchiedenheit ihrer politiſchen Urtheile hätte ſie mögen zu Feinden machen; ſie wurden nimmermehr Feinde, nicht einmal ſo getrennt, als man nach jener Ungleichartigkeit vorausſetzen ſollte, in der gegenſeitigen Achtung ihrer Verdienſte als Hiſtoriker darin, daß eine Wiſſenſchaft beiden über Alles war, in ihrer Begeiſterung für menſchliche Größe, ihrer Familienliebe der Weichheit und Einfalt ihrer Gemüther, hatten ſie weſentliche Gründe der Freundſchaft. Oft wenn Müller über dieſe Gegenſtände Empfindungen und Erzählungen mit Woltmann austauſchte, nicht Gedanken, denn alsdann trat ſogleich Entfernung ein, und dieſer vermied es gern, ſo lange das Feuer ſeiner Seele und die Nothwendigkeit vollendeter Offenherzigkeit ihn nicht im Geſpräch hinriſſen; wenn Müller ſagte, wie befriedigt, geſtärkt er ſich fühle, und recht bald wieder zu kom-

men verhieß: ſo habe ich nicht begreifen können, warum dies nimmermehr geſchah, ſolche Stunden nur einzelne blieben, und Woltmann im Ganzen mehr Müller ſuchte und liebte, als dieſer ihn.

Die Beweggründe ſeines Gemüthes zu dem Buche über Müller hat er in deſſen Vorrede dargelegt. Ein verborgner, verſchwiegner, niedriger war ſeiner Natur unmöglich; ſie hätte ihn aus allen Kräften verworfen und vernichtet, ſchon in der Jugend, in dem erſten Keim; und welches Wort, welche Zeile jenes Buches rechtfertigt dieſe Beſchuldigung, die mit ſo ungeheurer Frechheit damals öffentlich in Tagblättern, in anonymen Briefen ausgeſprochen ward. Warum ſoll ein Mann, wo es hingehört, nicht ohne Ruhmredigkeit erwähnen können, daß er ſeinen eigenen Anſichten nie untreu ward.

Ununterſtützt von einer Parthei, zerfallen mit einem großen Theil der Geſellſchaft, dem lauterern, wegen ſeiner Urtheile über Bonaparte, erprobte er das weichſte Gemüth, nur auf ſich ſelbſt geſtützt, den Kampf, den Jedweder beſtehen muß, der ſeine Erkenntniß gegen Haß und Neigung der Menge öffentlich, wenn auch mit Gründen und Mäßigung, behaupten wird.

Keine Bitterkeit erzeugte ſich dadurch in ſeiner Seele; ſeine Heiterkeit herrſchte voraus; ihn ſtärkte das Gefühl innerer Selbſtſtändigkeit, und rang der Ungerechtigkeit und

Verblendung unabläſſig in ſeinen Kränkungen ihre Siege über ein freies Herz ab, und ſtark und von jeher geübt, war in ihm die Gewalt über ſeine Regungen. Aber ſein weiches Gefühl konnte er nicht zerſtören, und welche Antriebe der Menſchen gaben ſich blos in denen, die man ihm beimaß, und wie liebte er den Frieden und den Eindruck von allem Edleren! Seine Nerven, durch Nervenfieber erſchüttert, zerrütteten ſich mehr, zumal da ihnen in einer ſtädtiſchen Wohnung der Balſam der Natur gebrach, an den ſie ſich erquickten.

Er würde mehr noch gelitten haben, wäre jene Verfolgung nicht in die Zeit ſeines Hoflebens gefallen, deſſen Kreis keine Theilnahme an literariſchen Fehden bewegte. Früherhin hatte er aus Hang zur Einſamkeit, Ungezwungenheit und Studien ſelbſt auf einige bürgerliche Ehren und Vortheile Verzicht geleiſtet, um es zu vermeiden; nach der Rückkehr der königl. preußiſchen Familie in ihre Reſidenz, im Jahr 1810, verlangten die Hanſeſtädte ausdrücklich, er ſolle ſich nun bei Hofe vorſtellen laſſen und alle Verhältniſſe und Gefühle bewogen ihn, dies nicht weiter abzulehnen.

Das diplomatiſche Geſchäft beſeelte ihm hier die Geſelligkeit, die Geſtalten der Geſchichte bewegten ſich vor ſeinen Augen; von dem Hofceremoniel hätte er gewünſcht, daß es ſtrenger und gemeſſener noch die innere Bedeutung vollkommen ausgeſprochen hätte. Unſer häusliches Leben trat

dazu im Gegenſatz. Er hatte ſeit den erſten Stunden unſerer Vertraulichkeit mir Theil an allen ſeinen Arbeiten und Gedanken geben wollen. Was ſein Inneres am angelegentlichſten beſchäftigte, fand er deshalb in unſerer Unterredung, und ſobald er mit Anſtand vermochte, verließ er die Hofgeſellſchaften, und eilte zu der ſtillen Abendmahlzeit, die ihn erwartete, auch wenn er erſt in den Morgenſtunden heimkehren ſollte. Seine Bemerkungen gaben Stoff zu den mannigfaltigſten immer von neuen Puncten ausgehenden, zu neuen Zielen leitenden Geſprächen; oft überraſchte uns der Tag an dem kleinen Tiſch, wo wir bei ihnen keine Zeit empfunden hatten. Mir ſchien, er gewönne ungemein durch das Hofleben an Gewandheit und Leichtigkeit der Vorſtellungen.

Die Einverleibung der Hanſeſtädte zu Frankreich, die ihm plötzlich den Hauptſtamm ſeiner Einkünfte raubte, machte demſelben ein Ende. Eine kleine Penſion des Großherzogs von Frankfurt, die keineswegs hinreichte uns zu erhalten, war das Vorzüglichſte, was ihm blieb; er zog ſich zurück und wandte vom Augenblick alle Zeit auf literariſchen Erwerb. Unter ſtets ſchwankenden, fehlſchlagenden Erwartungen, von Verdruß, Entbehrung, Sorgen bedrängt, von der ſchmerzhafteſten Gicht Monate lang aufs Krankenlager geworfen, arbeitete er mit unerſchöpflicher Luſt und Anſtrengung, blieben ſeine Zuverſicht, ſein Gleichmuth, ſeine Heiterkeit unerſchüttert, ein herrliches Beiſpiel, von Seelenſtärke und Seelenfrieden.

Der Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland brach aus, während dieſe Lage dauerte. Idealiſche Gemüthsantriebe, maß Woltmann längſt ſchon Bonaparte nicht mehr bei; aber Schwung und Kraft und Tiefe des Gemüthes und eine genialiſche Schnelle, Durchdringung, Raſtloſigkeit des Geiſtes mußte er fortdauernd bewundern und lieben.

Er hatte den Geiſt von Weltbegebenheiten in der Geſchichte überhaupt, aber beſonders in der Geſchichte der Reformation zu ſcharf verfolgt, um ſeit dem Frieden von Tilſit den Machthaber Frankreichs anders zu betrachten, denn als ein Werkzeug in der Hand der Vorſehung im Laufe der gegenwärtigen, das ihre Endzwecke eine Zeitlang zu vollenden diente, indeſſen es die ſeinen auszuführen trachtet und wähnt. Seiner Hoffnung gemäß ſollte durch die Waffenverbrüderung der Deutſchen in jenem Kriege, der erſten allgemeinen, wenn gleich unter Frankreichs Fahnen, vaterländiſcher Gemeingeiſt ſich ſtärken; und während jener mit ſeinem regelloſen Streben ſich in die Wüſten Aſiens verlor, die Keime einer verjüngten Kultur dorthin zurückverpflanzend, Europa, vor allem Deutſchland, erneut durch Kämpfe und Stürme, frey von ſeinem Joch, lebendig wiedergeſtaltet werden. „Wenn Deutſchland dafür auch hunderttauſende ſeiner Söhne opfern muß,“ ſagte er, „ſo iſt es nicht zu viel.“ Sein kühnes Hoffen des Guten konnte nichts verwüſten.

Die Vernichtung der franzöſiſchen Kriegsmacht in Rußland richtete dieſe Ausſicht ſchrecklich zu Grunde. Wolt-

mann begrub bei Tage den ungeheuren Schmerz, welchen ſie ihm verurſachte in Arbeit, in Nächten mußte er ſchlaf-los damit ringen: zum erſten Mal war ein Unterſchied ſei-nes Muthes durch Tag und Nacht. Endlich faßte bei dem Aufruf der preußiſchen Jugend, bei der Thätigkeit, welche der Freiherr von Stein antrat, bei dem Nationalaufgebot der Deutſchen, ein neues Hoffen Grund; kein frohes, denn er berechnet die hartnäckige Gewaltigkeit Bonapartes, und das gränzenloſe Willfahren der Franzoſen; aber ein entſchloſſenes für Deutſchland.

Wenig an einem einzelnen Staat deſſelben als ſolchen, doch an das geſammte Vaterland hing Woltmann mit ganzer Seele. Er wünſchte nichts feuriger als alle verbun-den zu ſehen, wie Kräfte einer Natur. Stiftung einer lebendigen Bundesgemeinſchaft, Erhöhung eines werkthätigen gemeinſamen Oberhauptes, Gründung einer National-Uni-verſität, wo die Jugend durch die erſten wiſſenſchaftlichen Geiſter der Deutſchen zu Deutſchen gebildet würde, waren Ideen, wofür er getrachtet hatte den Großherzog von Frank-furt zu entzünden, wofür er bei allen ſeinen Werken ge-trachtet.

Seit der neuen Organiſation des preußiſchen Staates durch den Miniſter Stein im Jahre 1810 faßte Wolt-mann Vertrauen zu deſſen Geiſt und Richtung. Die An-näherung preußiſcher Miniſter beim Antritt ſeiner Laufbahn in Berlin ließ er liegen, weil ſie nichts mit ſeinen Ideen

gemein hatten; dieſen ſuchte er nun auf, ohnerachtet er wußte, daß derſelbe ſeiner politiſchen Geſinnung feindſelig war, ihm ungleich in vielen Stücken, ja entgegengeſetzt von Natur. Ihr beginnendes Vertrauen unterbrach nach wenigen Tagen die Aechtung des Freyherrn von Stein durch Bonaparte. Kaum einer von deſſen alten Freunden mag ſo dabei gelitten haben in Rückſicht auf ihn ſelbſt, in Rückſicht der Hoffnungen, welche er auf ihn für Deutſchland baute, als Woltmann, da er dieſe Nachricht durch einen Bedienten erfuhr, der ihn für den nächſten Morgen bei dem Geächteten anſagen ſollte. Hätte er es nicht verſchmäht, auch ſein unmittelbares Gemüth kund zu geben, für das Geſpräch mit Entfernteren etwas anders gewollt als nur Gedanken: wer ihm nahe gekommen wäre, hätte ihn geliebt.

Die damals verſunkene Ausſicht ſtieg jetzt wieder auf, mehr in der Nähe, unter günſtigeren und ſtürmiſcheren Verhältniſſen.

Woltmann erbot ſich gegen den Freiherrn von Stein zu conſtitutionellen Arbeiten für Deutſchland. Sein Anerbieten wurde wohl aufgenommen; mehrere Fragen, welche Bezug hatten auf die damaligen Ideen zu einer neuen Geſtaltung Deutſchlands, legte man ihm zur Erörterung vor. Die Nachricht von der Hinrichtung ſeines Jugendfreundes Berger erhielt er während dieſer Zeit, ſie ſpannte ſeinen Eifer für einen Zuſtand der Dinge zu wirken, wel-

cher dergleichen Schickſale unmöglich machte. Um die Gefahren, die ihn ſelbſt bedrohten, im Falle Frankreich auch nur anfänglich obſiegte, um ſeine durchaus ungeſicherte Lage in eben dem Fall war er ſelbſt nach dieſem Beiſpiel unbeſorgt, wiewohl er ihn als wahrſcheinlich vor Augen hielt: zu weſentlich beſchäftigte ihn die Vollendung und Anwendung auf eine Regeneration Deutſchlands, welche er ſeinen Ideen über Conſtitution und Föderativſyſteme gab. Er war der Meinung, daß auf den gegenwärtigen Standtpunct der entwickelten Volksenltur unter den Deutſchen die geſetzgebende wie die vollziehende Gewalt noch von dem Volk getrennt bleiben müſſe. Daß dieſes aber zu ſeiner Genugthuung und fürdern Entwickelung eines verfaſſungsmäßigen Organs bedürfe, wodurch es ſeine Anſicht der eignen Staatsverhältniſſe, der Erforderlichkeit gewiſſer Geſetze, ſich gegenſeitig und der Regierung offenbare.

Die Schlacht bei Görſchen, der Uebergang der Franzoſen über die Elbe rückten binnen wenigen Tagen ihm die Gefahr nahe, welche ſein Leben bedrohte, und die Sorgen, welche er hintangeſetzt. Jene wandte Liebe der Seinen ab, die ihn mit allem Erforderlichen zur Flucht nach äuſſerſten Kräften unterſtützten; dieſe entfernte der durch Drangſale nur feſter gegebene Entſchluß bei der Sache Deutſchlands zu ſtehen, ein ſchwungvolles Vertrauen auf eigne Kraft; und die faſt ins Gefühl übergegangene Erfahrung, daß äußeres Schickſal den thätigen Menſchen nicht völlig trägt, nicht völlig erdrückt. Unter den wüthendſten

Gichtanfällen im Kreuz, auch noch in ſolcher Lage muthig, getroſt, geiſtesgegenwärtig, verließ er das Krankenlager, von dem er ſeit Wochen nur einigemal aufgeſtanden war, und Berlin, das zu verlaſſen, er noch am Morgen nicht geahnet hatte, und floh nach Breslau; und die immer ſchönere Frühlingsnatur übte ihre ſtillerheiternde Gewalt während dieſer Reiſe nicht minder auf ſein Gemüth, denn immerdar.

Es waren ſchöne Tage! mit uns allen Gott, die Hoffnung eines herrlichen Vaterlandes, Entſchluß zu Kampf und Leiden, Zuverſicht einer guten Sache, und eines guten Siegs: nur ſelten treten ähnliche Ziele dem menſchlichen Leben in der Wirklichkeit nah.

Sobald Woltmann in Breslau war, begann er unter fortwährenden Leiden zuförderſt die Ausarbeitung ſeiner Ideen über Föderativſyſteme für den Freiherrn von Stein; daneben trachtete er auf Mittel für unſern Unterhalt, indem er von nun an auf ſeine Penſion von dem Großherzog von Frankfurt nicht mehr rechnete. Vierzehn Tage lebte er hier; der allgemeine Entwurf jener Ideen, dem einzelne Ausarbeitungen ihrer Theile Vollendung geben ſollten, war fertig, als dieſelbe Lebensgefahr, die ihn von Berlin vertrieben hatte, hier eben ſo plötzlich und drohender durch die Umſtände einbrach. Freundesbeiſtand führte ſie auch diesmal glücklich vorüber, und er floh nach Böhmen.

Seine Geſundheit ſtärkte ſich während dieſer letzten Reiſe, ein Zufall, den ich eine Schickung nennen darf, ver-

anlaßte, daß der Miniſter von Stein ſich in Prag befand, und ihm eine Verbindung mit dem Handelshauſe Ballabene anknüpfte, durch deſſen vielfache Gefälligkeiten eine Möglichkeit ward, bei der damaligen Unſicherheit alles beſonders des Buchhandels, auf ſchriftſtelleriſchen Fleiß in dieſer Stadt fürs erſte das Leben wieder zu gründen.

. . . .

Die erinnerungsreiche Umgebung von Prag, die bedeutende Natur, der unerwartete Eindruck von dem Geiſt der öſterreichiſchen Regierung entſprachen ſofort der Neigung Woltmann's. Wer aus Norddeutſchland in die öſterreichiſchen Staaten plötzlich verſetzt wird, muß hier im Anfang alles befremdlich, unbehülflich finden. Die vielen altdeutſchen und lateiniſchen Benennungen in der Verwaltung, Styl und Benehmen tragen den Roſt vergangener Tage, die moderne franzöſiſche Geſchäftsmanier hat gar keinen Einfluß ausgeübt, man wird an das alte deutſche Reich nicht blos durch den zweigehäupteten Adler erinnert. Allein dieſer Eindruck verwandelt bei tieferem Eindringen ſich in Behagen an reiche, alterthümliche, großartige Gemüthlichkeit und Würde. Hier iſt nichts von geſtern oder heute, keine Einrichtung durch Scharfſinn oder Gewalt des Einzelnen dem Ganzen angepaßt; das Beſtehende erinnert faſt durchgängig an ein Voriges, jedes Eingeführte knüpft in der Regel ſich leiſe an ein Vorhandenes, und iſt ſeiner Zukunft gewiß, ſeiner Zeit, Wirkungen zu entfalten; denn von keiner verwüſtenden Neuerungsbefliſſenheit wird es leicht gegen ein Anderes vertauſcht. Ein Wohlwollen, das ſich nicht als

Regierungsmaxime ankündigt, das aber durch einen Familienzug der altherkömmlichen Herrſcher ſeit Jahrhunderten der Verwaltung gleichſam eingewittert iſt, berückſichtigt im Gange der Geſchäfte eben ſo die Einzelnen, welche ſie leiten, wie dieſe von der franzöſiſchen Geſchäftsordnung gleichſam als Maſchinen verbräucht werden; und die reiche Natur und der Vermögensſtand zahlreicher Familien ſcheinen zu ſagen: hier iſt nicht Noth mit der Zeit und allen Kräften zu geizen.

Die Regſamkeit des Geiſtes, mit welcher man in den Hauptſtädten Nord-Deutſchlands Ereigniſſe, Meinungen, Werth oder Unwerth der Perſonen auffaßt, umtreibt, fahren läßt, befeindet, verficht, welche der Jugend förderſam, aber reifern Jahren oft beläſtigend und ſtörend iſt, herrſcht und wirkt hier faſt zu wenig; allein der gebildete Stand beſitzt gründliche Kenntniſſe, aus denen bei Belebung des geiſtigen Verkehrs ſich mannigfaltige und gediegene Reſultate für die Cultur ergeben würden; und das Volk iſt reich an Naturanlagen und anſpruchlos für ſein Vermögen und Leiſten, während der Adel ſich in vielen Stücken in ähnlichem Verhältniß findet, als vor Alters die Mittelmächte des deutſchen Reichs.

Der Fülle und Beſchaulichkeit von Woltmann's Weſen, dem Manier, Factionsgeiſt und Schein ſo ſehr zuwider waren, ſagten jener Sinn der Regierung, jene Gediegenheit der Kenntniſſe, jene großartigen Verhältniſſe des

Adels, jene Stille und Lebendigkeit des Volks über Alles zu. Die letzten Spannungen aus früheren Lebenszuſtänden löſten ſich; und ſein Gemüth erquickte die Erfahrung endlich etwas in der Welt beſſer zu finden, als er es geachtet und es ſelbſt ſich gab.

Hiezu kam das hiſtoriſche Intereſſe, welches er jedem Lande, in dem er lebte, ſo fort abgewann. Den kräftigſten Stamm der ſlaviſchen Nation, der ihre Nationalität durch Nachbarſchaft und Wechſelwirkung der Deutſchen am vielſeitigſten ausgeprägt hat, beobachtete er in Prag gleichſam in deſſen Brennpuncte und erhielt von dem täglichen Leben hier zahlloſe Aufſchlüſſe über die weſentlichſten Erſcheinungen der deutſchen Geſchichte, zum Theil über ſolche, die er ſelbſt dargeſtellt, wie z. B. Waldſtein.

Jeden Anblick, jeden Spaziergang beſeelte dies Intereſſe, vorzüglich in dem Garten Waldſtein's zog es Woltmann an, den jener angelegt und mit der hohen Mauer umſchloſſen hat, über welche nur die Burg ragt, die er in den einſamen Gängen, durch welche noch ſein Geiſt mit ſtummen Rieſenſchritten zu wandeln ſcheint, wie oft mit Gedanken der zukünftigen Größe ſeines Geſchlechtes ins Auge gefaßt haben mochte.

Da Woltmann nie müſſig angeregt ward, ging hieraus natürlich ſeine Geſchichte von Böhmen hervor. Die Nation, unter welcher er lebte, ſah ſich in ihr der Maſſe nach mit einer Individualität dargeſtellt, an welche jedes

ihrer Individuen Theil hatte. Ihm entſtanden ſehr angenehme Verhältniſſe daher. Es iſt ewig zu beklagen, daß ſeine Kränklichkeit ihn nicht zur Ausführung der Geſchichte der böhmiſchen Heroenzeit hat kommen laſſen, deren Studium ihm anfangs in einer fremden Sprache, in unbekannte Localitäten zu verhüllt lag. Der jahrhundertlange Kampf der Werſchowitze gegen den Stamm Przemilss um den böhmiſchen Thron wäre ſeiner Darſtellung von Perſönlichkeiten einer der glücklichſten Vorwürfe geweſen, wie er einer der eigenthümlichſten in der Geſchichte ſeyn mag.

Seine Wohnung gehörte für Woltmann, der ſie ungern verließ und ſelten zu den weſentlichen Angelegenheiten des Wohlbehagens. Er lebte gern in der Nähe des bürgerlichen Gewühls, ein einſamer, ländlicher Aufenthalt war ihm dabei nothwendig, und er liebte hohe, edle und weite Räume der Umgebung. Ihm hatte an Waldſtein ſehr gefallen, daß dieſer ſeinen Pallaſt von allem Geräuſch abſonderte, und ſich dort in einer Reihe ſolcher Gemächer aufhielt. In Prag ſollte ihm eine Wohnung werden, die dieſen ſelten vereinbaren Anforderungen ſeiner Neigung im höchſten Grade genug that, und die ebenfalls ein reiches hiſtoriſches Intereſſe beſeelte. Hat man auch nicht allemal im Alter die Fülle, was man in der Jugend gewünſcht: ſo hat man doch gewiß zu einer Zeit im Leben die Fülle deſſen, was man weſentlich wünſcht. Die Wohnung des Hiſtorikers nennt Herr von Raumer ſie mit Recht in der Herbſtreiſe nach Venedig.

Gegen Morgen auf einem Hügel dicht unter dem höheren Hügel der Burg lag das alte, von Leslie erbaute Majoratshaus, worin ſie ſich befand. Aus ihren hohen Zimmern und Sälen überblickte man den Lauf des Moldauſtroms, um ſeine Inſeln, um den Wiſſehrad, zwiſchen Hügel- und flachem Ufer rechts hinauf und links herab, die Brücke, jenſeits das Moldauthal mit der Altſtadt und Neuſtadt am Strom, mit ſeinen den Horizont begränzenden Hügeln. Oft verweilte Woltmann's Blick auf dies Panorama der Vorzeit, auf jene ſchickſalsreichen Gebäudemaſſen, auf dem Ziskaberg mit Gedanken an Ziska's, und Friedrich's dort gekämpfte Schlachten, auf den Friedhöfen an ſeinem Fuße, mit Gedanken an Scharnhorſt, der dort ruht, an unſere Zeiten, nicht mit dem, wie bald auch er werde in jenem hiſtoriſchen Boden eingeſenkt ſeyn.

Gegen Mittag zog die grüne Wand des Lorenzberges, bewaldet, mit Saatſtücken, Luſtgebäuden, weidenden Heerden, Gärten, abgeſchnitten von der Luft durch die zackigte Schanzmauer Karl des vierten, ſich längs der andern Seite des Hauſes. Einen viereckigten Saal der beide Ausſichten vereinigte, ſchmückten die Gemählde Joſeph des zweiten, Maria Thereſia's, Maria Antoniens in mehrern Lebensaltern. Hier war Woltmann's Lieblingsaufenthalt; hier arbeitete er, hier ging er auf und ab, die Augen von der erinnerungsreichen Weite auf den idylliſchen Lorenzberg gerichtet, oder auf jene drei Geſtalten, die alle durch Fülle und Natürlichkeit der Gemüther, Joſeph

auch durch Kraft und Schwung des Geiſtes ſeiner Seele vertraut, Maria Antonie durch Schönheit und Schickſal ſeinem Geſchmack, ſeinem Gefühl rührend waren.

Wenige Stufen führten aus einem Vorzimmer in den Garten, der auf dem Hügel des Hauſes, hart an dem Burghügel lag, von lebendigen Quellen bewäſſert; aus den man hinaufſah zu den Fenſtern der Burg, von wo die Statthalter herabgeſtürzt worden, zu dem noch immer grünen Fliederbaum, an dem ſie niederglitten, zu den Denkmalen ihrer Rettung, zum Hauſe Polixena's von Lobkowitz, die ſie aufnahm und ſchirmte, hinüber auf die Straßen ihrer Flucht nach Wien. Oft ſprach Woltmann hier von dem großen hiſtoriſchen Werke, das wie ein See die einzelnen Ströme ſeiner bisherigen Thätigkeit aufnehmen ſollte, zu deſſen Vollkommenheit er hatte Böhmen kennen lernen müſſen; ſo deuteten wir das Schickſal, zu welcher er Ungarn und Oeſterreich und die Rheingauen ſehen wollte, nachdem er ſo viel in Böhmen gelernt. Es war eine Geſchichte der Deutſchen vom allgemeinen Landfrieden bis zur Vollziehung des weſtphäliſchen: und als ob auch keine Spur davon dauern ſollte, müſſen die beiden einzigen ſchon ausgearbeiteten Fragmente der Anfang der Geſchichte der Vollziehung des weſtphäliſchen Friedens, ein Stück aus der Jugendgeſchichte Kaiſer Maximilian's I. unter den Papieren verloren ſeyn, welche er bei ſeiner Flucht in Berlin zurückließ. Oeſterreichs Politik und Kaiſerhaus, die zwey erſten Bände der Memoiren des Freyherrn von S—a wurden in dieſer Woh-

nung binnen eines halben Jahres vollendet, in frohen geiſtreichen Stunden.

Die Verbindung mit der Centralcommiſſion war aufgelöſt, ſeitdem im Laufe der Ereigniſſe deren Geſchäft in ein rein adminiſtratives umgewandelt worden. Das Feindſelige, was die Kritiken erwecken mochten, in denen er ſeit Ende des Jahres 1813 ſeine Ideen niederlegte, berührte ihn wenig hinter dem Wall der böhmiſchen Gebirge, in ſolcher Umgebung. Er nannte ſie ſein ſchönes Malepartus.

Seine Anſtellung in Oeſterreich ſicherte und vollendete jene anmuthige Lage. Aber nicht dies erfreute ſein Herz dabei ſo von Grund aus, als daß ſie ſo frei war und vertrauensvoll, daß er ſie keiner Bewerbung, keiner Gefälligkeit und Abſicht, der treuen, reinen Darſtellung ſeines Urtheils verdankte, dem Scharfblick und der Thätigkeit eines Miniſters, dem nichts entgeht, der nichts unangewandt bleibt, das zum Beßten des ſeiner Leitung vertrauten Staates dienen kann. Die beiden hohen Staatsmänner, mit welchen er durch ſeine Anſtellung in Verbindung kam, den Oberſtburggraf Böhmens Graf von Kolowrat, den Polizeiminiſter Freiherr von Hager, achtete er ſolcher Art, daß er die Verhältniſſe zu ihnen mit zum Glücke ſeines Lebens anſchlug. Der Tod des letzteren erſchütterte ihn tief. Wie ſehr ſeine eigene Geſundheit wanke, die Bemerkung nahm er nicht auf unter ſeine Vorſtellungen; ſeine Seele war ſo ſtark und friſch!

Es giebt der Tage im Leben, durch die ein gutes, ein böſes Loos ihre höchſte Gewalt erreichen, an denen Schickſal, Natur, eigne Art und Stimmung zuſammentreffen müſſen, ihnen dieſelbe zu verleihen. Woltmann's böſes Loos übte ſeine letzte Gewalt am Tage ſeiner Flucht von Berlin, das gute ſtand auf dem reinſten Gipfel am Monatstage ſeines Todes, zwei Jahre vor demſelben.

Es ſey mir erlaubt, nur wenige Augenblicke bei dieſer Erinnerung zu verweilen.

Keine beſondern Glücksfälle bezeichneten den Tag; aber es war der ſchönſte Sommertag. Der Garten, mit Roſen überblüht, in der Friſche ſeiner Quellen, ſtand unter dem blauen Gewölbe des reinſten Aethers. Voll Sicherheit des tiefſten gegenſeitigen Vertrauens, befriedigt durch die Gegenwart, in muthiger Erwartung der immer lehrreichen, das Gemüth fördernden Zukunft, im Gefühl der Geſundheit, mit der Ausſicht am folgenden Tage einer geliebten, langentbehrten Schweſter entgegen zu reiſen, gingen wir zwiſchen den Laubhecken ungeſtört in Geſprächen über Zeit, Vorzeit, die Natur und unſere Zufriedenheit; arbeiteten wir bis zum Mittag unter ſchattigen Kaſtanienbäumen beim Geplätſcher eines Springbrunnens, der aus einem Steinbecken in der Mitte ihres Kreiſes aufſtieg, an einer Darſtellung der Grundſätze der Strategie, erläutert durch die Darſtellung des Feldzugs von 1796 des Erzherzogs Karl von Oeſterreich, für die Jenaer Literaturzeitung. Eines Buches, das Wolt-

mann als Hiſtoriker, als Patriot und als Menſch mit immer wachſender Genugthuung befriedigte, je tiefer er in den Geiſt deſſelben eindrang. An derſelben Stelle ward der Mittagstiſch gedeckt. Der alte St. Veitsthurm, den mannigfaltigen Bau der Burg überragend, die Nußbäume des Burgwalls, von deſſen Raſenſenkung Roſen und Holunder die Gartenmauer überhangend, ſpiegelten ſich in der ſtillen Seite des Waſſerbeckens, deſſen Tiefe unergründlich der blaue Himmel zu erfüllen ſchien, und deſſen andere Hälfte der Strahl des Springquells in ſeiner Mitte, vom Winde gegen uns gebeugt, bewegte. Die Freude des Weins, die Friſche nach vollbrachter Arbeit, der Eindruck derſelben erhöhten die Seele unſerer Geſpräche. Woltmann ſchickte den Arbeitern im Garten Wein und Speiſen, daß auch ſie froh wären. Der Tag hatte weder die Gaben der Natur noch unſere Genußfähigkeit erſchöpft. Der Abend entſprach ſeiner Schönheit, ſilberne Blätter flimmerten im Mondenlicht an den verdunkelten Hecken, Nachtigallen ſchlugen; von der Burg kamen ſanfte Flötentöne, wie man ſie vielleicht nur bei den Böhmen hört, der Gedanke an die frühe Reiſe des folgenden Tages bewog uns ungern die Ruh zu ſuchen, die nach einem jeden Tage für immer ein gleiches Leid und gleiche Glückſeligkeit in Eine Vergeſſenheit ſchließt.

Das Bad in Töplitz bewirkte Woltmann in dieſem Jahr die heftigſten Anfälle von Podagra; er litt daran, als wir nach Prag in Geſellſchaft meiner Schweſter zurückreiſten; aber ſeiner Heiterkeit, die körperlichen Leiden, unter

bedrängten, trüben Verhältniſſen nicht gewichen war, hatten jene unter frohen gar nichts an: er ſcherzte während der Fahrt, und verſicherte, nie angenehmer gereiſet zu ſeyn.

Das furchtbarſte Hagelwetter überfiel uns. Der Kutſcher ließ betäubt den ſcheu gewordenen Pferden die Lenkſeile ſchießen, ſie ſtürzten den Wagen in einen tiefen, zum Gießbach von den bergabſtrömenden Gewäſſern ausgehöhlten Chauſſeegraben. Es dauerte lange, ehe man ſie losmachen und aus der Tiefe hervorbringen konnte, in der ſie ſich bäumten; noch länger aber, ehe Hülfe zu erreichen war. Der Wagen ſank von der mehr und mehr herabgewaſchenen Seite, an die er geſtützt lag, und drohte im Waſſer umzuliegen. Mit unſäglichen Schmerzen mußte Woltmann ausſteigen, bis über die Knöchel im Waſſer eine halbe Stunde auf dem Felde unter den Güſſen des zurückkehrenden Wetters ſtehen, durch den Chauſſeegraben waten und das gegenſeitige Ufer erklimmen, um in den wieder aufgerichteten Wagen zu gelangen, der nicht herüber zu bringen war. Er duldete Angſt und Schmerzen mit der größten Gelaſſenheit, ohne Klagen, Treiben oder Beſorgniß, denn um meine Schweſter und mich. Unmittelbar ſchadete dieſer Unfall ſeiner Geſundheit nicht merklich; allein ſeine Nerven waren ſehr dadurch erſchüttert, gichtiſcher Schmerz in allen Gelenken verließ ihn nur zeitweiſe ſeitdem, oder um mit einer Kette anderer Uebel abzuwechſeln.

Es gehört keine lange Zeit dazu, um Gunſt und Ungunſt der öffentlichen Meinung zu überleben. Schon in

dieſem Jahre erfuhr Woltmann die Annäherung von mehreren ehemaligen Gegnern, die theils ihre Urtheile freimüthig zurücknahmen, theils ohnedies ihm Achtung und Vertrauen zu erkennen gaben. Außerdem ſuchten in Böhmen ihn Männer auf, welche beim Zuſammenleben in einem Ort und Lande ihm fern geblieben waren, und manche werthe Jugendverbindung, z. B. wie mit Göthe, von Lang, wurde erneut. Er nahm dies herzlich auf. Zwar wurde er nach ſeiner Art nicht lebhaft dadurch angeregt, allein es diente ſehr, den Grund ſeiner Zufriedenheit zu veſtigen. Dazu erweckte es den Gedanken, daß wohl einſt ſein Haus in Prag, welches von den meiſten Norddeutſchen berührt wird, die nach den Bädern in Böhmen, nach Oeſterreich und Italien reiſen, einen Vermittelungspunct abgeben könne, die einheimiſche wiſſenſchaftliche Cultur durch Schwung und Abſtraction der Norddeutſchen zu beſeelen, dieſe dagegen durch ihre Gediegenheit, Einfalt und Friſche zu erquicken. Die heilſamen politiſchen Wirkungen von mehr gegenſeitiger Annäherung und Anerkennung zwiſchen beiden Geiſtesweiſen lagen dieſem Gedanken mit zum Grunde: er beklagte oft, ſeitdem er in Oeſterreich lebte, wie der Nationalſchatz an Kunſt, Natur, individuellen Verhältniſſen dieſes Staatenbundes ſo todt für Deutſchland ſeyn müſſe. Die Idee von gar verfaſſungsmäßiger Trennung in Süd- und Norddeutſchland haßte er, und widerſtrebte ihr aus allen Kräften.

Schon im folgenden Winter des Jahres 1816 mußte er fünf Monate ohne Zwiſchenfriſten des Wohlbefindens im

Bette ausdauern; es ermüdete nicht ſeine Geduld, er veränderte in nichts außerdem die gewohnte Lebensweiſe; arbeitete raſtlos, wie in geſunden Tagen, ſprach, und nahm alle Gegenſtände früherer Theilnahme lebendig und heiter auf. Je und je klagte er indeſſen ſchon, wie der alte feurige Trieb zur Arbeit, die Freude an derſelben, die Unermüdlichkeit von ehemals nicht mehr bei ihm wären; und widrige Eindrücke ſtörten und trafen ihn empfindlicher als vordem. In dieſen Monaten arbeitete er den dritten Theil der Memoiren des Freyherrn von S—a und ſeine Selbſtbiographie aus. Sein rechter Arm war im Gelenk des Ellenbogens ſeit dem Frühling des Jahres 1815 gelähmt, wo er, heftige Gichtſchmerzen im Arm nicht achtend, angeſtrengt an der Geſchichte von Böhmen ſchrieb. Seit jener Zeit dictirte er die meiſten ſeiner Arbeiten mir. Nie hat er eine Zeile zurückgenommen, nie änderte er die Stellung der Thatſachen, ſelten einen Ausdruck; in allen Theilen vollendet ſchwebte das Ganze ſeinem Geiſte vor.

Religion ſtärkte ihn nicht zu jener Standhaftigkeit und Heiterkeit. Ich habe nur einige Male während unſerer Ehe bemerkt, (er ſprach darüber nie,) daß er unter dem wüthendſten Sturm unermüdlicher Drangſale und Schmerzen einen kurzen, herzlichen Gedanken zu Gott erhob. Für das Unglück reichte er mit der Philoſophie aus; die Religion hatte er zur Freude. Er ſagte mir oft in guten Stunden; „ich habe Gott von Herzen lieb, recht mit Vertraulichkeit,“ und ſang gern vor ſich im Zimmer auf- und

abwandelnd, geiſtliche Lieder, wie einſt ſein Vater; vorzüglich Gellert's Lied: „Wie groß iſt des Allmächtigen Güte!“ und Günther's: „In allen meinen Thaten.“

Von den Gedanken ſeiner Thätigkeiten war er jederzeit ſo durchdrungen, daß er ſie oft in Träumen mit geſteigertem Vermögen der Seele verfolgte. Jetzt aber bemächtigten ſie ſich derſelben in einem Grade, daß er keine Idee faßte, die nicht ſein Geiſt, wach während der Ruhe des Körpers, und ohne Theil an ihrer Erquickung verarbeitete. Die Morgenluft erſetzte ihm dabei die Stärkung durch den Schlaf; von den Bädern zu Baden bei Wien erwartete er Mäßigung dieſer Reizbarkeit.

Aber auch ſein Gefühl läuterte ſich zu immer geringerer Abhängigkeit von perſönlichen Antrieben. Er hegte den Wunſch Hiſtoriograph des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes zu werden, derſelbe war verflochten in dem Vorſatz ſeines großen hiſtoriſchen Werkes, der Geſchichte der Deutſchen vom allgemeinen Landfrieden, bis zur Vollziehung des weſtphäliſchen Friedens; weder geäußert hatte er ihn bisher, noch ſich um deſſen Erreichung bei der Regierung bemüht. Er verſchob dies auf ſeine Anweſenheit in Wien, wo der Eindruck ſeiner Perſönlichkeit allein das weſentliche Hinderniß vielleicht aufzuheben vermochte, welches ihm entgegen trat; daß nämlich der Poſten eines kaiſerlichen Hiſtoriographen als ein habsburgiſcher Hausposten nur einem Katholiken werden ſolle, und Woltmann um keinen Preis ſein

Glaubensbekenntniß verändern wollte. „Könnte ich die höchſte Würde in Oeſterreich und allen Einfluß Oeſterreichs auf die Angelegenheiten der Welt erlangen, und ſollte dafür ein neues Glaubensbekenntniß annehmen, ich thät' es nicht," ſagte er mir, „eben ſo wenig wär' ich ein Katholik; nur wenn ich als Jude geboren wäre, würde ich mein Glaubensbekenntniß wechſeln."

Im Frühjahr ward die von ihm gewünſchte Stelle eines Hiſtoriographen an den Freyherrn von Hormayr vergeben. Mit Hintanſetzung ſeiner vernichteten Ausſicht freute ſich Woltmann rein darüber, weil jener von nun an, der läſtigen Haft in Brünn erledigt, wieder eine Thätigkeit antrat, durch welche er früher das hiſtoriſche Studium bereicherte. Eine ſchöne Freude, daß er ſich dieſer Empfindung fähig fühlte, die ihm vielleicht geheimen Kampf gekoſtet, die er aber in Wahrheit errungen hatte, war freilich dabei in ſeinen mächtigen braunen Augen, ſeinen edlen Zügen und ſeinem weichen Munde, der er auch Niemand hätte laſſen Zeuge ſeyn, als mich.

Ob er ſein großes Werk vollendet haben würde, bei Geſundheit, Begünſtigung der Umſtände und Leben, iſt nicht zu entſcheiden. Er richtete, wie geſagt, ſich gern zu umfaſſende Ziele auf, und kein Studium gibt überhaupt hiezu nothwendigere Veranlaſſung, als das hiſtoriſche. Schon indem er ſich der Vorſtellung jener Arbeit näherte, zog er die Geſchichte aller europäiſchen Staaten während

deſſelben Zeitraumes in ſeinen Plan, ohne welche die der Deutſchen nicht vollendete Anſchaulichkeit erhalten könne, und vergaß gänzlich, wie viel neue Vorwürfe ihm Tag und Zufall bei ſeiner thätigen Theilnahme an Zeit und Wiſſen bieten würden. Aber er beſaß auch eine Gewalt der Seele, die bis zum Aeußerſten durchdrang, und, was ſie wollte, nicht losgab, bevor ſie es erreicht.

In den meiſten Stunden waren noch jetzt Hoffnung und Lebensmuth ſo friſch in ihm und ſeine Thätigkeit ſo rüſtig, daß ich den allgemeinen Eindruck nicht feſthielt, der ſich mir zuweilen aufdrängte: er laſſe das Leben los. Er ſprach öfter von jenem Werke, als von einer Sache, die anzuheben er eilen müſſe, bevor das Alter ihn erreiche. Er äußerte den Wunſch nach abgeſchiedener Ruhe in der ernſten, deutſchen Natur der Harzgegenden oder heſſiſchen Gebirge, die ihn in der Jugend einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht hatten.

Als er in das Leben eintrat, ergriffen ihn die beiden großen wiſſenſchaftlichen und politiſchen Revolutionen, deren Schwingungen, die jetzt in ihrer Ausbreitung ermatteten, und ſich zu verwirren ſchienen, ſeine Seele gewachſen war. Die mächtige Perſönlichkeit Bonaparte's war abgetreten von dem Schauplatze, ohne die Idee gerechtfertigt zu haben, welche er von ihr hegte, die Wirkungen vollendet, die er durch ſie gehofft; ja, ſelbſt ohne die Zwecke zu erreichen, welche ſie mit ungeheurer Planmäßigkeit und niederwerfen-

der Kühnheit verfolgt. Die Hoffnungen für Deutſchland bei ihrem Sturz waren der ferneren Zukunft zu allmähliger Verwirklichung heimgegeben; in der Philoſophie nahm Schwärmerei wieder Oberhand, welche durch Kant für immer ausgeſchloſſen ſchien: ſogar ſeine Ehe entſprach nicht ihrem Ideal.

Er bedurfte vor allem einer Frau, welche ſich um Wiſſenſchaft aus natürlichem Triebe bemühte, die Sinn für Größe und Schönheit mit Liebe zur Häuslichkeit, mit Aufrichtigkeit des Gemüthes verband: während der heftigſten Leidenſchaft hatte er den Mangel der erſteren Eigenſchaften verödend gefühlt. Er traf ſie vereinigt nicht zu ſeinem Glücke an. In der Frau eines Andern; in einer Frau, welche damit nicht die augenblicklich wirkſame Kraft des Willens und der Vorſtellung, wider Triebe und Umſtände verband, die ſie ihm zu beſitzen geſchienen. Aber was ſein ſtarkes Herz umfaßt hatte, hielt er treu. Während jahrelanger Trennung, ohne Kunde, ohne Hoffnung des Beſitzes, lehnte er alle Vorſchläge und Ermunterungen zu wünſchenswerthen Ehen ab.

Als das Weſentlichſte aller Verhältniſſe, wie ſie es der Natur nach und in den bürgerlichen Verhältniſſen iſt, ſoll die Ehe beider Ordnungen gemäß aus dem jungfräulichen Stande hervorgehen. Woltmann war von ihrem Ideal, als ſolchem, von dieſem Gefühl durchdrungen, und von Schmerz, daß, ein ſolches Ideal zu erreichen, für uns

durch das Schickſal verloren ſey. Kinder aus einer frühe- ren Ehe jedoch ſtanden der Annäherung der unſeren zu jenem Ideale nicht entgegen; kam das ſtarke älterliche Ge- fühl, uns beyden zum erſtenmal empfunden, zu einer un- ausſprechlichen Liebe, aus der meine ganze Richtung und Bildung hervorgegangen war, konnte jene Schuld des Schickſals übertragen ſeyn. Er hoffte dies; aber unſere Ehe blieb kinderlos, und er konnte weder durch ſie die Aus- ſichten, deren Erfüllung ſeinem idealen Triebe das Leben mehr und mehr abſchlug, in das Daſeyn von Kindern ver- pflanzen, noch verwirklichte ſie ſelbſt das ideale Verhältniß, das einer hohen und zarten Seele ſtatt aller hätte ſeyn mögen; denn er mogte auch in ſeiner Frau nur das ähn- liche Bild des Gegenſtandes ſeiner Leidenſchaft lieben. Er ließ es mir nicht merken, noch entgelten, und ſprach, wenn ich es ſelbſt zur Rede brachte, darüber aufrichtig und ge- laſſen, wie über das Schickſal eines Dritten, und unſere Ehe war durch dieſe ſeine Mäßigung ein Verhältniß der treueſten, hingebendſten Liebe, die ſelten zweierlei Empfin- dungsweiſen kannte.

Ein Geſpräch mit einer geiſtvollen Mutter, die ihre Kinder auf dem Lande erzog, veranlaßte Woltmann in dieſem Sommer 1816 zu einer Sammlung, in welche er dasjenige, was die deutſche Literatur ſowohl an Dichtkunſt als in allen Fächern allgemein menſchlicher Bildung auch der Form nach Claſſiſches und zugleich für die Jugend vom zehnten bis zum ſiebzehnten Jahre Faßliches beſitzt, zuſam-

menordnete, nach der Anſicht, daß es während der progreſſiven Entwicklung des Geiſtes und der Leidenſchaften in dieſer Zeit diene, jenem klare und gediegene Vorſtellungen, dieſer eine edle Richtung zu verleihen, dabei den Geſchmack gewöhne an Reinheit der Form, und eine Vorſtellung von Art und Weſen der deutſchen Literatur der Bildung überhaupt zum Grunde legte. Ein Band ſollte dieſe Idee der Sammlung ausführen, und ein Regiſter zur Erklärung fremder oder wiſſenſchaftlicher Ausdrücke enthalten. Er arbeitete mit großer Liebe an dieſem Werk, vollendete es zum Theil, und ſagte oft dabei: in unbefriedigender Gegenwart der Zeit ſey am meiſten für künftigen Geſchlechter zu ſorgen.

Daneben ſichtete er die Anmerkungen zur Ueberſetzung des Tacitus; wählte und überarbeitete diejenigen, welche derſelben im ſechsten Bande beigefügt ſind, und vollendete die Abhandlungen über Leben, Geiſt und Werke des Tacitus. Er hatte alle Einwendungen wider die Emendationen der Philologen über die Stelle des zwei und vierzigſten Kapitels im zwölften Buche; Suum quoque faſtigium Agrippina etc. vielfältig erwogen und beſprochen, und keine Vermuthung faſſen können, welche einen beſſern Sinn gab, als ordinibus oder virginibus, die er aus den darüber im ſechsten Theil der Werke des Tacitus angeführten Gründen verwarf. Im Traum erblickte er Nachts vor ſich einen Codex des Tacitus aufgeſchlagen, in welchem er an dieſer Stelle armentum ſtatt carpentum ſieht. Er erzählte am

folgenden Morgen den Traum, dem zu folge, nach fleißiger Durchforſchung aller Schriftſteller, die Nachrichten über prieſterliche Bräuche der Alten enthielten, auch das Basrelief einer Vaſe bei Piramſi rieth, wo Diana auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen fährt.

Das Niebelungenlied ſtudirte Woltmann gleichfalls in dieſem Sommer. Proben davon hatten ihn nicht angezogen, die armſelige Kunſt des Versbaues, die unbehülfliche Darſtellung der Sprache verdroſſen ihn, bei dem oft wiederholten Vergleich mit Homer. Er fühlte, daß dadurch ein Vorurtheil wider daſſelbe in ihm entſtanden war, wie er es nicht in ſeinem Innern duldete, und unternahm deſſen Studium.

Die Anſchaulichkeit, Lieblichkeit und Einfalt der erſten Geſänge entzückten ihn, die fernern alle, ſeit dem Zuge König Günther's an Etzel's Hof, hielt er für Fortſetzung ſpäterer Dichter. Einſenland, der Sitz Brunhildens, ſey Schweden, achtete er, oder eine Inſel der nördlichern Seeküſten. König Günther hatte mit Siegfried gegen Sachſen und Dänemark gekriegt, dieſer, der Niederländer, der wahrſcheinlicher Maaßen die Waſſerſtraßen zum Norden kennt, iſt Schiffsführer. Weit entlegen mußte das Vaterland Brunhildens ſeyn, da keiner ihrer Magen am Hofe Günther's erſcheint; ihre Mannhaftigkeit entſpricht dem Weſen der nordiſchen Schildjungfrauen; und die ganze Sage mag viel wahrſcheinlicher als

eine zum Theil vaterländiſche, denn als von Spanien her: übergelangt, die große Ausbreitung im Norden gewonnen haben. Er verhieß ſich, dieſe Bemerkungen einem Forſcher des Niebelungenliedes vorzulegen, und ich erwähne ihrer und des ganzen Studiums hier mehr zur Erreichung dieſer ſeiner Abſicht, wie als eines Zeugniſſes von ſeiner geiſtvollen, an Reſultaten ergiebigen Auffaſſung der Dinge und ſeiner treuen Unbefangenheit.

Jene Monate waren unruhig, weil eine Reiſe nach Baden und Wien wegen äußerer Umſtände von Tag zu Tag verſchoben und endlich gänzlich aufgegeben werden mußte. Seine Geſundheit wankte immer mehr; auf geringe körperliche Bewegung folgten heftige Fieber, die allezeit die Nerven beſonders in Mitleidenheit anzogen. Er achtete dieſes Zuſtandes nicht; immer unbeſorgt um ſich ſelbſt, und gewöhnt an krankhafte Unregelmäßigkeiten ſeiner Natur. Jeder unangenehme Eindruck reize nur, klagte er, ſeine Empfindung bis zur Unerträglichkeit: unſere ſchöne Wohnung ward ihm verleidet, weil ſich einige dazu geſellt hatten, er gab ſie, in Erwartung der Reiſe nach Wien, ihrentwegen ohne Bedauern auf.

Kaum hatten wir ſie verlaſſen, als ohne äußere Urſache ihn ein Nervenfieber überfiel. Acht Tage lag er tödtlich krank darnieder, und wollte keinen Arzt; denn ohne Ungeduld vertraute er der Natur, durch keine von ihren

Erſcheinungen geſchreckt; jedoch auf mein dringendſtes Flehen übergab er ſich ärztlichem Beiſtand.

Gegen Anfang des Decembers ſchien er zu geneſen. Die Luſt zur Arbeit regte ſich mächtig wieder, er hatte die Biographien von Spittler und Iffland für die Zeitgenoſſen vor ſeiner Krankheit übernommen, und ging mit dem alten Feuer daran, dieſe Verbindlichkeit binnen des feſtgeſetzten Zeitpunktes zu löſen. Seine Nerven ermatteten, er unterlag der Anſtrengung, allein er ließ nicht ab von ſeinem Zweck, binnen vierzehn Tagen, zu Anfange des Jahres 1817, hatte er beide Arbeiten vollbracht.

Ein Gnadengeſchenk und eine Zufriedenheitsbezeugung der Regierung ſtärkten ſeine Nerven, die Freude jederzeit ſtärkte. Dennoch mußte er ſeit Anfang dieſes Jahres faſt ununterbrochen im Bette ſeyn, und überwand im Februar ein zweites nervigtes Schleimfieber. Die heftigſten Schmerzen in Hüftgelenken, Knien, in dem gelähmten Arm quälten ihn bei dieſer Krankheit; alle ſeine verſchiedenen Leiden ſeit Jahren ſchienen aufgeſtürmt und wütheten zugleich. Er duldete mit bewunderungswürdiger Seelenſtärke und Geduld, mit ungebeugter Hoffnung, nach dieſem, endlich geneſen, ſein großes hiſtoriſches Werk in Wien anzuheben. Er machte den Schmerz, den er litt, zum Gegenſtand der Betrachtung, und überwand ihn auf dieſe Art; außerdem war ſein Leben ſo ſehr in Geiſt und Gedanken, daß er ſelbſt auf anhaltende Unbequemlichkeiten, die eben dadurch

hätten zu Martern werden können, wenig Acht hatte. Beim Uebermaaß der Leiden konnte zuweilen eine ſanfte Klage ihm entſchlüpfen, die er aber ſogleich durch neu unaufgebotene Heiterkeit hinwegwiſchte. Seine Aerzte mußten geſtehen, daß ohne ſo große Gelaſſenheit und Geiſtigkeit ſein Körper, trotz ungemeiner Muskelſtärke und Friſche der Säfte, nicht vermogt hätte, dieſen Leiden in dieſem Grade zu widerſtehen.

Bis dahin hatte Woltmann nie etwas geleſen, als das zum Studium ſeiner Wiſſenſchaft gehörte oder durch herrſchende Kraft des Geiſtes und Vollendung der Form ausgezeichnet war. Von nun an vergönnte der zerrüttete Zuſtand ſeiner Nerven dies nicht länger. Unſer Zuſammenleben hatte ebenfalls eine Richtung gewonnen, daß unſere Geſpräche entweder gemeinſchaftliche Unterſuchungen über mannigfaltige Gegenſtände oder Plane für die Zukunft, oder Erinnerungen betrafen, wodurch alle Seelenkräfte in Anſpruch genommen wurden: ſie waren ihm von nun an ebenfalls ſchädlich. Reiſebeſchreibungen, Werke von leichterem Inhalt mußten nun beides erſetzen. Manche kleine Lücke ſeiner Anſchauung erfüllten Bilder von Localitäten; Manches, das er vernachläſſigt hatte, und das ſeiner Seele wol angehörte, wurde ihm bekannt hiedurch und genähert: in Tagen der Krankheit, am Ziele des Lebens, ſollte eine leichte Nachleſe vergeſſener Früchte ihm durch das Schickſal nicht entſtehen.

Nach dieſer Krankheit hatte unter ſeiner rechten Bruſt ſich eine Beule zuſammengezogen, woran er unbedeutenden Schmerz litt, den er nicht achtete, die er dem Arzt nicht zeigen wollte; ſeine Geſichtsfarbe, die ſonſt blühend geweſen, war verwandelt, und hoffnungsvolle Lebensfreude wich immer mehr von ihm, jedoch nicht in einem ſolchen Grade, daß er ſich nicht einer guten Wirkung der Bäder von Baden getröſtet hätte, welche jetzt zu beſuchen die Umſtände vergönnten, gefreut auf den Zuwachs an Erfahrungen in Wien, und auf die Reiſe durch ſchöne Frühlingsländer.

Das Manuſcript von St. Helena verurſachte ihm lebhaftes Vergnügen. Er zweifelte wegen weſentlicher, innerer Kennzeichen des Styls und der Ideenfolge nicht an deſſen Aechtheit, mehr noch wegen der individuellen Anregung der Seele darin durch gewiſſe Rückerinnerungen und Begebenheiten. Viele ſeiner eigenen, vor Jahren ausgeſprochenen Urtheile über Antriebe und Abſichten Bonaparte's fand er auf merkwürdige Weiſe beſtätigt, andere widerlegt. Scharf aufgefaßt, doch ſcheinbar treffend wegen des falſchen Geſichtspunctes, achtete er deſſen Urtheil über Oeſterreich; die friſche, gediegene Rede einer ſtarken Seele that ihm wohl. Gerſtenberg's Ugolino las er ebenfalls noch in den letzten Wochen ſeines Lebens ſo mit Entzücken, als mit Schmerz. Ueberwältigt von dem letzteren, mußte er oft das Buch weglegen. Bei einer zweiten Auflage der Memoiren des Freyherrn von S—a verhieß er ſich ſein Ur-

theil über den Ugolino zu ergänzen, er verglich die Kunſt in demſelben mit derjenigen in der Gruppe des Laokoon.

Während der Tag zur Abreiſe nahe herangerückt war, brach die Beule unter ſeiner Bruſt von ſelbſt auf. Er hielt es für eine Arbeit der Natur vollkommene Geneſung zu bewirken, und verſchob die Reiſe deshalb nicht. Alles war dazu bereit, wir gingen zum letzten Male, für lange Zeit glaubten wir, für immer ſollte es ſeyn, in den Garten Waldſtein's. Wir ſprachen über das Manuſcript von St. Helena, über Glück und Unglück der kleinen und großen Menſchenſchickſale. Ich erwähnte des auffallenden Wortes von Bonaparte, dem das Glück unter allen Sterblichen vorzüglich begünſtigt hat, wenn er von ſeiner Gemahlin ſagt: „S'il y a eu des momens de bonheur dans ma vie c'est a elle que je les ai du.“ Woltmann beſtätigte aus ſeinem Gefühl, wie wenig erreichtes Glück der Sterblichen jemals dem Unendlichen der Hoffnung und des Willens „in des Augenblicks Beengung genug thun könne. Er gedachte des Beiſpiels vom Chalifen Abdorhaman von Cordova, der nach funfzig Jahren einer ſieghaften Regierung in Fülle der Macht des Anſehens der Güter und Jahre ſtarb, und ſich zur Grabſchrift in ſeinem Gemach aufgezeichnet hatte: „in meinem langen Leben war ich vierzehn Tage glücklich.“

Das Eitern der Wunde hatte ſo bedeutend überhand genommen, ihr Anſehen war ſo fiſtelartig geworden, daß

ich noch an eben dem Tage den Arzt davon unterrichtete. Er ſah das Uebel, und drang auf die ſchleunigſte Operation. Woltmann verſtand ſich leicht dazu; beim Oeffnen entdeckte ſich ein tiefer, uralter Schaden, welcher, die ganze rechte Bruſt ſeit Jahren unterhöhlt, eine der Rippen zerfreſſen hatte, den Niemand geahnet, gegen den ſeine friſche, kräftige Natur jahrelang in ſo vielen Krankheiten ohne Hülfe vergebens gekämpft. Der Muskel wurde durchſchnitten, er ertrug es leichthin, ohne die Miene zu verändern, ohne Laut. „Der letzte Schnitt hat weh gethan," war ſeine ganze Klage; er ſpeiſte zu Nacht wie gewöhnlich mir gegenüber auf einem Seſſel, redſelig und heiter.

Am folgenden Morgen nach dem erſten Verband überfielen ihn Fieberſchauer; er verlangte zu Bett und geſtand, daß er am vorigen Tage mit übergroßer Anſtrengung der Willenskraft, den heftigen Schmerz des zweiten Schnittes und deſſen Eindruck überwunden habe, und daß nun beim Verbande die Reminiscenz unvorhergeſehen ſeine Nerven ſehr erſchüttert hätte. Sein Anſehen wurde plötzlich wie eines Todten, auch plötzlich gebeſſert. Ein zweiter Abſceß, der tiefer lag, brach von ſelbſt auf; vergebens ſuchte man dies bei einem dritten zu bewirken, der auf das Zwergfell drückte; Beſorgniß, daß edle Theile angegriffen wären, Symptome, die es drohten, nöthigten zu einer wiederholten, ſchlimmeren Operation, die ſeine Nerven tödtlich zerrüttete.

Er war nach derſelben noch heiter und bei Bewußtſeyn; für Stunden anfangs, dann für immer kürzere Zwiſchenräume, endlich noch heiter in Phantaſien, die ihn zu-

rück in ſeine Jugend, unter deren Freunden verſetzten. Wie er in der Jugend des Todes gedacht, war im Tode die Jugend ihm gegenwärtig. Das Leben dazwiſchen hatte dieſe Puncte nicht getrennt.

Er erwachte zum Bewußtſeyn, wenn man ihn anredete, und merkte ſcharf, was um ihn her geſchah. Ein Schlucken, der nicht zu ſtillen war, mußte ihn ſehr quälen; allein er klagte nicht. Ihn verdroſſen nur die Arzneien, die er meiner Angſt zu Liebe nahm. Als am Mittage vor ſeinem Tode die Aerzte und ich ſtumm vor ſeinem Bette ſtanden, ſagte er: „Verzeihen Sie mir, ich bin wohl heute recht ungeſprächig, mir iſt ſo betäubt.“ Sie gingen in ein Nebenzimmer, die Mittel zu berathen, er ſagte zu mir: „ſie wollen mich zum dritten Mal operiren, nicht wahr? aber nur heute nicht, meine Nerven ſind zu ſehr angegriffen.“ Die Arzneien reizten von nun an den Schlucken. „Es iſt ein craſſer Zuſtand, ſchwer krank zu liegen und mit ſich ſchalten zu laſſen,“ ſprach er.

Aus Todeskämpfen in die Höhe gerichtet, erkannte er wenige Stunden vor ſeiner letzten die Aerzte, welche ſeine Freunde waren, dankte ihnen für den nächtlichen Beſuch und freute ſich darüber, ohne Argwohn für ſeine Gefahr daraus zu ſchöpfen.

Keine Todesahnung überſchattete ihn. Der Jupiter leuchtete hell auf ſein Sterbelager. „Siehſt Du den ſchönen Stern wohl?“ fragte ich ihn. „O ja, aber die Sterne—“ Dies war ſein letztes Wort, er vollendete die Rede nicht, ſchlief zurück in Bewußtloſigkeit. Noch folgte ein halbes Er-

wachen, eine Regung des Unwillens, daß er dieſen phyſiſchen Zuſtand nicht durch die Gewalt der Seele niederzuringen vermögte, wie er ſie oft augenblicklich bei Schmerzen äußerte, ſie drückte ſich nur aus in Gebehrde und Blick. Er wurde ſtill und heiter; unbewußt und leicht ſchlummerte er aus dieſem Leben, deſſen enge Verhältniſſe ſeine Seele drückten, und das er doch mit Schmerz verlaſſen hätte, durch unverletzte Empfänglichkeit für kleine Freuden, durch Pläne der beſten Thätigkeit daran gekettet, hinüber in ein höheres Daſeyn, wofür ſeine ſtarke, idealiſche und milde Seele vollendet war.

* * *

Ich habe mit ſchwachen Zügen das Bild ſeines Gemüthes und häuslichen Lebens dargeſtellt. Ein Opfer unvergänglichen Dankes für zahlloſe Wohlthaten der Güte und Liebe. Ich fühle wohl die Mangelhaftigkeit dieſer Blätter; doch viele Züge ſeines Weſens, die Niemand darſtellen konnte, als ich, machten ſie nur zu Wunſch und Pflicht. Ich heilige ſie der Wahrheit; kein Zug iſt darin, den dieſe nicht anerkennt; ſie war die höchſte Pflicht desjenigen, der über ſeine Seele ſchreiben wollte.

Einleitung
zur
älteren Menſchengeſchichte.

Vorrede.

Ueber die wichtigſten Puncte, die ich bei Beurtheilung der Menſchengeſchichte nie zu vergeſſen bitte, habe ich mich in der folgenden Einleitung erklärt, welche deshalb länger geworden iſt, als bei einem Grundriſſe nothwendig zu ſeyn ſcheint. Ich habe ſie mit einigen Bemerkungen über das Weſen der Hiſtorie angefangen, denn gerade in den verworrenen Begriffen von demſelben glaubte ich eine der vornehmſten Urſachen von den vielen ſchiefen Urtheilen über jede Behandlung der Geſchichte nach einer Idee zu finden.

Wegen der Art des Vortrages in dieſem Verſuch über die alte Geſchichte muß ich erinnern, daß nur derjenige, welcher in den neueren Schriften über dieſelbe ſehr bewandert iſt, öfters einſehen wird, warum dieſe, nicht eine andere Wendung genommen ward. Theils erlaubte mir die Kürze, welche ich mir bei einem Buche für Vorleſungen zum Geſetz machen mußte, theils erlaubten mir meine Grundſätze über hiſtoriſche Darſtellung nicht, bei der Ent-

wickelung der Geſchichte ſelbſt polemiſch zu werden. Nur dem Geſchichtsforſcher glaubte ich bisweilen Winke geben zu müſſen, wenn ich gegen achtungswerthe hiſtoriſche Schriftſteller etwas behauptete. Deſto weniger aber darf ich mir ſchmeicheln, für die übrigen Leſer nicht bisweilen räthſelhaft geweſen zu ſeyn, zumal da ich hoffen durfte, dieſer Schrift durch Vorleſungen das gehörige Licht zu geben, und ihr ſo für ihre Hauptbeſtimmung nachzuhelfen.

Es iſt ein ſonderbares Gefühl, wenn man nach einem redlichen Studium der Quellen der alten Geſchichte ſich in mancher Hinſicht ärmer an Kenntniſſen von derſelben findet, als man ſonſt nach dem Durchleſen eines gewöhnlichen hiſtoriſchen Handbuches war. Hätte man auf ſeinem Wege nicht oft die Erfahrung gemacht, daß Irrthümer und Hypotheſen zu hiſtoriſcher Wahrheit wurden; ſo würde man ſich tief ſchämen müſſen, daß man von Gelehrſamkeit und Scharfſinn entblößt genug war, um nur ſo wenig in den Quellen entdecken zu können. Dennoch glaube ich, daß manches, was mir jetzt nach den Geſetzen der Kritik verwerflich ſchien, nach einem längern Studium ein höheres Anſehen bei mir erhalten werde. Es dünkt mich nur für einen jeden, welcher ſich der Geſchichte geweiht hat, eine unerlaßliche Pflicht, ſich durch das ganze Gebiet derſelben einen eignen Weg zu bahnen, und ein junger Schriftſteller ſchien mir auf Verzeihung Anſpruch machen zu dürfen, wenn er bei dieſem Bemühen, den Pfaden, welche er ſchon bereitet fand, zu wenig traute. Ueberhaupt wird ja das

Lob, welches er verdient, ſich mehr auf die Hoffnung grün⸗den, welche ſich die Wiſſenſchaften von ihm machen, als auf eine gegenwärtige Erweiterung derſelben durch ſeine Arbeit.

Der erſte Gewinn, welchen man von dem Entſchluß, jener Pflicht nachzukommen, und der angefangenen Aus⸗übung derſelben einärndtet, iſt eine Regſamkeit des Geiſtes und eine romantiſche Anſicht von dem ganzen Reich der Hiſtorie, wodurch man Muth und Kraft zum Beſiegen aller Schwierigkeiten erhält. Man hat nirgends einen ge⸗wiſſen ritterlichen Enthuſiasmus ſo nöthig, als bei den ge⸗ſchichtlichen Studien. Dabei iſt nicht zu befürchten, daß es nicht immer Gegenſtände derſelben genug gebe, wenn wir auch noch ſo emſig und noch ſo lange die Wahrheit er⸗forſcht haben, auf welchen jener Ahnungen erregende Mor⸗genduft liegt, der bei den erſten Schritten in das Gebiet der Wiſſenſchaften ſo magiſch auf unſere Seele wirkt.

Dann wird man durch die Liebe, welche man nun ge⸗gen alles erhalten hat, was in dem Kreiſe der Hiſtorie ſich findet, gegen die Verführung geſichert, daß man ſich in einer Gegend derſelben ſogleich anſiedelt und alle übrige eine unbekannte Region ſeyn läßt. Es liegt überhaupt in der Natur des Menſchen, daß er ſich gern begränzt, und mit ſorgloſem Wohlbehagen in ſeiner kleinen Welt lebet. Folgt der Hiſtoriker dieſem Hange zu früh, ſo kann es nicht fehlen, daß er einſeitig und unfähiger werde, auch

innerhalb des Kreiſes, welchen er für ſeine Unterſuchungen gezogen hat, die Wahrheit zu erforſchen. Er ſey wie der Mann, welcher viele Länder und Völker mit einem geſpannten Unterſuchungsgeiſt geſehen hat, und ſich alsdann erſt mit Vorliebe irgendwo anſiedelt. Wie ein Tagebuch, das man auf einer ſolchen Reiſe zu ſeiner Bildung geſchrieben hat, werde dieſer Verſuch über die ganze Geſchichte betrachtet.

Zuletzt däucht mir, daß nichts den Hiſtoriker, wenn er ſich in einer beſtimmten Gegend angebaut hat, vor dem ſo leicht überhand nehmenden Glauben, was denn daran liege, ob er dieſes oder jenes unbedeutende Datum in ſeiner Eigenthümlichkeit ergründe, ſo ſehr ſchütze, als eine tiefere Kunde von dem großen Zuſammenhang zwiſchen allen Daten der Geſchichte, als wenn er nicht bloß vom Hörenſagen weiß, ſondern durch eigene Anſchauung in ſein Gefühl den Satz aufgenommen hat, daß Vernachläſſigung der Wahrheit in ſeiner kleinſten Unterſuchung ein Verbrechen gegen die Menſchheit ſey. Aus dieſem Grunde aber wird er auch vor Mikrologie geſichert ſeyn, denn ſie entſteht nur dann im hiſtoriſchen Studium, wenn man Kleinigkeiten ohne Sinn für dasjenige, warum ſie wichtig ſind, emſig behandelt.

Dieſe Vortheile bringt der Entſchluß, ſich mit forſchendem Geiſt über die ganze Geſchichte zu verbreiten; und geſchieht dies mit der leitenden Idee von dem Fortſchreiten

unſeres Geſchlechtes zu ſeinem weltbürgerlichen Ziele: ſo geſellt ſich zu der wiſſenſchaftlichen Begeiſterung des Hiſtorikers noch die Entzückung der religiöſen. Nie werden dieſe Stunden der hiſtoriſchen Andacht göttlicher, als wenn man zu den fürchterlichen Stürmen kommt, unter welchen die Menſchheit ſich ſchöner entwickelte. Auch iſt dann die Hiſtorie erquickend wie die Roſe, welche während dem Gewitter, indem es über ihr donnert und blitzt, von den herabfallenden Regentropfen friſcher aufblüht.

Woltmann.

Einleitung.

I.

Ueber den Character der Hiſtorie.

§. 1.

Alle unſere wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen beziehen ſich entweder auf die Erforſchung der Empirie nach ihrem Weſen und ihren Gründen, oder auf die Darſtellung derſelben. Jene iſt die Pflicht des Philoſophen, dieſe fällt dem Geſchichtsſchreiber anheim.

Die Philoſophie und Hiſtorie ſind ihrer Natur nach völlig von einander unabhängig, wiewohl ſie ſich wechſelsweiſe unterſtützen müſſen.

Darſtellung der Empirie kann es geben, ohne daß die Geſetze derſelben ergründet worden ſind, treffliche hiſtoriſche Kunſtwerke können entſtehen, wenn auch keine Theorie derſelben durch die Philoſophie iſt aufgeſtellt worden. Dieſe

hat dagegen, wiewohl ſie durch die Erfahrung geweckt wird, deshalb die Darſtellung derſelben nicht unumgänglich nöthig.

In der Geſchichtsforſchung, welche nach der obigen Gränzbeſtimmung kein hiſtoriſches, ſondern ein philoſophiſches Geſchäft iſt, gränzen beide Wiſſenſchaften am nächſten zuſammen, da in ihr unterſucht wird, in wiefern der Stoff, welchen der Geſchichtsſchreiber darzuſtellen hat, die reine Empirie iſt.

Der Hiſtoriker, unter welchem Namen man den Geſchichtforſcher und den Geſchichtſchreiber befaſſen kann, muß daher nothwendig Philoſoph ſeyn, muß in die Tiefen dringen, aus welchen die Welt der Erfahrung hervorgeht, aber ſobald er ſie darſtellen will, vergeſſe er, daß er in dieſen Tiefen gelebt habe, denn ſonſt läuft er Gefahr, etwas Fremdartiges in ſeine hiſtoriſche Schöpfung zu bringen und durch philoſophiſchen Deſpotismus den Geiſt reiner Hiſtorie zu verbannen.

§. 2.

Die Hiſtorie im engern Sinn iſt Darſtellung derjenigen Empirie, welche in unmittelbarer Beziehung zu dem Menſchen und ſeinem Schickſal kann betrachtet werden. Es gibt einen zwiefachen Geſichtspunct für dieſelbe, nämlich denjenigen, welcher ſich aus der reinen Empirie ergibt, und den practiſchen. Bei jenem hat man keinen andern Zweck, als die Geſchichte ſelbſt, und ſicher kann der

Geſchichtſchreiber, wenn er nur ihn feſthält, die reinſten hiſtoriſchen Kunſtwerke liefern; dieſer iſt entweder weltbürgerlich practiſch, oder in Hinſicht auf die Wirklichkeit practiſch.

Wenn wir aus dem weltbürgerlichen Geſichtspunct die Geſchichte betrachten, ſo deuten wir dadurch ſchon das Ziel an, zu welchem wir in den Annalen der Menſchheit ein Streben bemerken wollen. Da nun das Ziel am Ende unſerer Bahn ſeyn muß, können wir es unmöglich als ſolches innerhalb unſerer bisherigen Erfahrung entdecken; in einer Idee, die gleichſam a priori iſt, muß es ſich finden, deren allmählige Realiſation in den bisherigen Schickſalen der Menſchheit aufgeſucht wird. So entſteht die Menſchengeſchichte oder die Darſtellung des Schickſals unſeres Geſchlechtes nach einer Idee a priori.

Sobald der Geſichtspunct bloß practiſch in Hinſicht auf die Wirklichkeit iſt, bleiben wir innerhalb der Erfahrung; das letzte Ziel, welches wir uns bei ihm zu ſtecken vermögen, kann doch nur in der Gegenwart ſeyn.

§. 3.

Nach der zwiſchen der Philoſophie und Hiſtorie gezogenen Gränze gehört die ganze Lehre von der hiſtoriſchen Kritik durchaus jener an. Sie begreift erſtens die Lehre von der Darſtellung, welche nicht den ganzen Hiſtoriker, nur den Geſchichtſchreiber angeht, und aus der Natur der Hiſtorie fließt nothwendig für ſie das Grundgeſetz, man

muß die Empirie ſo darſtellen, daß ſie von andern als ſolche in ihrer ganzen Reinheit erkannt werden könne. Alle Regeln für Anordnung, Sprache, Raiſonnement u. ſ. w. ergeben ſich aus dieſem Geſetz.

Zweitens gehört zur hiſtoriſchen Kritik die Lehre von der Beurtheilung der Quellen, vornämlich in Hinſicht auf ihre Glaubwürdigkeit, und drittens die Lehre von der Beurtheilung der Materialien, beſonders was die Beſchaffenheit derſelben in Beziehung auf den practiſchen Zweck betrifft, welchen man durch die Hiſtorie erreichen will.

§. 4.

Nach welchem Geſichtspuncte man aber auch hiſtoriſche Materialien wählen und anordnen mag, ſo darf man nie vergeſſen, daß die Hiſtorie an ſich immer die Hauptſache iſt, und man ſelbſt ſeinen practiſchen Zweck verfehlen würde, wenn man ſich je erlaubte, die Reinheit derſelben ihm zu gefallen zu beleidigen.

II.

Die Idee der Menſchengeſchichte.

§. 5.

Für unſere practiſche Vernunft iſt die Maxime Bedürfniß, daß die vollendete Entwickelung aller Anlagen des Menſchen der Endzweck der ganzen Natur ſey, ein Bedürfniß, wodurch man nothwendig zu einem Weſen geführt

wird, welches über alle Kräfte der Körper, wie über die ganze moraliſche und intellectuelle Welt gebietet.

Die erſte Schwierigkeit, welche man, um jenem Endzweck entgegen zu kommen, überwinden muß, liegt darin, daß das Ganze, welches der Menſch urſprünglich ausmacht, ſchon um die Möglichkeit einer Entwickelung ſeiner Anlagen zu bewirken, zertheilt werden muß, und ſobald dies geſchehen iſt, ein Krieg in jedem Individuum entſteht, welcher der Menſchheit oft den Untergang droht. Die drei Naturen derſelben, die ſinnliche, intellectuelle und ſittliche haben vor dem Zeitpunct einer hohen Ausbildung einen ſo ganz verſchiedenen Character, daß ſie wechſelsweiſe ſich gern zu Grunde richten möchten.

Dennoch werden ſie in dem Individuum, das ohne ſeines gleichen exiſtirt, nie zum Kampf erwachen, ſondern unaufhörlich in den Banden einer trägen Sinnlichkeit ruhen, wenn dieſe nicht mit dem ſinnlichen Vermögen von Weſen derſelben Art zuſammenſtößt. Daher iſt geſellſchaftliches Leben eine nothwendige Bedingung zur Entwickelung der menſchlichen Anlagen. Der Krieg aber, welcher wegen der heterogenen Beſchaffenheit von dieſen ſchon in dem Individuum ausbricht, wird in der Geſellſchaft mannigfaltiger und allgemein. Da entſteht dann für dieſelbe die höchſte Gefahr, daß ſie entweder gänzlich wieder aufgelöſet werde, oder nie eine ſolche Form erhalte, durch welche die vollendete Entwickelung der menſchlichen Anlagen möglich wird.

Auf keine andere Weiſe wird ſie dieſer Gefahr begegnen können, als wenn ſie ſich bald ſo bildet, daß ſie ihre Kräfte zum Zwange gegen jede Anmaßung der ſinnlichen und intellectuellen, auch wohl ſittlichen Natur brauchen kann, das heißt, wenn ſie ſich zum Staate formet.

§. 6.

Wiewohl nun die bürgerliche Verfaſſung unerlaßlich für das menſchliche Geſchlecht iſt, ſobald es alle ſeine Anlagen entwickeln ſoll, droht doch auch ihr die größte Gefahr, daß ſie, ſo geſichert ſie in ihrem Innern durch den Zwang ſeyn mag, zu Grunde gerichtet werde, weil nämlich die vielen Staaten, welche neben einander entſtehen müſſen, ganz ſo, wie einzelne Menſchen, mit ihren Anſprüchen in Krieg unter ſich gerathen werden. Daher muß nothwendig an ein Verhältniß zwiſchen denſelben gedacht werden, das auf irgend eine Weiſe die Gefahr, welche daher den bürgerlichen Verfaſſungen überhaupt drohet, abwenden kann. Dieſe aber iſt nur durch eine ſtillſchweigende oder ausdrückliche, durch phyſiſche Kraft und Schlauheit erzwungene oder freiwillige Uebereinkunft möglich, das heißt, es muß eine gewiſſe Legalität des Staatsverhältniſſes eintreten, welche durch Zwang behauptet wird.

§. 7.

Da nun die Verfaſſungen und das Verhältniß der Staaten nur ein Mittel ſind, damit ein anderer Zuſtand hervorgebracht werde: ſo darf man ſagen, daß ihr Zweck

dahin gehe, ſich ſelbſt unnütz zu machen, und die ſtärkere oder ſchwächere Tendenz, dieſen Zweck zu erhalten, der Maaßſtab für ihre Güte ſey. Je mehr nämlich die menſchlichen Kräfte ſowohl den Graden als der Summe nach durch ihre Hülfe oder wenigſtens unter ihrem Schutz ſich ausbilden, deſto ſichtbarer wird dieſe Tendenz. Sobald die ſinnliche, intellectuelle und ſittliche Kultur der Menſchheit ſo hoch geſtiegen iſt, daß ihr Streit aufhöret, wird der Zwang verabſchiedet; in den Momenten, wo die Verfaſſungen und das Verhältniß der Staaten ihre höchſte Vollkommenheit erhalten, alſo in den Momenten ihres höchſten Lebens wird der Augenblick ihres Todes ſeyn. Wie der Weiſe ſeine nächtliche Lampe auslöſcht, wenn die Morgenröthe angebrochen iſt, ſo wird die erleuchtete Nachwelt das erkünſtelte Licht des Staates ſterben laſſen, wenn der Glanz eines reinen geſellſchaftlichen Zuſtandes ihr erſcheint. Der Staatsbürger iſt alsdann Weltbürger geworden. Deshalb müſſen die bürgerlichen Verfaſſungen ſich ſo bilden, daß die Schranken, welche ſie zwiſchen den verſchiedenen Geſellſchaften aufgeſtellt haben, allmählig verſchwinden, und die bloße Legalität des Staatenverhältniſſes muß ſich nach ſolchen Geſetzen beſtimmen, welche dem letzten Zweck der Menſchheit entſprechen. Man kann alſo die Verfaſſungen und das Verhältniß der Staaten in weltbürgerlicher Hinſicht betrachten.

§. 8.

Den bisherigen Betrachtungen ſtellen ſich drei Fragen entgegen:

Erſtens: aus der Maxime der practiſchen Vernunft, daß alle menſchliche Anlagen ſich ganz entwickeln ſollen, ergibt ſich, daß dies bei jedem Individuum der Fall ſeyn muß; wie wird man dies mit der Kürze des menſchlichen Lebens und den Schickſalen der Einzelnen reimen? Hierauf läßt ſich nichts erwiedern, als daß allerdings die volle Ausbildung der Menſchheit in ſich ſelbſt das Ideal jedes Einzelnen ſeyn muß, aber auch deshalb unerreichbar für ihn iſt, eine traurige Einſchränkung, welche zu dem Gedanken von Unſterblichkeit führt. Für das irdiſche Leben bleibt daher der Zeitpunct das letzte uns denkbare Ziel, wo alle menſchliche Anlagen ſich bis zum höchſten Grad entwickelt in der Gattung finden.

Zweitens: angenommen, daß wir dieſes Ziel erreichen ſollen, ſo können wir doch viele Millionen von Jahren ein Spiel von Zufällen ſeyn, ehe wir uns demſelben wieder etwas nähern, wenn wir nur nach unendlichem Irren zuletzt zu ihm gelangen? Dieſe Frage darf man durchaus nicht bejahen, denn mit dem Begriff von jenem Weſen der practiſchen Vernunft, welches über die ganze phyſiſche, intellectuelle und moraliſche Welt regiert, verträgt ſich durchaus nicht die Unzweckmäßigkeit in Handlungen und Planen, welche man bei der Bejahung jener Frage geſtatten müßte. Nein, ununterbrochen ſchreitet das menſchliche Geſchlecht zur Erreichung ſeines letzten Zieles fort; jede freie Handlung moraliſcher Weſen und jede Erſcheinung der Nothwendigkeit der Natur bringt uns demſelben näher.

Drittens: ſo werden alſo durch eine fürchterliche Ungerechtigkeit immer die vorhergehenden Generationen den folgenden aufgeopfert, und alle früheren denjenigen, die ſich endlich am Ziele finden? Auf keine Weiſe! Der erhabene Character des Planes der Natur, welchen unſere practiſche Vernunft annimmt, beſteht gerade darin, daß die Freiheit moraliſcher Weſen bei ſeiner Nothwendigkeit nicht leidet, und er nur dann realiſirt werden kann, wenn jedes Individuum und jede Generation den Pflichten nachkommen, welche ſie auch erfüllen müßten, wenn ſie nicht Glieder einer langen Kette wären. Nun wird es uns neue Kraft geben, unſern Kreis auszufüllen, wenn wir den ſeelenerhebenden Gedanken feſthalten, daß unſere Sphäre in die Sphären der ganzen Natur eingreiſe, und wir bei keiner pflichtmäßigen Handlung wegen der Folgen derſelben beſorgt zu ſeyn brauchen, ſondern ſie gänzlich dem Plane des Weltengenius können anheimgeſtellt ſeyn laſſen.

Befremdend iſt es anfänglich, daß jenes goldne Zeitalter unſeres Geſchlechtes, welches wir uns in der weiteſten Entfernung der Zukunft denken müſſen, im Alterthum in die Vergangenheit verlegt wurde. Allein es ergibt ſich bald, daß dieſes goldene Zeitalter der Alten ſehr verſchieden iſt von dem unſrigen. In jenem iſt der Menſch voll Friede und ein Ganzes, weil ſeine urſprüngliche Natur noch in keine Theile zerfiel, um ſich zu entwickeln; in dieſem hat der Menſch ſeine Freiheit und Ruhe wieder erhalten, weil er die höchſte Stufe ſeiner Kultur erſtieg, hat er die Gabe

der Natur in ſein wohlerworbenes Eigenthum verwandelt. Die lieblichen Wieſen einer ſchäferlichen Einfalt ſind der Sitz der Unſchuld; weil da die ſchlummernde Vernunft den ſinnlichen Menſchen noch zu keinen laſterhaften Begierden verführt hat. Wir müſſen dieſe unſere Unſchuld verlieren, um eine höhere zu erringen. Etwas, das uns keine Anſtrengung koſtet, und uns doch wohl thut, erregt Sehnſucht in uns, und dieſe denkt ſich ihre Güter als etwas Vergangenes, daher jenes goldne Zeitalter der noch nicht geſtörten Sinnlichkeit in der Vergangenheit! Etwas, das uns als ein Gut erſcheint, deſſen Erreichung uns Anſtrengung koſtet, erregt Begierde, und dieſe muß ſich ihr Ziel in die Zukunft ſetzen; daher in der grauen Ferne derſelben die Inſel der Seligen, wo das Ideal von menſchlicher Vollkommenheit und Glückſeligkeit wohnet!

§. 9.

Nun läßt ſich der Begriff der Menſchengeſchichte näher ſo beſtimmen, daß ſie eine Darſtellung von dem ununterbrochenen Fortſchreiten des menſchlichen Geſchlechtes zu ſeinem letzten Ziele ſey. Daraus folgt, daß auch das kleinſte Datum ein hiſtoriſcher Beweis von der Richtigkeit dieſer Idee ſeyn müſſe. Das Grundgeſetz der hiſtoriſchen Kritik für die Menſchengeſchichte wäre: betrachte jede Nachricht als ein Zeichen von dem Fortſchreiten der Menſchheit zu ihrem letzten Ziele!

Allein dieſes Geſetz könnte nur von dem Weltengenius ſelbſt befolgt werden, wenn er die Geſchichte der Menſch-

heit darſtellen wollte, denn nur er überſieht den großen Zuſammenhang aller Dinge hell genug, um von jedem Ereigniſſe die Natur ſeiner Wirkung auf das Univerſum angeben zu können. Theils würde unſere Unfähigkeit, die ungeheure Maſſe von Nachrichten über das Unbedeutendſte, was ſich von jeher in der todten Natur und in der menſchlichen Welt ereignete, wenn ſie alle hätten aufgezeichnet werden und zu uns gelangen können, ohne Fehlblick zu durchſchauen, theils der große Mangel, welchen wir wirklich an hinlänglicher Kunde von den wichtigſten Begebenheiten haben, uns nothwendig dahin bringen, bei der Befolgung jenes Geſetzes die Keuſchheit der Hiſtorie jeden Augenblick zu verletzen.

Sobald wir aber die Grundregel der hiſtoriſchen Kritik für die Menſchengeſchichte ſo beſtimmen, „jedes Ereigniß, das als Beleg für den weltbürgerlichen Geſichtspunct angeſehen werden kann, muß als ein ſolcher betrachtet werden,“ ſo iſt es einzig die Schuld des Hiſtorikers, nicht ſeiner Geſetze, wenn er die hiſtoriſche Wahrheit verletzt. Dagegen hat er aber auch gewonnenes Spiel gegen einen jeden, welcher käme, und vielleicht gerade die entgegengeſetzte Anſicht von einer Begebenheit hätte, denn er könnte ihm mit Recht antworten: meine Anſicht ſtreitet nicht gegen die Erzählung und iſt durch eine nothwendige Idee gerechtfertigt, welche der deinigen fehlet!

§. 10.

Das Fortſchreiten der Menſchheit zu ihrem letzten Ziel iſt nicht möglich, als wenn die Verfaſſungen und das legale

Verhältniß der Staaten ſich ununterbrochen vervollkommnen oder immer mehr den weltbürgerlichen Zuſtand vorbereiten, und die Menſchengeſchichte im engſten Sinn wäre eine Darſtellung von der ununterbrochenen Vervollkommnung der bürgerlichen Verfaſſungen und des Staatenverhältniſſes.

Warum nimmt man aber dieſe, nicht die ſteigende Kultur überhaupt zum herrſchenden Geſichtspuncte? Zuerſt kann dieſer darum nicht weniger bemerkt werden, weil man vorzüglich auf die Veränderungen der Staaten ſieht; da dieſe ja ein nothwendiges Mittel für ſie ſind, und zweitens muß ein Bild von dem Kulturzuſtande eines Volkes ſich mehr durch die ganze Darſtellung ſeines Betragens bei den Veränderungen ſeines Schickſals, als durch Nachrichten über die Grade ſeiner Kultur in unſerm Geiſt abdrücken. Nun iſt es aber nicht möglich, aus der Geſchichte einer Nation auf eine andere Weiſe ein Ganzes zu machen, als wenn man die Begebenheiten in Beziehung auf ihre innern und äußern Verhältniſſe betrachtet.

Der Natur der Sache nach müſſen die Verfaſſungen der Staaten weit früher von Bedeutung geweſen ſeyn, als das Verhältniß derſelben gegen einander. Die ſteigende Vollkommenheit dieſes letzten wird größtentheils von dem wachſenden Werth der Verfaſſungen abhangen, obgleich es nothwendig wiederum auf dieſe wirken muß. Auch zeigt die Geſchichte, daß es freilich ſchon im Alterthum Haupt-momente in der Bildung des Staatenverhältniſſes gab,

dieſes aber doch erſt mit dem Auftreten der germaniſchen Nation in weltbürgerlicher Hinſicht die vornehmſte Aufmerkſamkeit verdient.

Bis zu dieſem Zeitpunct iſt daher dem weltbürgerlichen Geſichtspuncte gemäß die ethnographiſche Methode ſehr anwendbar; alle Staaten, deren Verfaſſungen in weltbürgerlicher Hinſicht bedeutend waren, werden von ihrer Entſtehung an bis zum Verſchwinden ihrer Selbſtexiſtenz verfolgt. Freilich wird man ſchon bei dieſem Geſchäft, indem man zu immer vollkommneren Verfaſſungen, zu cultivirteren Völkern kommt, ein Fortſchreiten der Menſchheit wahrnehmen; aber dennoch wird theils dies nie ſo ſichtbar ſeyn, als es gemacht werden kann, theils werden viele leicht aufzulöſende Probleme zurückbleiben, wenn man nicht gleichfalls ſchon im Alterthum die Bildung eines legalen Staatenverhältniſſes verfolgt, und weil dies ſynchroniſtiſch geſchehen muß, ſo werden dann die Reſultate über das Fortſchreiten der Menſchheit zugleich ihr volles Licht erhalten können.

Sobald aber die germaniſche Nation anfängt, ihre große Rolle zu ſpielen, wird das Verhältniß zwiſchen den Staaten in weltbürgerlicher Hinſicht vorzüglich merkwürdig, und um daſſelbe darzuſtellen nach ſeinem ſteigenden Werth, wird man am beſten auf eine ſolche Weiſe ſynchroniſtiſch verfahren, daß man große Begebenheiten, an welchen entweder die vornehmſten Staaten Theil nahmen, oder welche

doch einen entſcheidenden Einfluß auf den Zuſtand der Menſchheit vorzüglich wegen der Veränderung des Staatenverhältniſſes gehabt haben, gleichſam als die Hauptfigur in einem Gemälde behandelt. Die Veränderungen, wodurch ſich die Verfaſſungen vervollkommneten, werden theils als Folgen von der vergangenen Revolution des Staatenverhältniſſes, theils in einem ſynchroniſtiſchen Ueberblick bemerkt.

§. 11.

Nur von dem weltbürgerlichen Standpunct aus kann man die Geſchichte der Menſchheit mit Ruhe betrachten, und auf die anſcheinende Zweckloſigkeit und Verwirrung im Schickſal derſelben, auf die Scenen des Unterganges von allem, was geblüht hat, auf die Greuel der menſchlichen Handlungen ohne Bangigkeit blicken. Wir dürfen hoffen, in dem verwirrten Gewebe von Begebenheiten einen leitenden Faden aufzufinden, und wo unſere Kurzſichtigkeit ihn vermißt, tröſten wir uns mit dieſer, und mit der Ueberzeugung, daß er ſicher da iſt.

Außer dieſem Troſte, welchen die Menſchengeſchichte geben kann, iſt es unverkennbar, daß ein glücklicher Verſuch über dieſelbe ſehr viel dazu beitragen würde, unſer Geſchlecht ſeinem Ziele näher zu bringen, und Weltbürger zu bilden. Er würde ein Leitſtern auf der unendlichen Fahrt werden, das Geſchenk der ganzen Vergangenheit an alle künftige Generationen.

Ehe die Menſchengeſchichte aber dieſes mit Sicherheit ſeyn könnte, müßten zwei Arbeiten gänzlich vollendet werden. Zuerſt wäre eine Philoſophie nöthig, welche nicht nur in ihrer Begründung unerſchütterliche Feſtigkeit erhalten hätte, ſondern deren ſämmtliche Diſciplinen ſchon ſo aufgebaut wären, daß jeder Widerſpruch an ihnen zu Schanden werden müßte. Denn nur alsdann könnte man den nothwendigen Gang der Menſchheit a priori mit Gewißheit angeben und von Revolutionen ſagen, daß ſie nothwendige Epochen ſind nach dem Plane der Natur, nur dann könnte man einen ſichern Maaßſtab haben, an welchem man den weltbürgerlichen Werth von einer jeden Begebenheit abnähme.

Das zweite Geſchäft, das vorher abgethan werden müßte, beſtünde in der ſorgfältigſten hiſtoriſchen Unterſuchung auch über die geringfügigſten Ereigniſſe. Ohne dieſe liefen wir bei aller Vollendung, welche die Philoſophie möchte erreicht haben, jeden Augenblick Gefahr, ſtatt der hiſtoriſchen Wahrheit bloß das Werk unſers Geiſtes zu finden, und würden verſucht ſeyn, gerade deshalb, weil gewiſſe durch die Philoſophie beſtimmte Momente in der Entwickelung unſerer Anlagen nothwendig und in einer unabänderlichen Ordnung müſſen da geweſen ſeyn, ſie bei den Zeitpuncten zu ſehen, von welchen ſie vielleicht weit entfernt waren. Die Geſchichtforſchung müßte daher, wie die Metaphyſik, ihr großes Werk geendigt haben, ehe nun der Geſchichtſchreiber an die Menſchengeſchichte gehen könnte.

Seine Pflicht wäre alsdann, den ganzen Stoff, welchen jene beiden als unverfälſchte Empirie zu Tage gefördert hätten, ſo darzuſtellen, daß ſie jedem hellen Auge als eine ſolche erſchiene.

So lange wir noch nicht zu dieſem Punct in der wiſſenſchaftlichen Kultur gekommen ſind, muß der Hiſtoriker ſich in der Menſchengeſchichte begnügen, aus ſeiner Grundidee von dem ununterbrochenen Fortſchreiten unſeres Geſchlechtes zu ſeinem Ziele vermittelſt der Vervollkommnung der Verfaſſungen und des Verhältniſſes der Staaten, mehr nur Anſichten für gewiſſe Maſſen von Begebenheiten und einzelne große Ereigniſſe, als beſtimmte Angaben abzuleiten, wie die Menſchheit von jeder Stufe zur andern fortging; er muß ſich begnügen, die Daten der Hiſtorie mehr ſeinen Anſichten gemäß zu wählen und anzuordnen, als unwiderlegliche Reſultate über alle die Schritte aufzuſtellen, welche unſer Geſchlecht vorwärts that. Nie darf er vergeſſen, daß er innerhalb der Kreiſe, welche ihm ſein leitendes Prinzip gezogen hat, allen Regeln der reinen hiſtoriſchen Kunſt wieder hingegeben ſey. Auch würde die Menſchengeſchichte in ihrer Vollendung ein Werk ſeyn, welches nur Eindrücke machte, die mit der Grundidee harmoniſch ſind, in welchem aber keine Reſultate aufgeſtellt wären. Sich dieſe von den Eindrücken zu abſtrahiren, wäre ſchon ein philoſophiſches, kein hiſtoriſches Geſchäft, wiewohl der Geſchichtſchreiber dieſe Reſultate ſchon längſt ſelbſt wird gehabt haben. Nur verſtand er die Kunſt, ſie durch ſeine Darſtellung zur Anſchauung zu bringen.

Ehe dieſe wiſſenſchaftliche Kultur jenen beſchriebenen Punct erreicht hat, wird es für den Hiſtoriker ſtrenge Pflicht ſeyn, das Gebiet der Menſchengeſchichte gegen die Anmaßungen der Philoſophie und die Verunglimpfungen derjenigen Hiſtoriker zu bewahren, welche die hiſtoriſche Wahrheit dadurch verletzt glauben, daß man etwas im Archiv der Menſchheit aufſucht, was ſich nothwendig in demſelben findet. Weit gefährlicher, als dieſe, ſind die Anmaßungen der Philoſophie. Will ſie, ohne daß die beiden oben beſchriebenen großen Arbeiten beendigt ſind, ſchon einen Grundriß a priori für die Geſchichte der Menſchen machen, und läßt der Hiſtoriker ſich verleiten, nach ihm ſeine Materialien zu ordnen, ſo werden dieſe bald den getrockneten Pflanzen gleichen, die nach einer Claſſification auf Papier geklebt ſind, von welcher es entweder ſehr ungewiß iſt, ob ſie Grund habe, oder wo man auch nicht weiß, ob nicht die Natur der Pflanzen verkannt ſey.

§. 12.

Folgende Sätze müſſen bei Betrachtung des Fortſchreitens der Menſchheit zu ihrem Ziele ſtets feſt gehalten werden:

1) Nach dem Steigen oder Sinken einer Art der Kultur darf man nicht den Kulturzuſtand eines Volks überhaupt meſſen; die ſittliche hat abſoluten Werth, die ſinnliche und intellectuelle nur hypothetiſchen, doch muß man auch jene nach ihrem hypothetiſchen Werth für die vollendete Entwickelung aller Anlagen der Menſchheit anſehen.

2) Mit den Graden der intenſiven Kraft, welche die Kultur in einer Gegend, in einem Zeitalter erreicht, muß man ſie ſtets nach ihrer Extenſion in dem ganzen Geſchlecht zuſammenhalten.

3) Wenn die Summe der entwickelten Kräfte und die Grade, bis zu welchen ſie entwickelt ſind, auch ſichtbar in einem Zeitalter abgenommen hätten in Vergleichung mit den vorhergehenden; ſo berechtigt dies nicht, eine Unterbrechung des Fortſchreitens oder gar einen Rückfall anzunehmen, denn man muß unterſuchen, ob ein ſolches Zeitalter nicht nöthig war, um die außerordentlichen Fortſchritte möglich zu machen, welche in einem der folgenden geſchahen, ſo daß allerdings die Menſchheit durch daſſelbe vorrückte.

Aegypten.

§. 1.

Die phyſiſche Beſchaffenheit Aegyptens gibt uns folgende Reſultate für die Geſchichte der Nation, welche daſſelbe bewohnte. Zuerſt gebührt der Ruhm der Fruchtbarkeit, in welchem es ſteht, nicht dem ganzen Lande, ſondern nur den Nilgegenden, und von dieſen iſt in der Menſchengeſchichte eigentlich nur die Rede. In den libyſchen Sandwüſten auf der weſtlichen Seite des Nillandes konnte die Kultur unmöglich gedeihen, und beinahe eben ſo wenig in der öſtlichen gebirgigen Gegend am arabiſchen Meerbuſen. Wenige Stücke derſelben waren zur Viehzucht tauglich, aber dagegen hatte ſie großen Werth für die Aegypter wegen ihrer herrlichen Steinbrüche. Ihre Bewohner waren Troglodyten, welche ſich nie durch die Künſte des Ackerbaues ausbilden konnten. Selbſt in Unterägypten mußten die Stämme, welche in Gegenden wohnten, die zu ſumpfig waren, als daß ſie hätten können bebaut werden, ſich mit derjenigen Bildung begnügen, welche die Viehzucht verſchaffen kann.

Für die Nationalkultur im eigentlichen Aegypten ward es ferner äußerſt wichtig, daß es Mangel an Bauholz hatte, die Aegypter alſo nie ein wichtiges zur See handelndes Volk werden konnten, obgleich ihre Lage ſie dazu ſchien beſtimmt zu haben. Dagegen war es unvermeidlich, daß ſie früh anfingen, mit Steinen zu bauen, wodurch die Erfindung vieler Künſte veranlaßt ward. Weil es an Holz fehlte, machte ſich der Arme Hütten von Schilf, aber der Reichere wählte um ſo lieber Steine zu ſeinen Gebäuden, da ſie aus den nahen herrlichen Brüchen mit leichter Mühe auf den Nilcanälen hergebracht wurden.

Vortheilhaft für die frühe Entwickelung der Aegypter war es endlich, daß ſie ohne alle Anſtrengung den Ackerbau treiben konnten, indem ſie nicht zu pflügen, ſondern nur in den Nilſchlamm den Samen auszuſtreuen brauchten. Dafür mußte man Waſſerbaukunſt erfinden und ſehr vervollkommnen, um den Ackerbau zu ſichern. Welche Künſte wurden durch ſie geweckt!

Das Klima in Aegypten war warm, trocken und geiſtig: Menſchen, Thiere und Pflanzen waren unbeſchreiblich fruchtbar durch ſeinen milden Einfluß. So wohlthätig dieſer war, ſo leicht konnte er auch äußerſt verderblich werden, wenn man ſich in irgend einem Dinge Unmäßigkeit erlaubte. Die lebhafte Kraft, mit welcher er den geſunden und reinen Körper beſeelte, zerſtörte den kranken und unreinen. Nüchternheit der Sitten und die ſorgfältigſte Reinlichkeit

wurden alſo von der Natur hier erzwungen; und wie viel war durch ſie für die Kultur gewonnen! Die ganze Schöpfung um den Aegypter her war dazu gemacht, ſeinen ſchlummernden Geiſt zu wecken, und die Leichtigkeit, mit welcher er alle ſeine phyſiſchen Bedürfniſſe befriedigen konnte, verſtattete ihm Muße, den erhaltenen Eindrücken ſich zu überlaſſen, ſie zu verarbeiten. In dem eingeſchloſſenen Nillande war alles von der Vorſehung eingerichtet, daß ſich hier ſo ſchnell wie möglich die Menſchheit ausbilden mußte; und damit ſich hier die Kultur mit der ſtrengſten Nationalindividualität entwickelte, weil ſie deſto ſchneller gedeiht, je weniger ſie an Extenſion durch das Zuſammenſtoßen mit fremder Bildung zunimmt, wurde Aegypten abgeriſſen von der übrigen Welt, und durfte ſelbſt ſeine Lage zum Seehandel nicht benutzen. Es war gleichſam das Treibhaus, in welchem die Natur die Blüthen des menſchlichen Geiſtes hervorrufen und ſchützen wollte, ſo lange ſich noch kein milder Frühling der Humanität über einen größern Theil der Erde verbreitet hatte. Von einem ſolchen Standpuncte für die ägyptiſche Geſchichte verbreitet ſich ein helles Licht über den ganzen Inhalt derſelben.

§. 2.

Der erſte Strahl der Geſchichte, welcher nach Aegypten fällt, zeigt uns hier ſchon eine ausgebildete Monarchie und einen Hof, an welchem Luxus herrſchte (2023 J. d. W.). Aber noch hatte dieſer die bürgerliche Geſellſchaft nicht zerrüttet, denn die Ehe ward noch heilig gehalten troß den

Begierden eines Königs, der ſein Harem hat und Höflinge, welche weibliche Schönheit für daſſelbe aufſpüren; noch glaubte der Pharao, daß die Götter ihn ſtrafen, wenn er ſelbſt ohne ſein Wiſſen die Heiligkeit der Ehe verletzt hat.

Abrahams Zug nach dem Staate von Memphis wirft einen Schimmer auf die ägyptiſche Geſchichte, welcher durch die Erzählung von Josephs Schickſalen heller wird (2220). Der Pharao von Memphis war höchſt wahrſcheinlich Alleinherrſcher Aegyptens geworden, der Luxus war geſtiegen, Verkehr mit aſiatiſchen Kaufleuten war entſtanden, und dieſe brachten den Aegyptern Waaren, die zu den Bedürfniſſen einer verfeinerten Sinnlichkeit gehören, ſelbſt der Sclavenhandel hatte ſich ſchon eingefunden. Die Heiligkeit der Ehe war am Hofe verloren gegangen, Wolluſt verführt die Frau eines angeſehenen Höflings, daß ſie ſich vor einem verachteten Sclaven erniedrigt, und die Rachſucht des intriguenvollen Weibes ſtürzt einen unſchuldigen Jüngling in den Kerker. Der Oberaufſeher deſſelben bekümmert ſich um nichts; ſo vielfach und verwickelt ſind ſchon die Verhältniſſe im Staat, daß er dem gefangenen Joſeph die Aufſicht über die andern Gefangenen anvertrauen darf. Die Laune eines Deſpoten, welchen er durch Traumdeuterei gewinnet, erhob dieſen plötzlich zum erſten Amt im Reiche, und Joſeph ſorgte planmäßig dafür, daß die Macht, welche ihn erhoben hatte, an Unumſchränktheit zunehme.

1 Moſes 1, 12—37, 40, 41.

§. 3.

Er ward das Werkzeug, den Deſpotismus höher zu treiben, aber zugleich Veranlaſſung, daß der Geiſt der Nation nicht in einen trägen Schlummer dadurch verſank. Er legte in fruchtbaren Jahren große Kornmagazine auf des Pharao Koſten an, und benutzte ſeinen Ueberfluß an Lebensmitteln zur Zeit einer ſchrecklichen Hungersnoth, um alle Grundeigenthümer in Aegypten bis auf die Prieſterkaſte zu Meiern des Königs zu machen. Da zu derſelben Zeit auch in den Ländern der benachbarten aſiatiſchen Nomaden Unfruchtbarkeit herrſchte, ſo fand er Gelegenheit, ſeine ganze Familie aus denſelben nach Aegypten zu ziehen, wo ihnen das ſchöne Land Goſen zur Viehzucht eingeräumt ward.

Sowohl dieſes Beiſpiel, als der Ruf von den unermeßlichen Reichthümern der königlichen Schatzkammer, welche der Kornverkauf Joſephs in ſie gebracht hatte, mußte andere Nomadenſtämme ins Land locken. Der Einfall der Hykſos (2347) und die barbariſche Herrſchaft derſelben in Unterägypten dauerte vielleicht beinahe drei Jahrhunderte. Sicher waren ſie eine Folge von der Niederlaſſung der Iſraeliten daſelbſt, alſo nicht ganz gleichzeitig mit derſelben. Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß Joſephs Familie durch den Glanz, welchen er dem ägyptiſchen Throne gegeben hatte, in eine traurige Lage kommen mußte, mochten durch die Pracht gelockt, rohe Nomadenfürſten ihn beſteigen, oder die alten Pharaonen ununterbrochen auf ihm herrſchen. Dieſe verfolgten natürlich einen Volksſtamm,

der ſich ſo außerordentlich vermehrte, und mitten im Staat durch ſeine Tradition und Lebensart einen Staat bildete, da der Deſpotismus deſto eiferſüchtiger wird, je mehr ſeine Gewalt zunimmt: jene drückten eine Nomadenhorde, die cultivirter war als ſie, und ſich leicht mit den unterdrückten Aegyptern vereinigen konnte. Noch gewiſſer iſt, daß ein Sturm nothwendig war, damit die Eingebornen, welche bisher durch ihre politiſche Exiſtenz ſchon viele Kräfte entwickelt und ihre Sinnlichkeit verfeinert hatten, nicht ſchlummernd hinſanken, ehe ſie ihre weltbürgerliche Pflicht erfüllt hatten. Bald nach der Periode der Hykſos brach auch das goldene Zeitalter des ägyptiſchen Geiſtes an.

1 Moſes K. 41 — 50. Josephus contra Apionem I. 14 — 16.

§. 4.

Ein großer Name, welcher nicht lange nach der Hykſosperiode erſcheint, iſt Seſoſtris, der ohne Zweifel viele Verdienſte um Aegypten und hohen Ruhm des Erobereres muß gehabt haben, wenn man auch ſeinen Namen gleichſam als ein Denkmal für alles Merkwürdige gebraucht hat, welches in einem gewiſſen Zeitalter geſchah, und ſich entwickelte. Nach der Unterjochung äthiopiſcher Völker begann er einen abenteuerlichen Zug durch Aſien, ging über den Ganges, und drang durch Indien bis an die Küſte des Oceans. Auch von den Scythen forderte er Tribut, und in Europa bekriegte er Thracien, wo er aber ſeinen Abenteuern ein Ziel ſetzte. Allenthalben hinterließ er Spuren

ſeiner Gegenwart, unter welchen die wahrſcheinliche Niederlaſſung einer ägyptiſchen Kolonie aus ſeinem Heere, von welcher die Colchier entſtanden ſeyn ſollen, die merkwürdigſte iſt.

Unter den Einrichtungen, die er für Aegypter etroffen hat, zeichnen ſich folgende aus. Er erbaut an der öſtlichen Seite deſſelben eine lange Gränzmauer gegen die arabiſchen Nomaden, welche von Peluſium bis nach Heliopolis ſich erſtreckte. Gegen eine Ueberſchwemmung ſicherte er gleichfalls das Land, indem er durch die Kriegsgefangenen, welche er von ſeinen abenteuerlichen Zügen mitgebracht hatte, vorzüglich in Unterägypten, Kanäle graben ließ; aber ein ungleich wichtigerer Vortheil dieſer Arbeit war es, daß nun durch das Nilwaſſer in alle Gegenden Fruchtbarkeit gebracht werden, und nun ein leichter Verkehr zwiſchen ſämmtlichen Aegyptern ſeyn konnte. Auch war man durch ſie im Stande, bei einem zu heftigen Anſchwellen des Nils ſeine Fluthen zu leiten, welche ſonſt auch die Städte überſchwemmten, die nicht in hohen Gegenden lagen. Um ſie erwarb ſich Seſoſtris das beſondere Verdienſt, daß er hohe Dämme aufführen ließ, wohin ſie verlegt werden ſollten, wohin ſich jeder zur Zeit der Noth retten konnte.

Epoche würde ſeine Regierung allein durch die Eintheilung des Landes in Nomen machen, wenn dieſelbe ihren Urſprung nicht wohl mehr der Entſtehungsart der ägyptiſchen Staaten, als einem einzelnen König verdankte. Es

ſcheint aber keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn, daß unter ihm eine Art von Kriegslehen aufkam, welche ſehr viel zur Ausbildung der Kriegerkaſte beitrugen, ſo wie überhaupt in ſeinem Zeitalter die ägyptiſche Verfaſſung ihre beſtimmte Form, in welcher ſie bald nachher erſcheint, muß erhalten haben.

Herod. ed. Wesseling. II. 102 — 110. Diod. Sic. ed. Wessel. I. 53 — 59.

§. 5.

Die Grundlage des ganzen ägyptiſchen Staates machte die Kaſteneintheilung aus. In ſechs verſchiedene Kaſten waren die Aegypter abgetheilt, nämlich in die der Prieſter, Krieger, der Gewerbe Treibenden, Ackerbauern, Hirten und Schiffer. Die beiden erſten begriffen alle Staatsbürger unter ſich, aber die Prieſter hatten wenigſtens einen ungleich größeren Antheil an der Regierung, als die Krieger. Die Herrſchaft war bei einem eingeſchränkten König.

Herod. Eut. 163. 164. 66. 68. Diodor. I. 73. 74.

§. 6.

Daß die erſten ägyptiſchen Staaten Kolonien aus dem Prieſterſtaat zu Meroe waren, iſt kaum einem Zweifel unterworfen, und daher wird es wahrſcheinlich, wofür auch das Aeußere der ägyptiſchen Prieſterkaſte ſpricht, daß ſie aus eingewanderten Fremdlingen von Meroe beſtand, welche die einheimiſchen Nomaden cultivirten, in ſpäteren Zeiten das Gepräge der urſprünglichen Beſchäftigung behielten,

und ihre durch Einführung eines religiöſen Cultus erworbene Herrſchaft durch Religion befeſtigten. Nun finden wir freilich kein beſtimmtes Zeugniß darüber, daß mit dieſen Prieſtern zugleich andere freie Männer eingewandert ſind; allein dies ſcheint nothwendig geweſen zu ſeyn. Sie ſelbſt waren keine Krieger, und Sclaven führten gewiß nicht die Waffen. Nach der Analogie von dem, was wir von ähnlichen Zügen wiſſen, und nach der ganzen nachherigen Form des ägyptiſchen Staates zu ſchließen, beſtand ein ſolcher Koloniezug aus Prieſtern und freien Männern nebſt ihren Familien. Jene leiteten als Repräſentanten der Götter und die gebildetern Geſchlechter die ganze Unternehmung; aus dieſen ſtand wohl der Anführer zu kriegeriſchen Verrichtungen auf.

Sie kamen nun in ein Land wie Aegypten, das nur einer geringen menſchlichen Hülfe bedurfte, welche den Nil bezwang, um durch den Ackerbau den höchſten Grad von Fruchtbarkeit zu erlangen; ohne jene aber ein Spiel der Fluthen war. Wo ſich eine Kolonie niederließ, da unterwarf ſie ſich die einheimiſchen Nomaden, wie es gewöhnlich geſchieht, durch die Religion und das Schwert. An eine ſichere Herrſchaft über dieſelben war aber nicht zu denken, wenn ſie nicht zum Ackerbau gewöhnt wurden, und ohne ihn konnten die Koloniſten auch ihren Unterhalt nicht haben. Daher mußte nothwendig Beförderung des Ackerbaues die Grundmaxime ihrer Politik werden. Wer aber von den alten Einwohnern zum Ackerbau beredet oder ge-

zwungen wurde, der ward nicht Landeigenthümer, ſondern vielmehr Sclav, der für andere den Acker beſtellen mußte. Doch drückte ihn die Verachtung der herrſchenden Geſchlechter nicht ſo tief nieder, als den Nomaden und Schiffer. Dies entſprang aus den Verhältniſſen, ohne daß die Prieſterfamilie eine beſondere politiſche Klugheit darin geſetzt hätte, Verachtung des nomadiſchen Lebens tief einzuprägen.

Landeigenthümer waren nur die Prieſter, die freien Männer, welchen Vertheidigung des Landes oblag, und der König. Die Handwerker und andere Gewerbe Treibenden bildeten ſich unter den verachteten Volksclaſſen, denn der Prieſterſtand beſchäftigte ſich nur mit Religion und den Wiſſenſchaften, und der freie Mann war viel zu ſtolz und zu träge, um ſich mit andern Geſchäften, als kriegeriſchen Unternehmungen, abzugeben.

Herod. l. c. — II. 47. Diodor. l. c.

§. 7.

Jede Kolonie bildete höchſt wahrſcheinlich einen unabhängigen Staat, wenn er auch in einiger Verbindung vorzüglich durch Karavanenhandel mit Meroe blieb, welcher unter dem Schutz der Religion nur gedeihen konnte, und ſich alſo der Leitung der Prieſterfamilien überlaſſen mußte, ohne daß dieſe ſelbſt eine handelnde Geſellſchaft auszumachen brauchten. Der König, welcher ſowohl an der Spitze der einzelnen Staaten, als des ganzen Reichs ſtand, zu welchem dieſelben vereinigt wurden, beſaß ſeine Würde erblich,

und dieſe war wohl bei den Familien der erſten Anführer der Kolonien. Daß der König nicht aus den Geſchlechtern der Prieſter war, iſt auch deshalb wahrſcheinlich, weil er immer der erſte Feldherr des Staates blieb, und die prieſterliche Macht ſtets in großer Gefahr geſchwebt hätte, wenn dem Alleinherrſcher alle religiöſe und politiſche Geheimniſſe wären bekannt geweſen. Kunde religiöſer Geheimniſſe durfte freilich dem König nicht gänzlich fehlen, wenn er nicht bloß Werkzeug der Prieſter ſeyn ſollte, und darum iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß jeder König in den Stand der Prieſter aufgenommen ward; aber die Nachricht, daß die Könige entweder aus den Prieſtern oder Kriegern gewählt wurden, hat wohl mehr ihren Urſprung in demjenigen, was geſchah, als was geſchehen ſollte. Nichts erregte auch größeren Unwillen und zerrüttete mehr die Verfaſſung, als da ein Oberprieſter die Regierung an ſich riß. Dahin aber mußten die herrſchenden Familien ſehen, daß der König ſtets in ihren Feſſeln blieb, und dieſem Geſichtspuncte gemäß waren auch die meiſten Regeln abgefaßt, welche das ägyptiſche Staatsrecht ſelbſt dem Privatleben deſſelben vorſchrieb. Er durfte ſich von keinem Sclaven bedienen laſſen, ſondern Söhne der angeſehenſten Prieſter, die wenigſtens das zwanzigſte Jahr zurückgelegt hatten, warteten ihm auf, nachdem ihnen durch eine ſorgfältige Erziehung ſchon alle Maximen ihres Standes eingeprägt waren. Täglich mußte er zum Tempel gehen und opfern; täglich feierte die prieſterliche Macht ihre Gewalt über den Thron, indem der Oberprieſter ſeinen Segen

über die Tugenden eines Regenten und über die Laſter deſſelben ſeinen Fluch ausſprach, und aus den heiligen Geſchichtbüchern die Characteriſtik ſolcher Könige vorlas, die es durch ihr Betragen verdienten, von der Prieſterkaſte gelobt zu werden. Ueber den verſtorbenen Herrſcher ſprächen Mitglieder derſelben ihr öffentliches Urtheil aus, und er war ſicher, mit Lobſprüchen überhäuft zu werden, wenn er geduldig ſich am Gängelbande hatte leiten laſſen. Manche Vorſchriften in Hinſicht auf Speiſe und Trank waren Bedürfniß unter einem ſolchen Himmel, und ein treffliches Beiſpiel der Mäßigkeit mußte durch den Gehorſam gegen ſie der König für ſeine Unterthanen werden; aber daß er auch nur zu einer beſtimmten Zeit der Freuden der Liebe genießen durfte, war Druck der herrſchſüchtigen Fürſorge, obgleich nicht unpolitiſch. Dafür ging aber auch bei ſeinem Tode das ganze Volk in Trauerkleidern, dafür mußten die Aegypter alsdann zwei und ſiebenzig Tage hindurch Verzicht thun auf jeden Genuß der Liebe, dafür lobte ihn die Nation, wenn ſein Leichnam zur Schau ſtand, am Eingange des Grabmals. Welche Schande im Gegentheil, wenn ihm ein feierliches Begräbniß durch die Volksſtimme verſagt ward! Allein ſo löblich und vortheilhaft eine ſolche Beſchränkung der Könige für die Kindheit eines Staates ſeyn mochte, mußte ihre Bande, je enger ſie waren, deſto eher zum Wohl Aegyptens geſprengt werden, und der erſte erobernde König mußte ſie zerreißen. Daß die Prieſter jene Zeit der Kindheit als das goldene Zeitalter prieſen, war natürlich. In wiefern ſie die nachherigen Alleinherr-

ſcher Aegyptens in ihren Feſſeln hielten, läßt ſich nicht genau angeben. Scharf beſtimmte Gränzen zwiſchen der königlichen und prieſterlichen Gewalt gab es wohl niemals, denn dieſe fand bei der Unbeſtimmtheit derſelben ihren Vortheil, und die Könige, welche in den ſpäteſten Zeiten auf den ägyptiſchen Thron kamen, handelten nach dem Recht des Eroberers.

Diodor. I. 70, 71, 72. Plutarch. de Iside et Osiride p. 354.

§. 8.

Jede Prieſterfamilie beſaß ohne Zweifel das Land, welches ſie zuerſt urbar gemacht hatte, als ihr Grundeigenthum, und die Nomaden, welche ſie zur Bearbeitung deſſelben auf irgend eine Weiſe gebracht hatte, waren ihre Ackerbauern. Hatte ſie allein eine Kolonie ausgemacht, in ſofern Prieſter bei derſelben waren, ſo war das Prieſterthum des Tempels, den ſie erbaut hatte, alſo auch alles Land deſſelben allein ihr Erbtheil. Hatte ſie mit mehreren Familien gemeinſchaftlich eine Kolonie gebildet, ſo machte ſie mit denſelben nach der Niederlaſſung doch nur Ein Geſchlecht in Hinſicht auf ihre Beſitzungen aus. Daraus floß nun, daß jeder Prieſter bei dem Tempel, zu welchem er einmal gehörte, mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern bleiben mußte, denn ſonſt verlor er ſeinen Theil an dem Geſammtvermögen. Aus dieſem wurden nicht nur aller Aufwand des Gottesdienſtes und andere gemeinſchaftliche Koſten beſtritten, ſondern auch alle Bedürfniſſe der Geſellſchaft be-

friedigt. Darum aber konnte es jedem einzelnen recht gut erlaubt ſeyn, ſich noch Privatäcker zu erwerben, denn man darf auf die Prieſterkaſte nicht von Mönchsgeſellſchaften ſchließen, die freilich bei dem gemeinſchaftlichen Genuß der Einkünfte keine weiteren Beſitzungen nöthig hatten. Jene war ein Bund von Familien, welche den ganzen gebildeten und gelehrten Stand der Nation ausmachten, alſo ſehr verſchiedene Geſchäfte und Bedürfniſſe haben konnten.

Die ſämmtlichen Prieſter eines Tempels ſtanden unter einem Oberprieſter, deſſen Stelle in ſeinem Geſchlecht wiederum erblich war. Nach dem König war er die vornehmſte Perſon, und übertraf ihn in den früheren Zeiten, als noch mehrere Staaten neben einander ſtanden, wahrſcheinlich an Gewalt. Sobald aber Alleinherrſchaft das ganze Aegypten ſich unterwarf, mußte das Anſehen der Oberprieſter ſchon ſinken, weil nun ihrer mehrere neben dem König ſtanden. Wir finden keine Spur, daß ſie ſich alle nun unter einem Haupte vereinigt hätten. Alle jene Mittel, wodurch ſich im römiſchen Reich ein Biſchof über die andern erhob, waren hier nicht anzuwenden. Seſoſtris hatte die Idee, den Gott, welcher ein Gegegenſtand der Anbetung aller Aegypter war, ganz emporzuheben, eine Idee, welche zeigt, daß er das Intereſſe ſeiner allgemeinen Alleinherrſchaft kannte, welche in den verſchiedenen Göttern, die in verſchiedenen Diſtricten die erſte Rolle ſpielten, das mächtigſte Hinderniß ihrer Feſtigkeit fand. Aber er erbaute in allen Städten Aegyptens demſelben einen Tempel; denn die Prieſter

hätten gewiß nicht zugegeben, daß demſelben etwa nur in der Hauptſtadt ein Tempel erbauet würde, weil es dadurch leicht dahin hätte kommen können, daß der Oberprieſter bei dieſem Tempel allmählig die Herrſchaft über ſeine Brüder erhalten hätte, zumal da ſich der Rechtsgang von den Urtheilen anderer Prieſtercollegien vielleicht bald aus dem ganzen Reiche zu ihm hinaufwinden konnte.

Außer der politiſchen Maxime, den Ackerbau zu befördern, mußte die Prieſterkaſte ihre Politik dahin gerichtet ſeyn laſſen, daß weder der König, noch die Kriegerkaſte zu mächtig wurde, und vornämlich, daß ſich zwiſchen dieſen beiden nie ein Bund gegen ſie bildete.

Herodot. II. 42. Diodor. II. 66. 73.

§. 9.

Die freien Landeigenthümer außer den Prieſtern oder die Kriegerkaſte wurden eingetheilt in die Hermotybier und Kalaſirier, welche zwar in verſchiedenen Diſtricten, aber faſt alle in Unterägypten wohnten. Anfänglich bei der Einwanderung erhielten ſie in jeder Gegend, wo ſich eine Kolonie niederließ, ihren Acker; aber als aus allen Staaten ein einziger erwuchs, ſo war es natürlich, daß diejenigen, auf welchen die Vertheidigung des ganzen Reichs beruhte, vorzüglich da anſäſſig wurden, wo die meiſte Gefahr zu befürchten war, obgleich ſie im übrigen Aegypten auch noch Grundeigenthum behalten konnten. Sobald erobernde Alleinherrſcher aufſtanden, kam zu dem Drange der Um-

ſtände noch eine neue Urſache hinzu, die Krieger nach Unterägypten in die Nähe der Hauptſtadt zu locken, denn nun war es Intereſſe des Königs und der Kriegerkaſte, ſich einander nahe zu ſeyn. Unter Seſoſtris ſcheint in dieſer Hinſicht eine wichtige Veränderung vorgegangen zu ſeyn. Jeder Krieger war bis auf zwölf Acker Landes, den Acker zu hundert ägyptiſchen Ellen gerechnet, von allen Abgaben frei, woraus aber gar nicht folgt, daß ſie nicht mehr Grundeigenthum beſaßen; die Prieſter hingegen waren gänzlich von allen Abgaben befreit. Daß die Krieger von andern Ländereien, je nachdem ſie deren mehr oder weniger inne hatten, allerdings Steuern an den König geben mußten, ſcheint auch daraus zu folgen, daß dieſer außer dem Ertrag des königlichen Länderbeſitzes noch Einkünfte aus den verſchiedenen Diſtricten hatte. Die übrigen Volksclaſſen konnten wohl nicht viel abgeben, und waren vielleicht noch gar gegen Prieſter und Krieger zu Abgaben verpflichtet. Jene ſteuerfreien Ländereien waren Geſammteigenthum der Kriegerkaſte und der Beſitz der verſchiedenen Aecker war dem Wechſel unterworfen.

Man darf alſo dieſe Ländereien der Kriegerkaſte wohl als einen Sold anſehen, den ſie für ihre Dienſte empfingen, wiewohl ihnen als der Hauptmaſſe der Nation Vertheidigung des Vaterlandes ohne weitere Rückſicht ſchon Pflicht war. Daher darf man in dem, was ſich von ſelbſt ergab, keine tiefe Politik ſuchen, als ob man den Kriegern nur darum Grundeigenthum erlaubt habe, damit ſie deſto tapferer für das Vaterland kämpften.

Weil ihnen Schutz der Nation oblag, ſo mußten ſie auch als Beſatzung in den Gränzplätzen liegen; aber daran war nicht zu denken, daß eine Zahl aus ihnen hier auf immer geblieben wäre, ſondern eine Parthie mußte immer mit der andern abwechſeln. So wurden auch die zweitauſend Mann, welche an den Hof des Königs als Leibwache zogen, jährlich abgelöſet. Höchſtwahrſcheinlich brauchten auch die Beſatzungen nicht für ihren Unterhalt zu ſorgen; von jenen wiſſen wir, daß ſie täglich einen beſtimmten Vorrath von Fleiſch, Brod und Wein erhielten.

Eine Kriegerkaſte, die eigentlich nichts iſt, als ein Bund von Landeigenthümern, deren Geſchäft Vertheidigung des Vaterlandes iſt, kann nicht leicht an Kriegszucht und Waffenübung einem ſtehenden Heere gleichkommen; wenigſtens ſcheinen die ägyptiſchen Krieger ſich nie ſehr dadurch ausgezeichnet zu haben. Ihre Reuterei war ehemals ihre Stärke und durch ihre Kriegswagen waren ſie vorzüglich berühmt, aber ſobald Aegypten von Kanälen durchſchnitten ward, mußten dieſe beiden Dinge viel von ihrer Wichtigkeit verlieren.

Herod. II. 168. Diodor. II. 57. 75.

§. 10.

Daß nun die Prieſterkaſte und Kriegerkaſte ſtrenge von einander geſchieden wurden und niemand aus der einen in die andere übergehen konnte, folgt aus der ganzen Beſchaffenheit derſelben, und kann auf keine Weiſe Verwunderung

erregen. Die übrigen Volksklaſſen, wenigſtens die Schiffer und Hirten, entſtanden nach der Verſchiedenheit der Gegend, in welcher ſie lebten, und waren wohl nicht ſo von einander getrennt, daß nicht jemand von der einen Klaſſe zur andern hätte übergehen können, wenn durch einen Zufall ſeine Lage verändert ward, wiewohl dies äußerſt ſelten geſchehen konnte.

Aus den Ackerbauern, welche das Grundeigenthum der Könige, Prieſter und Krieger bearbeiteten und für Erlegung gewiſſer Abgaben benutzten, bildeten ſich wahrſcheinlich die Gewerbe Treibenden, wohl ſelten aus der Klaſſe der Hirten und Schiffer. Sie konnten nur allmählig zu einigem Anſehen kommen, obgleich ſie den zahlreichſten Theil des Volks ausmachen mußten, da ſie Kaufleute, Künſtler, Handwerker ꝛc. unter ſich begriffen. Wäre Aegypten nicht von fremden Völkern beherrſcht worden, ſo hätten ſie ſich allmählig zu einem dritten Stand emporarbeiten müſſen. Daß keiner von ihnen Prieſter werden konnte, verſtand ſich von ſelbſt; eher hätte es ihnen gelingen können, ſich in die Kriegerkaſte hinaufzuſchwingen; aber ſie wurden von allen Staatsgeſchäften ſehr entfernt gehalten und ſo gedrückt, daß auf den Sohn das Gewerbe und Handwerk des Vaters fortvererbt ward, welches freilich auch ohne Befehl gewöhnlich geſchieht, aber immer ſtreng beobachtet äußerſt verderblich für die Cultur werden mußte.

Für ein jugendliches Volk iſt eine ſolche Staatseinrichtung nicht ohne Nutzen, wo der gebildetſte Theil deſſelben

die Staatsverwaltung ganz in Händen hat. Wenn alle wiſſenſchaftliche Cultur gleichſam das Eigenthum eines einzigen Standes iſt, ſo muß ſie beim erſten Aufkeimen ſchneller gedeihen, als wenn ſie unter der ganzen Nation verſtreut iſt; aber zu einer hohen Blüthe kann ſie nimmermehr gelangen. Jede Flamme des Genius unter den übrigen Klaſſen muß verlodern, ohne ihr jemals nahe gekommen zu ſeyn. An Nationalcultur, an allgemeine Aufklärung iſt noch weniger zu denken, zumal da es politiſches Intereſſe der regierenden Kaſte iſt, die Bildung der übrigen Bürger nie hoch ſteigen zu laſſen. Nur durch den vollen Genuß des gleichen Rechts eines jeden zur Entwickelung ſeiner Kräfte iſt es möglich, daß eine Nation ſich je ihrer Cultur freuen könne.

Auf die beiden Kaſten der Staatsbürger mußte jedes Schickſal des Staats den wichtigſten Einfluß haben; aber es konnte nicht fehlen, daß auch die Gewerbe Treibenden die Folgen deſſelben ſehr verſpürten, wiewohl ſie den Vortheil hatten, daß kaum eine Staatsveränderung andere als glückliche Wirkungen für ihren Zuſtand haben konnte. Nie aber mußten ſie mehr gewinnen, als wenn die beiden ſtaatsbürgerlichen Klaſſen in Zwiſt mit einander geriethen oder der König mit einer von ihnen Streit bekam. Durch nichts hob ſich von jeher ſo leicht ein dritter Stand.

Diodor. II. 74.

§. 11.

Die Eintheilung des Landes in Nomen hing ohne Zweifel urſprünglich mit der Entſtehung der ägyptiſchen

Staaten zuſammen, da noch in ſpätern Zeiten der Gottes-dienſt nach den verſchiedenen Nomen verſchieden war. Sobald die vielen Staaten zu Einem Reiche vereinigt wurden, behielt man wahrſcheinlich ihre alten Gränzen als Grundlage einer Landeseintheilung, und inſofern wird Seſosſtris als der Urheber der Nomen genannt. Er ſetzte auch einem jeden derſelben einen Nomarchen vor.

Herodot. II. 42. Diodor. I. 54. 73.

§. 12.

In einem ſolchen Staat, wie der ägyptiſche war, mußte die Religion eine ſehr wichtige Rolle ſpielen; aber ſo wie ſie die ganze Verfaſſung bildete, ward ſie wiederum durch dieſe ausgebildet. Zwei Puncte darf man bei Betrachtung derſelben nie aus den Augen verlieren, erſtens, daß ſie ungeachtet eines gewiſſen allgemeinen Gepräges doch in jedem Nomus verſchieden individualiſirt war, und zweitens, daß die Prieſterreligion ſich durchaus von der Volksreligion ſehr unterſchied.

Nach den religiöſen Begriffen, die eine Kolonie in der Gegend fand, wo ſie ſich niederließ, und dem Cultus, welchen ſie mitbrachte, nach den lokalen Eigenthümlichkeiten eines Nomus und den Schickſalen deſſelben, entwickelte ſich individuell die Religion ſowohl der Prieſter, welche in ihm den Gottesdienſt ſtifteten, als des Volks, das zu ſeinem Tempel gehörte. Völker, die nicht eine hohe Cultur beſitzen, ziehen unter Anführung ihrer Götter in den Krieg.

Welche Verſchiedenheit mußte daher ein Kampf zwiſchen den vielen Staaten in der ägyptiſchen Religion hervorbringen! Es iſt alſo ſehr gewagt, wenn man eine Nachricht über religiöſe Dinge der Aegypter als ganz Aegypten betreffend anſieht. Die Prieſterkaſte herrſchte nur durch das Monopol, welches ſie mit allen Kenntniſſen trieb, und dieſes wurde nur durch religiöſe Geheimniſſe geſchützt. Ihre Religion mußte ſich alſo ſehr von derjenigen unterſcheiden, welche ſie das Volk lehrten. Daher thut man ſehr unrecht, wenn man von demjenigen, was wir von ägyptiſcher Religion wiſſen, auf die religiöſe Aufklärung des ganzen ägyptiſchen Alterthums ſchließt.

Der Thierdienſt war ohne Zweifel die Grundlage der ägyptiſchen Religion, und fand ſich wahrſcheinlich ſchon bei den rohen einheimiſchen Nomaden. Die Veranlaſſungen, warum ein Wilder dieſes oder jenes Thier liebgewinnt und verehrt, können freilich zahllos ſeyn und kaum dem gebildeten Menſchen einfallen; aber bei der Ausbildung der ägyptiſchen Religion hatten Bemerkungen über die Schädlichkeit oder die Nützlichkeit eines Thieres in dieſem oder jenem Nomus großen Einfluß auf die Verabſcheuung oder Verehrung deſſelben, und die Religion wirkte alsdann für die Polizei. Inwiefern dieſer Dienſt auf die ſymboliſchen Gottheiten Einfluß hatte, ob dieſe nicht vielleicht gänzlich von verehrten Thieren ihren Urſprung haben und ob nicht in den Sagen von ihnen, ſo wie im Cultus, der zu ihnen gehörte, naturhiſtoriſche Bemerkungen zum Grunde liegen,

das alles möchte ſich wohl nie beſtimmen laſſen. Dagegen ſcheint zu erhellen, daß man wegen der wahrſcheinlichen Sitte der Prieſterkaſte, die Namen von Gottheiten zur Bezeichnung aſtronomiſcher Kenntniſſe und vielleicht auch intellectueller Gegenſtände zu gebrauchen, nun das bezeichnete nicht wieder zu einer Gottheit machen müſſe; und dem ganzen Geiſte der ägyptiſchen Verfaſſung entſpricht die Behauptung, daß bei den meiſten Göttern politiſche Rückſicht, beſonders auf den Ackerbau, geweſen ſey.

Wichtiger als alles, was wir über die ägyptiſchen Götter wiſſen, ſind die Nachrichten, welche wir über die religiöſen Volksfeſte der Aegypter haben. Die Sagen, welche bei ihnen zum Grunde lagen, laſſen ſich jetzt nicht mehr enträthſeln; aber an dem zügelloſen Geiſte, der ſie belebte, merkt man, daß ſie ungleich älter ſeyn mußten, als die ägyptiſche Verfaßung und Cultur. Büßungen und Sühnopfer waren häufig an dieſen Feſten; dies widerſprach dem Character der Aegypter nicht, aber wohl die ausſchweifende Freude, welche ſich an ihnen zeigte. Am Feſte einer Göttin, welche von den Griechen Artemis genannt wird, ſchifften ſich Männer und Weiber in vermiſchten Haufen ein; von dieſen ſchlugen einige mit Klappern, unterdeſſen von jenen einige die Flöte blieſen; die übrigen im Nachen ſangen und klatſchten mit den Händen. Wenn man bei einer Stadt vorbeikam, ſtieg man ans Land; und indem einige Weiber im Geſang und mit dem Spiel der Klappern fortfuhren, ſchrieen die andern mit der größten Anſtrengung

und beleidigten mit Schimpfreden das weibliche Geſchlecht der Stadt; dieſer Haufe tanzte und jener zeigte ſich entkleidet. Die große Menge von Menſchen, welche ſo zum Feſte nach Bubaſtis zog, und ſich auf ſiebentauſend betrug, die Kinder nicht mitgerechnet, ſetzte hier die wilde Freude fort, indem ſie reichlich opferte und tapfer Wein zechte. Sichtbarer, als bei dieſer Feierlichkeit, liegt eine Sage bei den Gebräuchen zum Grunde, mit welchen man das Feſt des Kriegsgottes zu Papremis beging. Einige Prieſter ſetzten das Bild des Gottes auf einen Wagen, welchen ſie gegen den Tempel ziehen, in deſſen Eingang viele Prieſter mit Stöcken bewaffnet ſtehen. Dieſe wollen ihnen den Einzug verwehren, aber mehr als tauſend Männer, die zur Verehrung des Gottes gekommen ſind und Keulen tragen, nehmen ſich deſſelben an, und nun entſteht eine fürchterliche Schlägerei.

Solcher Volksfeſte gab es viele, denn ſie waren ein vorzügliches Mittel, wodurch die Prieſter das Volk an ſich feſſeln konnten; und noch wichtiger mußten ihnen in dieſer Hinſicht die häufigen Orakel ſeyn. Dem Urſprunge der ägyptiſchen Staaten gemäß hatte wohl jede Kolonie ſogleich ihr beſondres Orakel, ſo wie ſie ihren eignen Tempel, alſo auch eignen Gott hatte, und in ſpätern Zeiten wurde ein Orakel immer nur durch eine beſtimmte Gottheit gegeben.

Herod. II. 60. 63. 64.

§. 13.

In einem Staate, wo die herrſchende Kaſte mit der Cultur Monopol treibt, müſſen alle Inſtitute einen geheim-

nißvollen Geiſt erhalten, welcher den menſchlichen Kräften kein fröhliches, freies Spiel erlaubt. In dieſer Hinſicht zeichnet ſich vorzüglich das ägyptiſche Juſtizweſen aus. Aus einer jeglichen der drei Städte, Heliopolis, Theben und Memphis, wurden zehn vorzügliche Männer zu Richtern berufen, welche dann aus ihrer Mitte ſich einen Vorſitzer wählten. Zum Zeichen der richterlichen Pflicht trug er das Bild der Wahrheit auf der Bruſt. Das Geſetzbuch, welches aus acht Theilen beſtand, lag vor den Richtern aufgeſchlagen, wenn der Kläger erſchien, der aber nicht mündlich, ſondern in einer Schrift ſeine Beſchwerden anbrachte. Dieſe ward dem Beklagten zur Beantwortung gegeben, und wenn nach dieſer von jeder Seite noch eine Schrift geliefert war, ward das Urtheil unter den Richtern verabredet und den Parthien kund gethan, indem der Vorſitzer gegen eine derſelben das Bild der Wahrheit kehrte. Reden von Sachwaltern wurden nicht geduldet; Beredſamkeit konnte nie bei den Aegyptern durch Gerichtshöfe emporkommen, wie bei den Griechen und Römern. Freilich war die Gerechtigkeit bei jenen deshalb bei weitem nicht der Gefahr ausgeſetzt, wie bei dieſen; aber der ägyptiſche Richter konnte auch nie das ſchöne Gefühl ſeiner Kraft haben, daß er trotz der Verſuchung ſeine Pflicht gethan hatte, und der Aegypter erhielt keine Ahnung von der Gewalt, welche der Laut menſchlicher Rede beſitzt.

So iſt es auch Character ſehr vieler ägyptiſcher Geſetze, daß man durch ſie zur Tugend gezwungen wurde,

und ſie den Anſtand derſelben ſelbſt unmittelbar nach dem Verbrechen geboten. Wenn Aeltern ihre Kinder umgebracht hatten, wurden ſie nicht am Leben geſtraft, ſondern mußten drei Tage und Nächte hindurch den Leichnam des ermordeten Kindes umarmen; und eine Wache des Staats merkte darauf, daß dieſes ſicher geſchah. Der Vatermörder hingegen ward zu Tode gemartert, und ſelbſt derjenige mußte ſein Leben verlieren, welcher auch nur einen Sclaven umgebracht hatte. Wer ſah, daß jemand auf der Landſtraße von Mördern angefallen ward und ihm, wenn es möglich war, nicht zu Hülfe kam, mußte Todesſtrafe leiden.

Doch ging dies Geſetz wohl mehr auf die öffentliche Sicherheit, als Einſchärfung einer Tugend, ſo wie überhaupt die ägyptiſche Regierung an Erfindungen in der Polizei unerſchöpflich war. Aber wie ſehr auch dieſe noch in ihrer Kindheit bei den Aegyptern war, zeigt das Mittel wodurch man den Diebſtahl, welchen man nicht ganz verhindern konnte, weniger ſchädlich zu machen ſuchte. Es gab einen Fürſten der Diebe, welcher vom Staat anerkannt war; bei ihm meldete ſich ein jeder, welcher ſich auf die Dieberei legen wollte, und brachte ihm das geraubte Gut. Glaubte nun jemand etwas durch Diebſtahl verloren zu haben, ſo wandte er ſich an denſelben, und fand ſich die bezeichnete Sache, ſo erhielt er ſie wieder zurück, nachdem er ſein Eigenthum an ihr bewieſen, und den vierten Theil ihres Werthes entrichtet hatte.

Sehr ſchwer iſt es aus einigen Verordnungen über das Verhältniß zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlecht zu beſtimmen, wie in Hinſicht auf die letzte der Geiſt der ägyptiſchen Geſetzgebung war und inwiefern es Theil nahm an der Cultur. Weil außer den Prieſtern und Kriegern die Männer keine Staatsgeſchäfte beſorgten, ſo kann es nicht befremden, wenn alle Arbeit des übrigen Volks von Männern und Weibern ohne weitern Unterſchied beſorgt wurde. Dieſe lebten mehr als jene außerhalb des Hauſes, indem ſie vorzüglich den Handel beſorgten und das Spinnen und Weben dem männlichen Geſchlecht überließen. Auch waren die Töchter mehr als die Söhne verpflichtet, für den Unterhalt der Aeltern zu ſorgen. Jeder Frevel gegen die weibliche Keuſchheit ward hart beſtraft, da Vielweiberei bei allen Ständen bis auf die Prieſterkaſte erlaubt war. Unter dieſer, welche ſich unvermiſcht erhalten mußte, konnte ſie nicht gut verſtattet werden, weil es unter ihr nicht leicht mehr Weiber als Männer geben, ſondern noch eher das Gegentheil ſich finden konnte. Aeußerſt verderblich ward es für die Sitten, daß Bruder und Schweſter ſich heirathen durften, wodurch wollüſtige Begierden ſehr früh rege wurden, eine Gewohnheit, die wahrſcheinlich aus der politiſchen Lage der Prieſterfamilien entſprang. Weil jede Geſellſchaft von ihnen zu einem beſtimmten Tempel und deſſen Gütern gehörte, wovon ſie ſich nährte, ſo hatte es allerdings Schwierigkeiten, daß ſie ſich durch Heirathen mit einer andern Prieſterkolonie vermengte, und wenn dies ver-

mieden werden ſollte, daß ſich nicht Blutsverwandte in ihr mit einander vermählten.

Herod. II. 35. Diod. I. 75—80.

§. 14.

Jener ſtille, melancholiſche Geiſt, welchen nothwendig eine Verfaſſung, die keine Kraft ſich frei entwickeln läßt, über eine Nation bringen muß, zeigte ſich in den meiſten Sitten der Aegypter, beſonders in der Art, wie ſie ihre prächtigſten Gaſtmale ſchloſſen. Wann nach dem Abendeſſen die Freude immer ungezwungener hätte werden ſollen, ward in einem Sarge ein Leichnam oder das hölzerne Bild eines Todten bei allen Gäſten mit den Worten umhergetragen: „wirf deinen Blick auf dieſen Menſchen, ihm wirſt du gleichen nach dem Tode!“ Was half dann der Zuſatz, „zeche inzwiſchen, und ſey fröhlich,“ denn das Gefühl menſchlicher Kraft war ja doch einmal durch einen ſolchen Anblick gelähmt. Zu ſolchen Gaſtmalen, welche der Freude geweiht ſeyn ſollten, paßte ſich recht gut der traurige Geſang Maneros, ein Klagelied auf den frühzeitigen Tod eines ägyptiſchen Königsſohnes Maneros. Nur ein ſolches Volk konnte ein ſo unausſprechliches Wohlgefallen am Umgange mit Todten haben, konnte ſeine Glaubenslehre von der Unſterblichkeit und dem Wandern unſerer Seele ſo anwenden, daß es den Geiſt im Körper glaubte feſſeln zu können, ſobald es dieſen unverweslich machte; und es darf uns bei dieſer Nation keine Verwunderung erregen, daß ſie auf die Wohnungen der Leichen ſo ungleich mehr Koſten

und Mühe verwandte, als die Häuſer der Lebenden. Wenn jemand Geld borgte, pflegte er den Leichnam des Vaters zum Pfande zu ſetzen, und war ſelbſt der Ehre des Begräbniſſes beraubt, wenn er ihn nicht wieder einlöſte; die prächtigſten Zimmer eines Hauſes waren mit Leichen angefüllt, und wer ein zärtlicher Freund ſeyn wollte, der brachte die Mumie ſeines Freundes mit ſich in Geſellſchaft, damit ſie an ſeiner Seite ganz die Rolle eines Gaſtes ſpiele.

In einem Staate, wo alles Ceremoniel und Symbol geworden iſt, konnte ein Leichnam ſo gut wie ein Lebender der Freund ſeyn; nur in einem ſolchen Staat konnte auch das Gericht über die Todten ſo furchtbar werden, wie das ägyptiſche Todtengericht. Die Verwandten eines Verſtorbenen ließen den Tag bekannt machen, an welchem er über den See des Nomus, in welchem er gelebt hatte, würde gebracht werden. Mehr als vierzig Richter ſetzten ſich dann jenſeit des Sees in einem halben Kreiſe, und auf ihren Befehl wurde von dem Steuermann, welcher Charon genannt ward, das Todtenſchiff hergebracht. Die Leiche erhielt in demſelben keinen Platz vor geendigtem Gericht. Ein jeder konnte als Kläger gegen den Verſtorbenen auftreten; ward aber ſeine Anklage falſch und hämiſch befunden, ſo verfiel er in ſchwere Strafe. Ueber die Tugenden des unbeſchuldigten oder freigeſprochenen Todten verbreitete ſich ſeine Familie mit großen Lobeserhebungen, wobei nie eines ausgezeichneten Geſchlechts Erwähnung geſchah, weil die Aegypter ſich alle gleich waren. Dieſer Grund verräth,

daß ein ſolches Todtengericht wohl nur bei den Prieſtern und vielleicht bei der Kriegerkaſte Sitte war. Bei dem Pöbel wäre es nach der Verfaſſung des Staats von keiner Wichtigkeit geweſen; und die Aegypter hätten ja auch nichts thun können, als Todtengerichte halten, wenn bei jeder Leiche ein ſolches Verfahren hätte ſollen beobachtet werden. Der verurtheilte Todte durfte nicht in das Schiff und die Grüfte gebracht, ſondern mußte von ſeiner Familie im Hauſe verborgen gehalten werden. Offenbar iſt das ägyptiſche Todtengericht nachgeahmt bei der Dichtung der griechiſchen Unterwelt. Das Gewäſſer, den Schiffer mit ſeinem Nachen, die unterirdiſchen Richter finden wir in dieſer wieder. Allein nur das Finſtre derſelben gehört den Aegyptern; die eliſäiſchen Gefilde mit ihren Reizen, der menſchenfreundliche Strom Lethe ſind ein Eigenthum der heitern Phantaſie der Griechen.

Herod. II. 78. 79. 123. Plutarch. de Iside et Osiride p. 357. Diod. I. 92.

§. 15.

Vorzüglich drei Gründe widerlegen alle Hypotheſen von einer hohen wiſſenſchaftlichen Cultur der alten Aegypter. Der Geiſt der ganzen Verfaſſung war ſclaviſch, ohne Freiheit gedeiht nie die Aufklärung, und am wenigſten da, wo Cultur das einzige eiferſüchtig bewachte Mittel iſt, durch deſſen Gebrauch eine Claſſe von Menſchen herrſcht. Die Kenntniſſe der ägyptiſchen Prieſter waren gerade wegen ihrer Herrſchaft alle nach ihrem Einfluß auf das practiſche

Leben berechnet, freie Speculation blos aus Intereſſe für Wahrheit und unabhängige Gelehrſamkeit darf man bei ihnen nicht ſuchen; und endlich bewahrten ſie ihre Kenntniſſe und die Reſultate ihres Nachdenkens in Hieroglyphenſchrift, in deren Zeichen ſich der menſchliche Geiſt unmöglich ſehr entwickeln kann.

Zur Aſtronomie ward der Aegypter durch die Natur ſeines Stromes geführt, deſſen periodiſches Steigen und Fallen, welches von ſolcher Wichtigkeit war, ohne Berechnung des Laufs der Geſtirne nicht mit Sicherheit für den Ackerbau berechnet werden konnte. Daß man die Perioden des menſchlichen Schickſals nun auf gleiche Weiſe glaubte vorher beſtimmen zu können, und an die Aſtronomie die Aſtrologie knüpfte, iſt eine gewöhnliche Erſcheinung. Die Geometrie ward durch die Beſchaffenheit des Landes gleichfalls nothwendig, ohne ſie hätte der ganze Ackerbau zu Grunde gehen können; und eben ſo ward die Arzneikunde, die eigentlich Diätetik war, wegen des auffallenden Einfluſſes des ägyptiſchen Klimas auf die Geſundheit, gleichfalls durch die Natur zu einer unentbehrlichen Kenntniß für die regierende Claſſe. In den heiligen Büchern waren daher auch die mediciniſchen Erfahrungen geſammelt, nach welchen die Aerzte ihr Verfahren einrichten mußten. Thaten ſie es nicht, und der Kranke ſtarb, ſo war ihr eignes Leben in Gefahr. Dieſes ſowohl, als die Einrichtung, daß es für jede Krankheit einen beſondern Arzt gab, zeigt ſchon hinlänglich, wie wenig die Arzneikunde der Aegypter nur ei-

nigermaßen einen wiſſenſchaftlichen Geiſt erhalten konnte. Was die Ereigniſſe vergangener Zeiten betraf, ſahen ſich die Prieſter, weil Nachrichten über dieſelben für die Religion und Regierung äußerſt wichtig ſeyn konnten, gezwungen, ſie aufzuzeichnen, welches auf öffentlichen Denkmälern und in Schriften mit Hieroglyphen geſchah. Wegen einer ſolchen hiſtoriſchen Kunde darf man aber wohl nicht ſagen, daß Geſchichte unter den Aegyptern cultivirt ward; woher hätte ſie eine Ahnung von einem pragmatiſchen Geiſt bekommen ſollen? In dem gelehrten Stande waren wiederum die Hierogrammateis die eigentlichen Prieſter der Gelehrſamkeit und an ſie, welche in den berühmteſten Städten, z. B. zu Heliopolis ihren Sitz hatten, wandte man ſich um wiſſenſchaftliche Belehrung. Allein ſo dürftige Gelehrte auch ſie ohne Zweifel waren, verſchwanden ſie doch aus der Prieſterkaſte in ſpätern Zeiten, die immer mehr, ſeitdem cultivirtere Fremdlinge erſchienen waren, ſtatt des gebildeten Standes zu einem wahren prieſterlichen Orden ward.

Herodot. II. 82, 84, 109. Diod. I. 81. Strabo ed. Almeloveen. XVII. p. 1159, 60.

§. 16.

Ein ſolcher Character der ägyptiſchen Verfaſſung und Cultur bildete ſich wahrſcheinlich beſonders im Zeitalter des Seſoſtris aus, deſſen Anſtalten von ſeinen einheimiſchen Nachfolgern wohl nicht ſo ſehr vervollkommnet wurden, als von dem äthiopiſchen Eroberer, der ſich die Oberherrſchaft über Aegypten erwarb. Wie Pharao des ägyptiſchen

war Sabako vielleicht der Name des Königs in Aethiopien, und dann herrſchten drei Sabakos vierzig Jahre hindurch über die Aegypter. Sie waren keine Barbaren, ſondern mild und cultivirt; waren daher ohne Zweifel aus dem Staat Meroe gekommen, denn wir haben ja keine Spur von einem andern cultivirten Reich in Aethiopien. Dies wird durch die Gewalt beſtätigt, welche der Gott von Theben über die Seele des letzten Sabako hatte, der ihn durch ſeine Erſcheinung im Traum bewog, die Eroberung wieder aufzugeben. Dieſer Traum, daß er nämlich nur durch den Ruin der Prieſterkaſte ſeine Herrſchaft ganz ſicher werde gründen können, war eine richtige politiſche Bemerkung; und überdies war ſchon die Zeit verfloſſen, welche das Orakel ſeiner Heimath als die Periode der äthiopiſchen Herrſcher in Aegypten vorher beſtimmt hatte.

Die vornehmſten Reichsſtände waren ohne Zweifel auch unter den Sabakos die Prieſter geblieben, und die Oberprieſter waren ja immer wenigſtens Halbſouverains geweſen. Daher darf man ſich über die Macht des Sethon in Tanis, welcher Prieſter des Gottes Phtha oder des Vulkan war, nicht wundern; aber daß er nach dem Abzug der Aethioper unmittelbar und unabhängig herrſchen wollte, mußte Verwirrung in die Verfaſſung bringen, zumal da er nicht einmal ſo viel politiſche Klugheit beſaß, daß er die Kaſte der Krieger ſchonte. Er behandelte ſie, als würde er ihrer nie bedürfen, und nahm ihnen das ſteuerfreie Geſammteigenthum, von welchem auf jeden Krieger zwölf Arouren ka-

men. Zum Unglück für Sethon ward Aegypten während ſeiner Regierung von dem aſſyriſchen Eroberer Sanherib angegriffen, und die ganze Kriegerkaſte weigerte ſich nun, das Vaterland zu vertheidigen. Er raffte daher Schaaren von Kaufleuten, Handwerkern und Bauern zuſammen, und zog mit ihnen nach Peluſium. Ein Zufall oder Furcht der Aſſyrer vor einem andern Feinde, nicht die Tapferkeit dieſes wunderbaren Heeres war Urſache, daß Aegypten gerettet wurde; aber es konnte doch nicht fehlen, daß die geringern Volksclaſſen, welche nun Waffen getragen und den Vertheidiger des Vaterlandes geſpielt hatten, ſeit dieſer Begebenheit in größere Achtung kamen, wodurch der urſprüngliche Character der ägyptiſchen Verfaſſung, welcher auf keinen dritten Stand berechnet war, eine große Veränderung leiden mußte. Ueberhaupt war jetzt ſchon der Zeitpunct gekommen, wo immermehr ein fremdartiger Geiſt mit dem ägyptiſchen vermiſcht ward.

Herod. II. 147. 149—51. Diod. I. 65. Manethos Dynaſtien in Gatterers ſynchron. Univerſalh. S. 295.

§. 17.

Unter den äthiopiſchen Beherrſchern Aegyptens hatten ſich mehrere Große erhoben, und Sethons Betragen gegen die Kriegerkaſte hatte das Zeichen zu innerm Aufruhr gegeben. Zwölf Bewerber um die königliche Gewalt ſtanden zu gleicher Zeit auf, die wahrſcheinlich ihr Recht auf den Thron von Vorfahren herleiteten, welche in irgend einem der ägyptiſchen Staaten geherrſcht hatten. Sie theilten

ſich daher in Aegypten, vielleicht nach den Gränzen ehemaliger Staaten, verbanden ſich unter einander durch Heirathen, und ſchwuren, ſich mit der innigſten Freundſchaft gegen jegliche Gefahr wechſelsweiſe zu ſchützen.

Anfänglich ſchien dieſe Eintracht beſtehen zu wollen, und Aegypten war glücklich unter der Regierung der zwölf Herrſcher, bis die übrigen auf Pſammetich eiferſüchtig wurden, deſſen Gebiet an der Seeküſte lag. Ihre Furcht, daß er nach der Alleinherrſchaft ſtreben möge, kam theils daher, weil er aus dem Nomus Sais war, theils von ſeinen großen Reichthümern und Verbindungen mit fremden Mächten, einer Folge ſeines Handels mit griechiſchen und phönieiſchen Kaufleuten. Anfänglich konnte er ihrem gemeinſchaftlichen Angriffe nicht widerſtehen; aber die Hülfe von joniſchen und cariſchen Miethvölkern, verbunden mit den Aegyptern, die ihm anhingen, machte bald, daß er ſich zum Alleinherrſcher über das ganze Aegypten erheben konnte, nachdem die übrigen Könige im Gefechte geblieben, oder nach Libyen entflohen waren (J. d. W. 3313.).

Nur durch die fremden Krieger konnte er ſich im Beſitz deſſen erhalten, was er durch ſie erobert hatte. Darum gab er ihnen Land zum bleibenden Wohnſitze in einem Nomus der Kriegerkaſte am Ufer des Nils nicht weit von ſeinem Ausfluß bei Peluſium. Durch dieſe Entſtehung einer neuen Kriegerkaſte, welche als die ſicherſte Stütze des Throns große Vorzüge ohne Zweifel erhielt, mußte ſich die

alte einheimiſche gekränkt fühlen, zumal da Pſammetich dieſe brauchte, ſie als Beſatzung in die Gränzörter zu verlegen, denn Vertheidigung des Vaterlandes konnte er ihr trotz ihrem Mißvergnügen anvertrauen, und im Innern des Landes war ſie ſeiner Alleinherrſchaft gefährlich. Als nun aber hinzukam, daß die Beſatzung zu Daphnä und Elephantine in drei Jahren nicht abgelöſet ward, als der König bei einem Zuge nach Syrien den joniſchen und cariſchen Völkern den Ehrenplatz auf dem rechten Flügel gab: ſo verließ, wenn auch nicht die ganze, doch ein großer Theil der Kriegerkaſte Aegypten trotz den Vorſtellungen Pſammetich's, und ſtiftete einen eigenen Staat in Aethiopien unter der Oberhoheit von Meroe, wodurch der Keim von Cultur, der aus Aethiopien nach Aegypten verpflanzt war, gleichſam veredelt zurückgebracht ward. Wären auch alle erwachſene Krieger ausgewandert, ſo hätte dies doch nicht ihre Kaſte in Aegypten aufgehoben, weil ihre Weiber und Kinder zurückgeblieben waren. Nach dieſer für die Staatsverfaſſung ſehr wichtigen Revolution mußte die Politik des neuen Alleinherrſchers durchaus darauf ſehen, die fremden Völker ganz zu feſſeln, und die Prieſterkaſte zu gewinnen, damit dieſe nicht die übrigen Volksclaſſen gegen ihn empörte. Durch Freigebigkeit gegen die ägyptiſchen Götter hoffte er mit Grund, ſie am ſicherſten für ſich einzunehmen, und zugleich das übrige Volk. Eine Verbindung zwiſchen den Prieſtern und den ausheimiſchen Kriegern brauchte er nicht zu fürchten. Denn theils waren jene zu ſehr von dieſen verſchieden, und ihre

Politik war zu wenig geſchmeidig, als daß ſich dieſe Parthien hätten vereinigen können, theils konnte es den griechiſchen Völkern nicht entgehen, daß ihr Glück in Aegypten dahin ſey, wenn die Prieſterkaſte dem Throne zu mächtig ward.

Ueberhaupt ſcheint Pſammetich ſeine Herrſchaft ſehr planmäßig befeſtigt zu haben, indem er den ägyptiſchen eigenthümlichen Nationalcharacter allmählig zu mildern ſuchte. Daß er nun alle Hafen des Landes fremden Kaufleuten öffnete, mußte ſchon ſehr dazu beitragen, noch mehr aber, daß er viele ägyptiſche Kinder der Erziehung der Griechen anvertraute, wenn gleich ein ſolcher Verſuch noch viel zu früh geſchah, denn aus dieſen griechiſch erzogenen Aegyptern entſtand eine Claſſe von zwitterartigen Menſchen, die nirgends in die Verfaſſung hineinpaßte, und kein anderes Geſchäft finden konnte, als daß ſie den Dollmetſcher zwiſchen Griechen und Aegyptern ſpielte, vielleicht auch ſelbſt Handel trieb.

Die Aufnahme der fremden Krieger hatte auch noch die Wirkung, daß die ägyptiſchen Könige, die ſich auf die Tapferkeit und Abhängigkeit derſelben verließen, nun auf Eroberungsideen verfielen. Wenn einige ihrer Vorfahren abenteuerliche, mehr räuberiſche als erobernde Züge thaten, befolgten ſie jetzt einen Plan gegen Syrien und Phönicien. Er konnte gegen kein anderes Land gerichtet ſeyn; aber bei einem glücklichen Erfolge war hier auch die reichſte Beute

zu erwarten. Daß Pſammetich erſt nach neun und zwanzigjährigen Verſuchen die Stadt Azotus wegnahm, erregt keine große Idee von ſeinem Eroberersglück. Dagegen kann man ihn als den Retter Aegyptens gegen die Scythen betrachten, die er durch Unterhandlungen und Geſchenke entfernt hielt, um Zeit zur ſtärkern Befeſtigung der von Seſoſtris erbauten Gränzmauer zu gewinnen.

Herod. II. 30. 141, 47, 51—54, 57. Diod. I. 66, 67.

§. 18.

Pſammetich's Plane (ſt. 617. v. Chr.) wurden von ſeinem Sohn Necho, welcher ſechszehn Jahre regierte, ins Große gearbeitet, und mit einer Kühnheit der Ideen, welche in der ägyptiſchen Geſchichte überraſchend iſt. Am meiſten zeichnet er ſich dadurch aus, daß ſeine Eroberungsplane zugleich ſo wohlthätig für Schifffahrt und Handel waren. Die phöniciſchen Handelsſtädte konnten nur durch eine Seemacht unterjocht werden. Deshalb ließ Necho im mitelländiſchen und rothen Meere eine Flotte bauen, deren er ſich zu kriegeriſchen Unternehmungen bedienen wollte, und wodurch er zugleich dieſe ganze Seite ſeines Landes gedeckt hatte. Nicht um dieſe Flotten zu vereinigen, ſuchte er durch einen Canal die beiden Meere mit einander zu verbinden, denn er erbaute jene erſt, nachdem er dieſe Idee ſchon gänzlich aufgegeben hatte. Auch folgt daraus, daß Herodot, welcher die Breite des Canals zu beſchreiben ſucht, uns erzählt, zwei Triremen hätten bequem auf ihm neben einander ſchiffen können, auf keine

Weiſe, daß er in Hinſicht auf kriegeriſche Unternehmungen angefangen ſey. War es doch mit ein Grund für Necho, ihn nicht zu vollenden, daß er für fremde Nationen arbeitete. Welchen Schwung und ſo ganz andern Gang hätte der Welthandel durch Ausführung dieſer Idee nehmen müſſen.

Daß Necho hievon einige Ahnung gehabt habe, ſcheint aus dem Gedanken zu erhellen, welchen er bald darauf durch phöniciſche Seefahrer ausführen ließ, ob man nämlich vom rothen Meer aus nicht Africa umſchiffen könne. Wäre es aber auch hierbei auf Eroberung abgeſehen geweſen, ſo war es doch eine ſehr glückliche Idee. Durch die libyſchen Sandwüſten ward auch der kühnſte Eroberer zurückgeſchreckt; aber vielleicht gab es in andern Gegenden Africa's Nationen, wie die ägyptiſche, deren Herrſchaft in dieſem Welttheile ja am ungehindertſten ausgebreitet werden konnte. Doch ſcheint es nicht, als wenn der glücklich vollendete Verſuch, Africa von Süden nach Norden zu umſchiffen, weitere Folgen gehabt habe; auch ſind Necho's Flotten nach einer gelungenen Unternehmung gegen die Phönicier wohl wieder verfallen, weil ſein Reich Mangel am Schiffbauholze hatte. Deſto eifriger ſetzte er ſeine kriegeriſchen Züge zu Lande fort; aber die Aegypter mußten unterliegen, ſobald ſie in Kampf mit den großen aſiatiſchen Nationen geriethen. Den König der Juden konnte Necho beſiegen; in der Schlacht am Euphrat mit dem chaldäiſch-babyloniſchen Könige Nebucadnezar er-

lit er eine ſchreckliche Niederlage, und war froh, wenn er die übrigen Jahre ſeiner Regierung nach dem Verluſt aller Eroberungen nur ruhig in Aegypten zubringen konnte.

Herod. II. 158, 58. IV. 42. Bücher der Könige, II. 27, 29. Jerem. 46.

§. 19.

Necho's Sohn und Nachfolger, Pſammis, regierte nur ſechs Jahre, und wir haben von ſeiner Zeitgeſchichte nur einen einzigen merkwürdigen Zug, welcher die hohen Begriffe bemerkbar macht, die auch geſcheutere Völker, als die Aegypter, von der Weisheit derſelben hatten. Die Einwohner von Elis glaubten an ihren Einrichtungen bei den olympiſchen Spielen ein Muſter untadelhafter Gerechtigkeit gegeben zu haben, und ſchickten daher Geſandte an den ägyptiſchen Hof, um durch den Beifall deſſelben ihre Meinung beſtätigt zu hören. Allein ſie vernahmen hier, daß ihre Einrichtungen doch ſtrenge Gerechtigkeit hindern könnten, weil ſie den Eliern ſelbſt, den Landsleuten der Richter, Theilnahme an dem Kampfe geſtatteten. Daß die übrigen Griechen deſſen ungeachtet faſt nie Veranlaſſung haben würden, ſich über die olympiſchen Richter zu beklagen, das konnten freilich die Aegypter nach dem ängſtlichen Geiſt ihres Juſtizweſens nicht erwarten.

Vielleicht wäre ſchon Pſammis der letzte Pharao von Pſammetich's Familie geweſen, wenn er länger

regiert hätte; unter ſeinem Sohn Apries ereignete ſich die Revolution, welche ſie ſtürzte. Als derſelbe bei einem Zuge gegen Cyrene eine große Niederlage erlitt, glaubte die ägyptiſche Kriegerkaſte, der König habe ſich derſelben abſichtlich ausgeſetzt, um ſie ganz zu vernichten, und durch Hülfe der fremden Krieger unumſchränkt zu regieren. Daher entſtand ein großer Aufruhr gegen ihn nach ſeiner Rückkunft in Aegypten. Er ſchickte einen ſeiner angeſehenſten Diener, Amaſis, zu den aufrühreriſchen Aegyptern; allein dieſer entflammte ihren Unwillen noch mehr, und eine empörende Grauſamkeit, welche Apries gegen einen ſeiner treuſten Männer beging, bloß weil Amaſis, an welchen er abgeſandt war, ihm eine ſchnöde Antwort aufgetragen hatte, machte, daß nun alle Aegypter ſich empörten. Der König zog an der Spitze von dreißigtauſend ioniſchen und cariſchen Kriegern, deren Tapferkeit ihn aber unmöglich in der Schlacht bei Momemphis gegen den ſo ſehr viel ſtärkern Feind retten konnte. Er ward gefangen genommen und im Palaſt zu Sais ſorgfältig von Amaſis bewahrt, welcher ihn dennoch der Rache der Aegypter, die ihn erwürgten, ausliefern mußte.

Wie ſehr die ägyptiſche Verfaſſung ſchon jetzt ihren urſprünglichen Character mußte verloren haben, ſieht man daraus, daß ein Mann wie Amaſis, welcher vielleicht aus einer der Volksclaſſen herſtammte, in welchen es ſonſt keinen Staatsbürger gab, nicht nur einer der wichtigſten Unterthanen geworden war, ſondern ſogar den Thron be-

P 2

ſtieg und mit großem Anſehen herrſchte *). Durch ihn zerfielen nun alle alte Einrichtungen und Sitten noch mehr. Wenn er die Regierungsgeſchäfte beſorgt hatte, überließ er ſich ganz ſeinem Hange zum Vergnügen und zu freien Scherzen, und achtete nicht auf die Erinnerung, wie ſehr dies gegen die Lebensregel der alten Pharaonen wäre. Je fröhlicher ſein Geiſt war, deſto geneigter mußte er den

*) Herod. II. 172. τὰ μὲν δὴ πρῶτα κατώνοντο τὸν Ἄμασιν Αἰγύπτιοι, καὶ ἐν οὐδεμιῇ μοίρῃ μεγάλῃ ἦγον, ἅτε δὴ δημότην τὸ πρὶν ἐόντα καὶ οἰκίης οὐκ ἐπιφανέος. Daß Amaſis ein δημότης und von keiner ausgezeichneten Familie war, muß entweder ſo viel heißen, daß er vom eigentlichen Pöbel, nicht von einem ſtaatsbürgerlichen Geſchlecht herſtammte, oder es ſoll auch nur ſo viel bedeuten, daß er keine Könige unter ſeinen Ahnen zählte. Dies letztere wird wahrſcheinlich aus einer Stelle Diodors I. 95., wo er ſagt, die Aegypter hätten Amaſis zum König genommen, ob er gleich aus keinem königlichen Geſchlecht war. Dies wäre ein neuer Beleg für die Vermuthung, daß die Königswürde erblich bei einigen Familien der Kriegerkaſte war, die wahrſcheinlich von den erſten Anführern herſtammten. Daraus würde ſich zugleich vermuthen laſſen, daß dieſe Geſchlechter eben ſowohl, wie bei den alten Germanen, doch einer höheren Achtung genoſſen, als die übrigen der Kriegerkaſte. Für welche Erklärung man entſcheiden mag, war es doch immer gegen das ägyptiſche Staatsrecht, daß Amaſis den Thron beſtieg, und er hatte ohne Zweifel Urſache zu ſagen: ich war freilich nur ein δημότης, aber nun bin ich euer König und muß deshalb geachtet werden.

Griechen werden, obgleich Eiferſucht der Aegypter gegen dieſelben ihn vorzüglich auf den Thron erhoben hatte. Er erlaubte allen Griechen, die in ſeinen Staat kamen, ſich in Naucratis auf immer niederzulaſſen, und denjenigen, welche des Handels oder anderer Urſachen wegen ſich nur eine Zeitlang in Aegypten aufhielten, waren noch beſtimmte Plätze angewieſen, wo ſie ihren Göttern Tempel und für ſich Herbergen erbauen durften. In Hellenium, welches von mehreren griechiſchen Städten gemeinſchaftlich erbaut war, hatten ſie ſogar das Recht, ſich eine richterliche Obrigkeit zu ſetzen. Wie viel mehr war dieſes ſchon, als Pſammetich's Vergünſtigungen, und welche Verſchiedenheit von jener Zeit, da ein Kaufmann nur in den canopiſchen Arm des Nils einlaufen durfte, und wenn er ſich in einer andern Mündung blicken ließ, ſchwören mußte, dies wäre gegen ſeinen eigenen Willen!

Die größere Regſamkeit, welche durch den unvermeidlichen häufigen Verkehr mit den Griechen, ſich nun durchaus unter den Aegyptern einfinden mußte, ward zum Beſten des Staates vorzüglich durch die Verordnung geleitet, daß jeder ſeinen Nomarchen angeben mußte, wovon er ſich ernährte. Da ſich nun zu der Induſtrie, welche emporkam, noch eine lange Reihe von ſehr fruchtbaren Jahren geſellte, da der Luxus, welchen der König liebte und durch ſein Beiſpiel ohne Zweifel ſeinen Unterthanen angenehm machte, die Schätze Aegyptens an das Tageslicht brachte: ſo iſt es kein Wunder, wenn die Aegypter die Regierung dieſes Kö-

nigs für ihr goldenes Zeitalter hielten. Wenn einmal der griechiſche Geiſt ihren Nationalcharacter mildern ſollte, wie trefflich, daß jetzt, wo er kaum verpflanzt war, eine ſo lange, ihm günſtige, ruhige Regierung eintrat; und welches Glück dieſe Ruhe ſeines Königs für Aegypten, da die geringſte Bewegung zu Eroberungen in Aſien unvermeidlich den Sturm des Perſers Cyrus über das Land hätte bringen müſſen! — Mit einem Tribut kaufte es denſelben wahrſcheinlich ab; aber wenn nach dem Plan der Natur durch griechiſche Cultur ein allgemeineres Band zwiſchen den Nationen geſchlungen und ein ſchöneres Staatenverhältniß geſtiftet werden ſollte, ſo mußte die ägyptiſche Eigenthümlichkeit vielleicht erſt durch Härte noch mehr verdrängt werden, ehe der griechiſche Geiſt ſo viel Raum fand, als er haben ſollte; und dies geſchah durch die Perſer unmittelbar nach dem Tode des Amaſis, welcher ſo glücklich vier und vierzig Jahre regiert hatte.

Herod. II. 160—163. 169—182. Diod. I. 68. 95. Xenoph. Cyrop. l. 8. c. 6.

§. 20.

Die Urſachen, warum Cambyſes Aegypten bekriegte (J. d. W. 3459.), können ſo verſchieden geweſen ſeyn, als ſie angegeben werden; der vorzüglichſte Grund lag doch in dem Eroberungsſyſtem der perſiſchen Monarchen. Ein Verräther und Flüchtling, Phanes von Halicarnaß, Befehlshaber der griechiſchen Krieger in Aegypten, ſchilderte ihm nicht nur die ganze Lage des Reichs, ſondern gab ihm auch

den glücklich befolgten Rath, ſich mit den Arabern in ein freundſchaftliches Verhältniß zu ſetzen, um einen ſichern Durchzug durch ihr Land zu haben. Pſammenit, welchen der Sturm traf, der ſeinem Vater gedroht hatte, ſtand mit ſeinem Heere bei Peluſium und verlor die Schlacht, wiewohl die griechiſchen und cariſchen Krieger die Kinder ihres verrätheriſchen Anführers zwiſchen beiden Heeren geopfert und ihr Blut getrunken hatten. Die Eroberung von Memphis nach einer kurzen Belagerung vollendete die Unterjochung Aegyptens. Iſt es wahr, daß Cambyſes ſich das Eindringen erleichtert habe, indem er ſolche Thiere, welche die Aegypter anbeteten, vor ſein Heer ſtellte, ſo kann man nicht leugnen, daß die Perſer die ägyptiſche Religion eben ſo gut zu ihrem Vortheile zu gebrauchen wußten, als ſie dieſelbe haßten. Hiezu entflammte ſie freilich der ſo ganz verſchiedenartige Geiſt des Magismus, aber auch die Politik, denn nur auf den Ruinen der ägyptiſchen Religion und Prieſterkaſte konnten ſie ihre Herrſchaft feſt gründen. So geduldig auch die Aegypter waren, mußte ihre Anhänglichkeit an den alten einheimiſchen Einrichtungen ſie gegen eine Regierung wie die perſiſche bewaffnen; aber der Druck unter Cambyſes raubte ihnen ſo allen Muth, daß ſie erſt gegen das Ende der Regierung des Darius, deſſen Milde ſie wieder aufgerichtet hatte, einen Verſuch wagten, das perſiſche Joch abzuwerfen. Xerxes ſtrafte ſie dafür und machte dies Joch wieder drückender. Sie wagten einen zweiten Aufſtand unter der Regierung des Artaxerxes Longimanus, angeführt von dem lybi-

ſchen König Inarus, welchen ſie auf ihren Thron geru⸗ fen hatten. Auch dieſer Kampf wäre wohl bald geendigt geweſen, wenn nicht athenienſiſche Hülfe den Ausgang deſ⸗ ſelben einige Jahre hindurch ungewiß gemacht hätte. Zu⸗ letzt ward er doch zum Vortheil der Perſer entſchieden, und Inarus ſtarb zu Suſa am Kreuze. Nur Amyrtäus, wahrſcheinlich ein Sprößling der ſaitiſchen Alleinherrſcher, trotzte der perſiſchen Macht in den ſumpfigen Gegenden Aegyptens, und reizte ſeine Landsleute zu einer dritten Em⸗ pörung unter Darius Nothus; und wann wollten ſie ihre Freiheit erringen, wenn ſie es nicht jetzt thaten, da die Erſchütterung der perſiſchen Macht durch die Griechen ſich in immer größeren Riſſen zeigte? Pauſiris, der Sohn des Amyrtäus, beſtieg wahrſcheinlich in Abhän⸗ gigkeit von den Perſern den ägyptiſchen Thron; aber dieſer konnte unmöglich ruhig ſtehen, da einmal die ganze Ver⸗ faſſung, auf welcher er ſtehen mußte, aus dem Gleichge⸗ wicht gehoben war. Die Pharaonen wurden in den Wir⸗ bel, der jetzt über die Welt kam und die Ankunft Ale⸗ xanders von Macedonien verkündigte, mit fortgeriſſen; unterſtützt von den Griechen kriegten ſie ſtets mit den Per⸗ ſern, und ließen ſich in Bündniſſe mit den benachbarten Staaten gegen ſie ein. Der letzte von ihnen, Nectane⸗ bus, war vergebens durch das Heer des lacedämoniſchen Königs Ageſilaus gegen einheimiſche Nebenbuhler auf dem Thron erhalten, er mußte vor Artaxerxes Ochus nach Aethiopien entfliehen, und nun blieb Aegypten, bar⸗ bariſch behandelt wie unter Cambyſes, eine perſiſche

Provinz, bis Alexander an den Gränzen deſſelben erſchien.

Herod. III. 1. etc. VII. 1, 7. Diod. I. 95. XV. 92. 93. Thucyd. I. 104. 109. 110. Plutarchi Agesil. ed. Hutten. Vol. 4. p. 127—132.

§. 21.

Ohne allen Widerſtand zog Alexander in Aegypten ein (J. d. W. 3652.), denn wie wollten die Perſer gegen ihn ein Land behaupten, deſſen Einwohner ihn als ihren Erretter empfingen? Noch Artaxerxes Ochus hatte den Gott Apis erſchlagen, und der Macedonier brachte zu Memphis dieſem ägyptiſchen Gott Opfer, wie den griechiſchen Göttern. Oeffentliche Spiele verherrlichten ſeine Gegenwart, unterdeſſen er eine Idee ausführte, welche allein ſeinen Ruhm auf die Nachwelt bringen konnte. Er erbaute an der canopiſchen Mündung des Nils die Stadt Alexandrien, deren Schickſal es bald verrieth, daß der Blick des Genies ihr Stäte gewählt hatte. Zwiſchen drei Welttheilen lag ſie da in ſtolzer Pracht an dem mittelländiſchen Meere, über welches von jeher unſere Cultur gleichſam hin- und herzog; eine geſunde friſche Luft gab ihren Einwohnern Luſt zu jedem Gewerbe, treffliche Einrichtungen beförderten ihren Handel, und große Privilegien zogen fremde Kaufleute her; der Landhandel Aſiens und Africas ward durch ihre Seefahrer über die Meere fortgeführt. Sidon war ſchon früher gefallen, Tyrus unmittelbar vorher von Alexander zerſtört, Carthago in einen gefahrvollen

Krieg verwickelt; Aegypten blieb ruhig, als in den übrigen Provinzen der zerſplitterten macedoniſchen Monarchie Stürme über Stürme wütheten; ſo ward Alexandrien durch den Zeitpunct, in welchen ſeine Blüthe fiel, begünſtigt wie durch ſeine Lage und den freien griechiſchen Geiſt ſeiner Einrichtungen. Es war einige Zeit der Mittelpunct der Cultur, und lange die Herrſcherin im Welthandel.

Alexander's kurzer Aufenthalt in Aegypten wurde auch ſehr wohlthätig durch ſeine Einrichtung der Regierung. Zum eigentlichen Statthalter nahm er einen Eingebornen, der aber wohl nur Civilgewalt hatte, denn die militäriſche Macht war unter mehrere macedoniſche, von einander gänzlich unabhängige Befehlshaber in den feſten Plätzen vertheilt. So ſicherte der Eroberer ſich dieſe Provinz ſowohl gegen die Einheimiſchen und ſeine eigenen Untergebenen; verhinderte aber auch jenen Druck, der unvermeidlich war, wenn ein Ausländer, unbekannt mit ägyptiſchen Sitten und Geſetzen, die bürgerliche Macht hätte in Händen gehabt.

Dieſer wohlthätigen Staatsverwaltung unter Alexander ſchließt ſich die Regierung der drei erſten Ptolemäer vortrefflich an. Nach der Zerſplitterung des macedoniſchen Reichs herrſchte Ptolemäus, der Sohn des Lagus, anfänglich unter dem Namen eines Statthalters, dann als König über Aegypten, welches nun in den letzten Zeiten ſeiner Selbſtſtändigkeit, wie im früheſten Alterthum ein

Treibhaus der Cultur ſeyn mußte. Alexandrien, welches der Sitz des Welthandels und Wohnort des Hofes war, wurde auch der Zufluchtsort griechiſcher Cultur, die ſich zur förmlichen Gelehrſamkeit umbildete. Ptolemäus begünſtigte die Literatur über alles. Er ſtiftete die große alexandriniſche Bibliothek, die unter ſeinen Nachfolgern vermehrt ward, und verſammelte eine Geſellſchaft von griechiſchen Gelehrten in ſeiner Hauptſtadt. Sie ward freilich zu einer ägyptiſchen Kaſte; das regſame Leben des Handels und der Gewinnſucht an den öffentlichen Plätzen Alexandriens konnte freilich nicht, wie der gewaltige Geiſt des öffentlichen Lebens in den griechiſchen Staaten, den Künſten einen hohen Schwung geben, und der Beifall eines Hofes dem Künſtler keine Begeiſterung einflößen, wie der Beifall jauchzende Kunſtſinn des atheniensiſchen Volks ſie einſt hervorbrachte; aber Feinheit der Critik verbunden mit gründlicher Gelehrſamkeit kam empor durch den gelehrten Orden unter den Ptolemäern, und Verbreitung der griechiſchen Cultur über die Welt, welche für den Plan der Natur durchaus nothwendig war, konnte gerade durch einen ſolchen Zunftgeiſt am beſten bewirkt werden. Wer wollte darüber nicht gern vergeſſen, daß Geſchmackloſigkeit und Aberwitz, die von gelehrten Zünften unzertrennlich zu ſeyn ſcheinen, ſich auch hier erblicken ließen? Welche Betriebſamkeit mußte in das ganze literariſche Weſen kommen, da mercantiliſche Beſchäftigungen mit demſelben vereint wurden! Wie ſehr mußte ſich Cultur allein durch eine Claſſe von Menſchen verbreiten, die Abſchreiber, welche nun erſt

ſichern Unterhalt hatten; und wie wohlthätig für die Menſchheit es werden, daß in dem Eifer des ägyptiſchen Hofes für die Gelehrſamkeit die Nachahmungsſucht der kleinen Mächte ein Beiſpiel fand!

Wie ein gebildeter Krieger lebte Ptolemäus in edler Einfalt auf dem Thron, obgleich ſeine Herrſchaft ſich über Phönicien, Arabien, Aethiopien, Libyen u. ſ. w. erſtreckte, und nachdem er vierzig Jahre hindurch glücklich regiert hatte, krönte er ſeine Wohlthaten gegen Aegypten damit, daß er den vorzüglichſten ſeiner Söhne, Ptolemäus Philadelphus, zu ſeinem Nachfolger ernannte. Traurig iſt es, daß ſchon unter dieſem Liebe für die Wiſſenſchaften und Einfalt der Sitten nicht mehr vereinigt blieben, ſondern zu jener ſich Ueppigkeit und Weichlichkeit geſellten, traurig daß er ſchon den Keim des Verderbens in ſeine Familie brachte, indem er durch ſeine Vermählung mit ſeiner Schweſter Arſinoe ein Beiſpiel gab, welches ſeine Nachfolger nur zu ſehr nachahmten, um durch frühe Lüſternheit der Begierden ſchon ihre Jugendkraft zu vergiften. Sein Sohn Ptolemäus Evergetes benutzte den unter der friedlichen väterlichen Regierung gehäuften Reichthum zu Eroberungen, und brachte auf ſeinem erſten Zuge ägyptiſche Götterbilder, die von den Perſern weggenommen waren, nach Aegypten aus Syrien zurück. Daß man ihm deshalb den Namen des Wohlthäters gab, beweiſt, daß die Eingebornen noch der Religion der Väter ſehr anhingen. Allein er war in jeder Hinſicht der

letzte ägyptiſche König, der auf den Namen eines Wohlthäters noch einigermaßen Anſpruch machen konnte; die übrigen thaten nichts, als daß ſie ſich im Gewebe der Laſter und Lüſte immer mehr verwickelten.

Strabo XVII. p. 1143. Theocrit. Idyll. XVII.

§. 22.

Bald nach Ptolemäus Evergetes miſchten ſich auch ſchon die Römer in die ägyptiſchen Angelegenheiten; und da auch unter ihnen das Sittenverderbniß nicht lange nachher überhand nahm; ſo wird die Geſchichte Aegyptens durch ihre Einmiſchung ein noch ſchauderhafteres Gemälde von Laſtern. Der größte Barbar unter den Ptolemäern war Physcon, deſſen Blutgier doch die gute Folge hatte, daß die Gelehrten aus Alexandrien flohen und ihre Kenntniſſe unter mehrere Nationen verbreiteten. Sein Enkel, Ptolemäus Auletes, ſcheint in jeder Rückſicht das Vorbild von Nero geweſen zu ſeyn. Grauſam und wollüſtig, wie dieſer, ſetzte er ſeinen Ruhm darin, daß er bei öffentlichen Spielen um den Preis im Flötenblaſen wetteifern konnte. Er tanzte gern in weiblicher Kleidung und auf die Weiſe, wie man am Feſte des Bacchus tanzte. Er hatte befohlen, daß ſein älteſter Sohn Ptolemäus und ſeine älteſte Tochter Cleopatra ſich mit einander vermählen und zuſammen regieren ſollten. Ein Eunuch, Pothin, beherrſchte den jungen König, und ſuchte Cleopatra von der Herrſchaft zu verdrängen. Dieſe ſtand bei Peluſium mit einem Heere gegen ihren Bruder, als der Flüchtling

Pompejus nach der pharſaliſchen Schlacht an der ägyptiſchen Küſte erſchien. Er war Beſchützer des letzten Königs geweſen und war Vormund des gegenwärtigen; aber der Hofmeiſter deſſelben, Theodot, und Pothin nebſt dem Feldherrn Achillas hielten es für rathſam, den großen Flüchtling ermorden zu laſſen. Die beiden letzteren wurden nachher bei Cäſars Anweſenheit, jener aber von Brutus mit dem Tode beſtraft. Der Beſieger des Pompejus und dadurch König der Könige ſpielte den Schiedsrichter zwiſchen den ſtreitenden Parthien; aber wie konnte er bei ſeinem Hange zur Wolluſt noch ein unpartheiiſches richterliches Gewiſſen haben, da die ſchöne Cleopatra ſich in einen Teppich gewickelt in ſein Zimmer tragen ließ, und die Nacht hindurch bei ihm verweilte? Schon am nächſten Morgen mußte Ptolemäus das Urtheil hören, daß er ſeine Schweſter auf Bedingungen, welche ſie vorgeſchrieben hätte, zur Mitregentin annehmen ſollte. In dem Kriege, welcher nun von neuem ausbrach, kam Ptolemäus um, indem er im Nil ertrank, und leider ward durch ſeine Flammen ein großer Theil der alexandriniſchen Bibliothek verzehrt, zum unerſetzlichen Verluſt für die Menſchheit. Es iſt ein kleinmüthiger Gedanke, womit man ſich tröſten will, daß ſich nämlich deſſen ungeachtet noch Denkmäler des Alterthums genug erhalten haben, um uns das Studium deſſelben zu erſchweren. Welcher mühſelige Fleiß iſt aufgewandt worden, der gänzlich unnöthig geweſen wäre, wenn wir noch mehr Schätze des Alterthums beſäßen! Wer kann Enthuſiasmus für die Wiſſenſchaften fühlen, der um ein

einziges verlornes Blatt eines trefflichen Schriftſtellers nicht klagte; und wer ein Studium zweckmäßig treiben, der zu viele gute Vorarbeiter in demſelben findet?

Cleopatra erhielt nach dem Tod ihres Bruders die Krone, und mußte nach Cäſars Willen ihren zweiten Bruder, einen Knaben von eilf Jahren, heirathen, welchen ſie aber bald vergiftete. Als ihr großer Liebhaber in Rom gefallen war, erklärte ſie ſich, wie man erwarten konnte, für die Rächer deſſelben; nur einige ihrer Statthalter ſollen den Caſſius unterſtützt haben, und deshalb forderte ſie Antonius, welcher nach der Schlacht bei Philippi über Aſien herrſchte, vor ſeinem Richterſtuhl, um ſein Urtheil von ihren ſchönen Lippen zu hören. Sie kam in der Geſtalt der Göttin Cythere in einem prächtigen Schiffe den Cydnus herauf nach Tarſus. Jungfrauen, welche Nereiden und die Grazien vorſtellten, Jünglinge, wie Liebesgötter ſchön, umgaben ihr Ruhebette; die Ruder ſchlugen harmoniſch zu den lieblichſten Melodien, zum ſanften Klang der Flöten und Harfen; ein ſüßer Duft wehte von dem Schiffe nach dem Ufer hin. Antonius wurde auf dem Markt, wo er zu Gericht ſaß, von allen verlaſſen; ſie liefen hin, um Cythere auf dem Cydnus zu ſehen, welche gekommen ſey, um den Gott Dionyſos in dem römiſchen Triumphir zu beſuchen. Cleopatra's Schönheit, Anmuth, hohe Geiſtesbildung und Schlauheit bezauberten ihn unwiderſtehlich. Auf ihr Bitten ließ er ſogleich ihre Schweſter Arſinoe im Heiligthume zu Milet ermor-

den; durch ſie in Aegypten gefeſſelt vergaß er der Weltherrſchaft und der Gefahr, die in Rom ihm drohte, mißhandelte er ſeine edle Gemahlin Octavia, und gab ihrem ſchleichenden Bruder einen einigermaßen gerechten Vorwand, ihn zu ſtürzen. Mit welchen Augen die Aegypter wohl eine ſolche Verſchwendung und Ueppigkeit ihrer Königin ſahen, worin ſie mit Antonius ſiegreich wetteiferte; mit welchen Gedanken ſie ſich wohl der Regeln erinnerten, wodurch die alten Pharaonen gefeſſelt waren, wenn die beiden Liebenden zur Nachtzeit in Alexandrien umherſchwärmten und die Einwohner weckten! Die Schlacht bei Actium (31 J. v. Chr.) entſchied auch Aegyptens Schickſal, weil Cleopatra ihren Geliebten verrieth. Welche Scene, da der blutende Antonius von ihr und ihren Sclavinnen an dem Grabgebäude beim Tempel der Iſis hinaufgewunden wird, um in ihren Armen zu ſterben; und welcher Contraſt im Leben der beiden Liebenden zwiſchen Römergröße und Wolluſt auf der einen, und griechiſcher Lüſternheit auf der andern Seite, die in dem warmen engen Aegypten ſo üppig gediehen iſt! Eitelkeit führte die Königin zu einem heroiſchen Tode, als Octavius ſie im Triumph aufführen wollte; die weniger friſche Blüthe ihrer Reize war wohl nicht Schuld daran, daß ſie auf dieſen Römer nicht wirkte, denn welcher Zauber hätte den kalten Ehrgeiz deſſelben verführen können? Cleopatra's Leben war die volle Glorie ſinnlicher und geiſtiger Cultur, und um dieſe weit zu verbreiten, müſſen weltbeherrſchende Römer vom Glanze derſelben bezaubert werden; aber es

war auch zugleich ein ſchreckliches Beiſpiel, wohin auch noch ſo hohe ſinnliche und geiſtige Cultur führt, wenn die ſittliche von ihr entfernt iſt. Schon längſt war Aegypten mit ſeinen Eigenthümlichkeiten ein Spiel fremder Denkart geweſen, als es von Octavius zu einer römiſchen Provinz gemacht ward (30 J. v. C.). Ein Präfectus Auguſtalis herrſchte nun über dies ſo oft angeſtaunte Königreich.

Plutarch. C. Julius Caesar. pag. 416 etc. Antonius p. 93 etc.

Geſchichte der Iſraeliten.

§. 1.

Paläſtina war ein Land, welches durch keine Eigenheiten einen Geſetzgeber zwang, ein Staatsgebäude in ihm zu errichten, welches nur ſeiner Localbeſchaffenheit angemeſſen war. In ihm herrſchte die ſchönſte Abwechſelung von Ebenen, Thälern und Bergen, von Strömen und kleineren Flüſſen und Bächen; die Viehzucht konnte ſein herrſchender Nahrungszweig werden, aber auch der Ackerbau; und wenn ſeinen Bewohnern beides nicht gefiel, ſo war ihre Lage zum Seehandel vortrefflich, ihre Wälder gaben ihnen reichlich Holz zum Schiffbau, und außer dem Ueberfluß an gewöhnlichen Producten hatte ihnen die Natur noch Seltenheiten zu einer ergiebigen Handelsquelle geſchenkt. In Hinſicht auf die großen Reiche Aſiens hinter ihnen hätten ſie gleiche Vortheile mit den phöniciſchen Handelsſtaaten gehabt.

Welche mannichfaltige Bildung mußte ihre Natur ihrem Geiſt geben! Die wunderbaren Seen des Landes,

der Strom Jordan, welcher eine große Ebene ſtolz durchſchnitt, öfters durch die Wälder ſeines Ufers ſich dem Auge entzog, und in ihnen, wie in ſeinem hohen Schilfe, furchtbare wilde Thiere beherbergte, die verſchiedenen Gebirge, unter welchen der Libanus durch ſein Amphitheater von Bergen eine Abwechſelung von Korngefilden und dornbewachſenen Felſen, einem ewigen Frühlingsgrün und über demſelben unwirthbaren Schnee darbot, die mineraliſchen Quellen, die unterirdiſchen Höhlen, welchen Schwung mußten alle dieſe Gegenſtände der Phantaſie geben? Der Anblick der Unfruchtbarkeit neben einer verſchwenderiſchen Natur mußte den Menſchen zur Induſtrie aufrufen. Sie lebte auch unter den alten Iſraeliten, denn ſelbſt felſichte Anhöhen bedeckten ſie mit Erde und zwangen ihnen Fruchtbarkeit ab; auch erhob ſich früh ihre Phantaſie auf den Flügeln der Dichtkunſt; aber es lag nicht im Plane der Natur, daß ſich hier ein Künſtlervolk bilden ſollte; auch keine handelnde Nation ſollte hier emporkommen, durch benachbarte Staaten errichte ſie ſchon für die Menſchheit, was durch den Handel aus dieſen Gegenden bewirkt werden ſollte.

Was ſich am ſchwerſten und nie ganz in dieſem Lande vollenden ließ, wollte ſie hier ausführen, nämlich eine Verfaſſung, die ein Volk, welches hier im Zuſammenhange mit ſo vielen Nationen lebte, von allen losriß, und ein Religionsſyſtem, in welchem nur Eine Gottheit mitten unter ſo vielen benachbarten Göttern herrſchte, ſollten hier

errichtet werden; politiſche Ideen, die einer Verfaſſung nachgeahmt ſind, welche ſo ſtark das Gepräge von Localeigenheiten trägt, ſellten dem Staate eines Landes zum Grunde liegen, welches am wenigſten ſolche Eigenthümlichkeiten vertragen konnte. Aber Staaten, welche eine Nation von der übrigen Menſchheit losreißen wollen, ſind da an ihrem Orte, wo ſie ihren Zweck nie ganz erfüllen können; und von Paläſtina aus konnte, als das Weltverhängniß es mit ſich brachte, die Idee von Einem Gott am leichteſten verbreitet werden.

§. 2.

Von den vielen Nomadenhorden, die in Meſopotamien umherirrten, ſchied ſich im J. d. W. 2022. die Abrahamshorde, und ging über den Euphrat. Sie ließ ſich auf den unbeſetzten Wieſen am Jordan nieder; Abraham hieß bei den benachbarten Völkern Eber, der jenſeits Hergekommene. Die iſraelitiſche Geſchichte ſchildert ihn als den Liebling ſeines Gottes, der, ohne eine beſtimmte Geſtalt zu haben, ihm auf mancherlei Weiſe ſeine Gegenwart andeutet, und ihm gern als ein Wanderer erſcheint, weil der Nomade eine ſeiner vornehmſten Tugenden, Gaſtfreundſchaft, auszuüben dadurch Gelegenheit fand. So ausgebreitet auch ſchon ſeine Beſitzungen waren, ſtieg doch die Macht der Horde, als ſein Sohn Iſaac und Enkel Jacob an der Spitze derſelben ſtanden; ſo wie aber die Horde an Menſchenzahl und Macht zunimmt, kommen in ihrer Geſchichte auch immer unſittlichere Züge vor (J. d. W. 2237.).

Als das Unglück und Glück Joſeph's zur Folge hatte, daß ſeine Familie nach Aegypten in das Land Goſen verpflanzt wurde, trugen mehrere Urſachen dazu bei, daß die Hebräer in einem fremden Staat ihre alte Denkart behielten. Die Horde aus Canaan zerſtreute ſich nicht in verſchiedene Gegenden, ſondern blieb als ein beſonderer Stamm zuſammen; und wiewohl ihr Joſeph am Hofe vergöttert ward, ſo konnte der Gedanke an dieſen deſpotiſchen Miniſter, der nun den Character ganz entwickelte, welchen er als verzärtelter Knabe und Angeber ſeiner Brüder verrieth, unmöglich dazu dienen, ſeine Landsleute bei der Nation beliebt zu machen, und noch weniger die Verachtung aufheben, in welcher ſie ſchon als Hirten bei derſelben ſtanden. Ihre große Fruchtbarkeit machte ſie bald den Einheimiſchen gefährlich, und reizte dieſelben zum Drucke, welcher unbeſchreiblich bei einer Veränderung ſtieg, welche mit dem Throne vorging. Selbſt als das Glück der Iſraeliten noch blühte in Aegypten, vergaßen ſie nicht ihrer Heimath; der alte Jacob hatte auf ſeinem Sterbebette verlangt, daß man ſeine Leiche nach Canaan bringen ſollte, und der ſterbende Joſeph hatte ſeinen Brüdern geſagt, daß ihr Gott ſein Volk in das Land ihrer Väter zurückführen werde, und man deshalb ſeinen Leichnam an einem ſolchen Orte beiſetzen ſollte, von welchem man ihn leicht beim Auszuge mit ſich nehmen könnte. Daß Nomaden auch im Glück ihrer Heimath nicht vergeſſen, läßt ſich erwarten; aber im Unglück ward es Bedürfniß für die Iſraeliten, ſich durch Sagen vom Lande ihrer freien Väter und

von der Zukunft zu tröſten, weil die Gegenwart ſie mit einem ſchweren Joche belaſtete.

Als der grauſame Befehl des eiferſüchtigen Deſpotismus kam, daß jeder neugeborne hebräiſche Knabe von ſeinen Aeltern im Nil erſäuft werden ſollte, und königliche Beamte mit ausgezeichneter Härte über die Vollziehung dieſes Befehls wachten: da war es Zeit zum Auszuge, wenn nicht die Verheißung jener Sagen zu Schanden werden ſollte. Aber woher Muth für ein ſo unterdrücktes, trotziges und verzagtes Volk zu einem Aufbruch, zu welchem man die Erlaubniß mit den Waffen erkämpfen mußte und deſſen glückliches Ende man gleichfalls nur durch dieſelben erhalten konnte? Ein großer Mann konnte ihm nur dieſen Muth geben, und das Zaubermittel, deſſen er ſich dazu bediente, mußten jene Sagen ſeyn.

§. 3.

Eine zärtliche Mutter, die an einen Mann aus dem Geſchlechte Levis verheirathet war, ſetzte ihren ſchönen Knaben, welchen ſie eine Zeitlang verborgen hatte, in einem kleinen Schiffe von Papierſtaude hart am Ufer des Nils aus, wo viel Sari wuchs. Hier fand ihn die Königstochter, und ſeine Schweſter, welche hier auf ſein Schickſal gewartet hatte, mußte eine hebräiſche Frau holen, welche ihn ſäugen ſollte. Sie holte die Mutter, die nun ihren Sohn unter dem Schutze der Königstochter ſicher erzog.

Als er heranwuchs, brachte ſie ihn zu derſelben; Moſes genannt, wuchs er auf ihrem Palaſt.

So ward es ihm möglich, iſraelitiſche Denkart und ägyptiſche Cultur in ſich zu vereinigen; die frühen Eindrücke des Nationalſinnes, welche er im Umgange mit einer zärtlichen Mutter erhielt, blieben ſeinem Geiſte unverloren. Liebe für ſein Volk und jenen Zug großer Seelen, daß Unrecht, welches andern zugefügt wird, ſie empört, verräth die Handlung, welche die erſte Veranlaſſung ſeiner nachherigen erhabenen Rolle iſt. Er ſah, wie ein Iſraelit von einem Aegypter gemißhandelt ward, und erſchlug dieſen. Seine That blieb nicht unverborgen; um ſein Leben zu retten, entfloh er in das Land Midian. Er half den Töchtern eines dortigen Prieſters ihre Schafe tränken, ward in das Haus derſelben gerufen und Gemahl einer der Töchter.

In dem felſichten Arabien treibt er die Heerde ſeines Schwiegervaters Jethro; verloren ſcheint nun eine Bildung zu ſeyn, die ihn über ein ſolches Geſchäft erhebt, verloren die Kraft ſeines Geiſtes. Das Elend ſeines Volks mußte ihn in der Einſamkeit ſtets beſchäftigen, wahrſcheinlich erhielt er von Zeit zu Zeit noch Nachrichten von demſelben, und zu dem Wunſch ſeiner großen Seele, Befreier deſſelben ſeyn zu können, geſellte ſich die Begierde, für die Verfolgung, die er hatte leiden müſſen, ſich zu rächen; mit welcher Innigkeit er daher die Sagen der Väter und den Gedanken an ihren Gott ergreifen mußte! Was Wunder,

wenn er in der Natur ihn erblickte, wenn die Phantaſie ihn ſah in den Dornbüſchen, welche am Berg in der Abendröthe verklärt daſtanden? Sie brannten und verbrannten nicht; wunderbar erſchien Jehovah hier in ihrer Verherrlichung. Und worauf konnte dieſe Erſcheinung deuten, als auf die Erfüllung des einzigen Wunſches, den Moſes hatte? was konnte ſie ihm ſagen, als: „Ich werde es ſeyn," nämlich der Gott der Väter, der Erretter vom Drangſal!

So ſehr er von den Geſichten ſeiner Einbildungskraft erfüllt iſt, entgehen ihm die Schwierigkeiten nicht, die mit einer ſolchen Sendung verknüpft ſind, aber die Mittel ſie zu beſiegen, eben ſo wenig. Die Größe ſeines eignen Geiſtes iſt der Gott, der ihn leitet; aber er vertraut nicht auf ſie, ſondern auf ein höheres Weſen, und wird dadurch noch größer. Dies hindert ihn aber nicht, jede Kraft, die in ihm iſt, zu gebrauchen; Selbſtgefühl und frommes Vertrauen auf höhern Schutz, kalte Beſonnenheit und Enthuſiasmus, der faſt Schwärmerei wird, ſind in ihm vereinigt.

Moſes II. 2. 3. 4.

§. 4.

Daß Moſes im Lande Midian nicht ohne alle Verbindung mit ſeinem Volke geweſen ſey, erhellt aus der Nachricht, die ſein Bruder von ihm hatte, welcher ihm bei ſeiner Rückkehr nach Aegypten entgegen kam. Aaron handelte

nun mit ihm nach einem Plane, und ſie riefen bei ihrer Ankunft ſogleich alle Aelteſten des iſraelitiſchen Volks zuſammen, um ſeinen niedergedrückten Geiſt durch die Verheißung des väterlichen Gottes aufzurichten und für ihre Abſicht zu begeiſtern. Der Glaube an die nahe Erfüllung alter Sagen wurde gern von Menſchen aufgenommen, die einzig vom Himmel noch Muth hernehmen konnten; aber kaum ward das bisherige Elend durch die erſte Verwendung ihrer beiden Repräſentanten bei dem Könige noch drückender, ſo herrſchte wieder Verzagtheit und Trotz unter ihnen. Nur nach vielem Unglück, welches Aegypten traf, und den gebeugten Pharao auf den Gedanken brachte, der Gott der Iſraeliten ſtrafe ihn durch dieſe Plagen, ward es ihnen erlaubt, nach der väterlichen Heimath zurückzuziehen.

Einige wenige Einrichtungen machte Moſes ſchon jetzt, um ſeine künftige Geſetzgebung vorzubereiten. Durch die Einſetzung des Paſſah knüpfte er ſein Volk noch mehr aneinander, damit ſich alle Stämme als ein Ganzes betrachteten; durch verſchiedene kleine Ceremonien verband er daſſelbe inniger mit Jehovah, und durch ſtrenges Halten an die Beſchneidung trennte er es früh von andern Völkern, welches für ſeinen Plan durchaus nothwendig war.

In Haufen von Funfzig abgetheilt, zogen die Iſraeliten unter Moſes Anführung weg, nicht aber auf dem nächſten Wege durch die Landenge bei Peluſium, ſondern durch die wüſte Gegend am arabiſchen Meerbuſen. Der

Heerführer wußte, wie unkriegeriſch das Volk war, und auf jenem Wege hätte es ſogleich zu Gefechten mit den Philiſtern kommen müſſen. In dem Feuer, das vor dieſem wie überhaupt vor großen orientaliſchen Zügen vorausgetragen ward, und wenn es in der Finſterniß der Nacht hell leuchtete, am Tage mehr einer Wolke glich, glaubten die Iſraeliten den väterlichen Gott voranziehen zu ſehen; aber ſie verloren doch allen Muth, als ſie die Aegypter hinter ſich erblickten, die entweder von dem Gott der Hebräer eine ſchlechte Meinung bekommen hatten, oder dieſe von ihm irre geführt glaubten, weil ſie ſolche Wege einſchlugen. Waren in Aegypten keine Gräber, daß du uns wegführen mußteſt, in der Wüſte zu ſterben? fragte der Zug murrend ſeinen Anführer. Dieſer kannte durch ſeinen langen Aufenthalt am arabiſchen Meerbuſen die Zeiten ſeiner Ebbe und Fluth nebſt den Eigenheiten derſelben, und ließ, als jene eintrat, die Iſraeliten in der Nacht hinüberziehen; die Aegypter täuſchte er dadurch, daß nun das Feuer hinter dem Zuge getragen wurde, und als ſie den Betrug merkten, war die Zeit der zurücktretenden Fluth nahe, ſo daß bei der Verfolgung der Iſraeliten das Heer nebſt dem Pharao im Meer umkam.

Der Gedanke an eine wunderbare Errettung in früheſter Jugend mußte dem Geiſte des Anführers einen begeiſternden Schwung geben; und dieſe letzte Begebenheit mußte auch das verzagteſte Volk, wenn es einmal dem Schutz eines höhern Weſens nur einigermaaßen ſich anvertraut hatte, ſehr

erheben. Moſes war ein ſo trefflicher Dichter, als Anführer. Welches Volk, das orientaliſche Phantaſie beſitzt, konnte ſo kleinmüthig ſeyn, daß ein ſolcher Geſang, wie nun erſcholl, indem die ägyptiſchen Leichen ans Ufer getrieben wurden, ihm durch die Einbildungskraft nicht Muth gegeben hätte? (J. d. W. 2668.)

Moſes II. 4—15. Diodor. ecl. 34. ſtimmt mit den moſaiſchen Nachrichten überein. Er ſagt, die Iſraeliten wären von den Aegyptern vertrieben; aber dies erzählen nicht nur auswärtige Schriftſteller, ſondern Moſes ſelbſt.

§. 5.

Ein Glück war es für Moſes, daß die Iſraeliten in dem erſten Gefechte auf ihrem Zuge, nämlich mit den Amalekitern, den Sieg erhielten, und ihn ſeinem Gebete zum Nationalgott zuſchrieben. Als Repräſentant deſſelben war er nun alles in allem; ſelbſt die richterliche Gewalt über das ganze Volk war in ſeinen Händen, wiewohl die vielen Geſchäfte, welche von Verwaltung derſelben unzertrennlich waren, ihn bald zwangen, aus den erfahrenſten und redlichſten Männern Richter zu wählen, ſo daß nur wichtige Rechtshändel an ihn ſelbſt gelangten. So hatten die Iſraeliten ſchon einigermaaßen eine Staatseinrichtung, als der Zeitpunct der Geſetzgebung kam.

Am erſten Tage des dritten Monats langten ſie in der Wüſte Sinai an. Hier war die feierliche Gegend, wo er als Hirt im Lande Midian ſich ſeinen großen Plan zur

Befreiung ſeines Volks gebildet, wo er ſich öfters von ſeiner Ausſicht in die Zukunft begeiſtert gefühlt, und die Herrlichkeit ſeines Gottes geſehen hatte. Auf dem Berge Sinai mußte der vornehmſte Wohnſitz deſſelben ſeyn, und Moſes als Repräſentant ſeiner Nation ging zu ihm, unterdeß die Iſraeliten dem Berge gegenüber gelagert waren. Er brachte ihnen zwei Nachrichten zurück, die man ſchon vorher hätte wiſſen können, daß ſie nämlich das Eigenthum Jehovahs ſeyn ſollten, denn ohne dieſen Glauben war es nicht möglich, ihnen Nationalexiſtenz zu geben, und daß ſie ein königliches Prieſterthum ausmachen ſollten; denn Moſes kannte keine andere Staatsverfaſſung als die ägyptiſche, und mußte deren Character zum Grunde bei ſeiner Schöpfung legen.

Jedes ſeiner Gebote bringt er unmittelbar von Jehovah; mit welcher Klugheit wußte er ſein Volk an dieſe ſeine einzige Stütze zu binden! Nach einer neuen Unterredung gebot er ihm, ſich zu reinigen und zu heiligen, denn ſein Gott wolle ihm erſcheinen. Dieſe ganze Vorbereitungsceremonie war wiederum ägyptiſch; denn höchſte Reinlichkeit war in Aegypten durchaus nothwendig, und die Polizei der Religion mußte ſie einführen. Zugleich machte er bekannt, daß Todesſtrafe darauf ſtehe, wenn jemand ſich erkühnen würde, den Berg hinanzuſteigen, wenn Jehovah erſchiene. Es kam ſehr viel darauf an, daß der erſte Eindruck ſeiner Erſcheinung und der Geſetzgebung ſo feierlich war, wie nur irgend möglich. Als an einem Morgen ein fürchterliches

Gewitter ſich hin und herzog am Sinai, der mit Wolken bedeckt war, als die Seiten deſſelben rauchten vom Gewölk, und in dem Donner eine Poſaune tönte, da führte er ſein Volk gegen den Berg, welches er aber durch ein Gehege von demſelben geſchieden, wozu er mehrere Gründe hatte. Nur er ging den Sinai hinauf, und holte nachher, auf Jehovahs Befehl, ſeinen Bruder Aaron und einige andere zu ſich herauf. Die ganze feierliche Scene wirkte auch ſo auf die Iſraeliten, daß ſie Moſes ſelbſt mit Zittern baten, er ſollte nur reden mit ihrem Gott, ſie wollten gern gehorchen; er möchte ihn nicht mit ihnen reden laſſen, damit ſie nicht ſtürben.

Es hat große Schwierigkeiten, den Geſichtspunct zu treffen, aus welchem Moſes ſelbſt jedes ſeiner Geſetze betrachtete, und es wird unmöglich, ſobald man ſeine Ideen über den ägyptiſchen Staat nicht geläutert hat. Manche Verordnung ward nur gemacht, um einem momentanen Bedürfniß abzuhelfen, und leidet alſo gar keine Vergleichung mit dem Geiſte des Ganzen; manches Geſetz, das der Nachwelt als moſaiſch überliefert ward, iſt nicht von Moſes; der ſpätere Geſetzgeber brauchte den Namen deſſelben, um ſeinem Werke Anſehen zu verſchaffen; zu dem Schatz, der einmal da war, ſammelte man alles Uebrige. Doch kann man ziemlich ſicher die beiden Grundideen auffinden, welche Moſes als die Pfeiler ſeines Staatsgebäudes betrachtete, nämlich: die verſchiedenen iſraelitiſchen Stämme müſſen zu Einem unzertrennlichen Volke werden, welches

Muth zur Nationalexiſtenz vom Himmel erhält; und um dieſe zu ſichern, muß es ſo ſtreng wie möglich von allen Völkern geſchieden werden.

Das Hauptmittel, um dieſe beiden Pfeiler des Staats zu errichten und feſt zu gründen, war die Idee von Einem Gott, dem mächtigſten Weſen, deſſen auserwähltes Volk die Hebräer ſind. Woher hatte Moſes, umringt von Völkern, die Polytheiſten waren, dieſen Begriff von Einem höchſten Weſen? Sicher nicht, wie man ſo oft behauptet hat, von der ägyptiſchen Prieſterkaſte, denn erſtens hatte ihn dieſe ohne Zweifel ſelbſt nicht, alle ihre Kenntniſſe, weit entfernt von der Speculation, gingen nur auf die Staatsverwaltung, in welcher die vielen Götter eine ſo große Rolle ſpielten, und zweitens gibt es keinen Beweis dafür, daß Moſes je zur Prieſterkaſte gehörte, denn dies folgt nicht, weil er im Palaſt der Königstochter erzogen ward, da die Könige ſelbſt wohl nicht in die Prieſterkaſte aufgenommen wurden, und ſicher nicht der Pharao aufgenommen war, unter welchem Moſes aufwuchs, wenn man annimmt, daß damals ein Geſchlecht von arabiſchen Hirtenkönigen auf dem ägyptiſchen Throne ſaß; ſeine naturhiſtoriſchen Kenntniſſe waren der Art, daß er ſie in den arabiſchen Wüſten ſo gut, wie von ägyptiſchen Prieſtern, hat lernen können; und hätte er ſie durch dieſe erlernt, ſo wäre es ihm ja bekannt geweſen, daß ſie in denſelben erfahren waren und ſeine geheimen Künſte ſogleich vor dem Pharao nachmachen konnten. Woher hatte er denn jenen Begriff?

Alles kommt bei Beantwortung dieſer Frage darauf an, daß man vorher beſtimmt, zu welcher Art von Göttern Jehovah gehörte. Theilt man dieſe nur in den Gott der Vernunft und die Götter für die äußern Sinne, ſo weiß man ihn nicht unterzubringen. Aber die Geſchichte mehrerer Völker lehrt uns, daß es in der Mitte von jenen noch Götter für die Phantaſie gibt, über welche die Vernunft kein Recht hat mit ihren abſtracten Begriffen, die aber für die äußern Sinne von keiner bildenden Kunſt und durch keinen Gegenſtand dürfen dargeſtellt werden. Der Art waren manche Götter der alten Deutſchen, und mancherlei Urſachen, vorzüglich aber Mangel an Kunſt, können bewirken, daß ein Volk ſich mit ſolchen Gottheiten begnügt.

Wenn nun Jehovah, der für die Phantaſie ſo oft geſchildert wird, zu dieſer Claſſe gehörte, warum hatten die Iſraeliten denn nicht mehrere ſolche Phantaſiegötter? Der Grund hiervon liegt darin, daß ſie alle von einer einzigen Familie, der Abrahamshorde, abſtammten, und zu früh ihrer Unabhängigkeit beraubt wurden, als daß ſie ſich unter mehreren Göttern Verfaſſungen hätten bilden können. Die Idee von Einem Gott für die Familie Tharah's geht durch die ganze Geſchichte der Patriarchen, und Abraham's Glück mußte den Gedanken, welchen jedes Volk ſo gern aufnahm, feſthalten, daß nämlich ſein Gott der mächtigſte unter allen Göttern ſey. Davon aber, daß er Alles erſchaffen habe, fand ſich vor Moſes keine Spur unter den

Ideen der Iſraeliten, davon wußte höchſt wahrſcheinlich auch er nichts, dieſer Glaube ward vielleicht erſt durch die Philoſophie anderer Völker in den Begriff von Jehovah hineingelegt, wiewohl es ſich leich begreifen läßt, daß auch der rohere Menſch ohne Speculation auf die Idee geräth, das mächtigſte Weſen, welches er kennt, habe alles hervorgebracht.

Wie ſchwer ward es dem Geſetzgeber, die Einheit ſeines Gottes ſeinem Volke tief einzuprägen und zu erhalten, wie ſchwer zu verhindern, daß man ſich nicht ein Bild von ihm für die äußern Sinne machte, und den Glauben zu befeſtigen, daß dieſer der mächtigſte der Götter ſey! Alles dies war durchaus nothwendig zur Nationalexiſtenz der Iſraeliten. Nur durch Vertrauen auf die Allmacht Jehovahs konnte ein ſo verzagtes Volk Muth zum unvermeidlichen Kriege bei der Eroberung Canaans erhalten; gab es mehrere Götter unter demſelben, ſo konnte es ſo leicht in mehrere Staaten zerfallen, wiewohl es vereint nur eine kleine Macht war; wurde ein Bild für die äußern Sinne von Jehovah gemacht, ſo war es wiederum leichter, daß man mehrere Götter bildete, als wenn er nur in der Phantaſie und Tradition ſein Daſeyn hatte. In den großen Erſcheinungen der Natur offenbarte er ſich, ohne daß man ſich eine beſtimmte Geſtalt von ihm dachte; deſto eher glaubte man an ſeine Allgegenwart, und verließ ſich deſto feſter auf ſeinen Schutz.

Mit der Verehrung Jehovahs hingen zwei Inſtitute zuſammen, welche gleichfalls viel dazu beitragen mußten, daß die Iſraeliten zu einem Ganzen vereinigt wurden, nämlich die Stiftshütte und die Nationalfeſte. Jene war der Nationaltempel, die Wohnung des Gottes aller Stämme, und daher ein ſinnliches Denkmal, daß ſie alle Ein Oberhaupt hätten, das ſie zu Einem Staat vereinigte. Im Allerheiligſten derſelben ſtand die Bundeslade, in welcher die zwei moſaiſchen Geſetztafeln lagen, gleichſam der Staatsvertrag zwiſchen dem Volk und dem unſichtbaren König, und neben ihr ward das ganze Geſetzbuch, von Moſes ſelbſt geſchrieben, als ein Heiligthum aufbewahrt.

An dem Orte, wo die Stiftshütte war, mußten die Iſraeliten zu den drei hohen Feſten zuſammenkommen. Das Paſſafeſt war zum Andenken des Ausganges aus Aegypten gefeiert, und begann mit einer Opfermahlzeit; die Erſtlinge der reifen Aehren wurden am zweiten Tage dieſes Feſtes, das ſieben Tage dauerte, dem Nationalgotte dargebracht. Ungefähr ſieben Wochen nachher, da in allen Gegenden Paläſtina's die Aerndte geendigt war, beging man das Pfingſtfeſt gleichfalls ſieben volle Tage hindurch; Dank für die Aerndte machte ſeine Eigenthümlichkeit aus; die Erſtlinge des von friſchem Korn gebacknen Brodes waren die Opfergabe. Das Laubhüttenfeſt hatte außer den ſieben eigenthümlichen Feiertagen noch einen achten als Zugabe; man freute ſich an ihm der Gnade Jehovahs in der Obſt- und Weinleſe. Es mußte unbeſchreiblich viel Anmuth ha-

ben, denn das Volk lebte, ſo lange es dauerte, in Hütten, die von Laubwerk geflochten waren.

Alle Mannsperſonen aus dem ganzen Volke ſollten an dieſen drei Feſten vor Jehovah erſcheinen an dem Orte, welchen er ſich erwählt hat, wo die Stiftshütte ſeyn wird; und mit dem Hausvater ſollte auch ſeine ganze Familie Freudenmahlzeiten halten.

Mit dem Begehen dieſer Feſte ſcheinen freilich große Schwierigkeiten verknüpft geweſen zu ſeyn. Wie ſollten auch nur alle Mannsperſonen, wenn die übrige Familie ſie auch nicht begleitete, an dem Orte der Stiftshütte, welcher Jeruſalem ward, Platz finden? und wie durfte man das übrige Land ſo von Schutz entblößt laſſen, daß ſich das ganze männliche Geſchlecht in der Hauptſtadt verſammeln konnte? Wenn man auf dieſe Fragen antwortet: die Iſraeliten lebten unter Gezelten in der Gegend umher an dieſen hohen Feſttagen, ſo muß man, ohne dazu berechtigt zu ſeyn, einen großen unbewohnten Raum in der Gegend der Hauptſtadt annehmen, welcher ein ganzes Volk faſſen konnte, und zu beſtimmten Zeiten mußten ſie doch in der Stadt ſelbſt gegenwärtig ſeyn, da auf die Abweſenheit einer Mannsperſon ohne Noth die Strafe der Ausrottung ſtand; die zweite Frage bliebe aber noch gänzlich unbeantwortet. Beide Schwierigkeiten werden durch eine Vermuthung gehoben, zu welcher die Nachricht führt, daß nach dem Genuß der Opfermahlzeit der Iſraelit, ohne alle Feſt-

tage abzuwarten, wieder wegreiſen durfte. Sie beſteht nämlich darin, daß man annimmt, die Iſraeliten wären in verſchiedenen Haufen zu verſchiedenen Zeiten, nur binnen den ſieben oder acht Feſttagen, zur Stiftshütte gezogen. Auf die Weiſe war Raum genug an dem auserwählten Ort, und das Land hatte immer Vertheidiger in allen Gegenden; die Feſttage, die man in der Heimath zubrachte, konnte man hier feiern, oder ſie gingen hin mit der Reiſe zur Stiftshütte und der Rückreiſe. Auch darf man nicht vorausſetzen, daß jene Gebote ſo ſtreng ſind erfüllt worden, zumal da ſie auf dem Zuge gegeben wurden, und man das moſaiſche Geſetz nie ganz in Canaan befolgte.

Deſſen ungeachtet müſſen dieſe Nationalfeſte ſehr viel dazu beigetragen haben, Einheit der Religion und des Staates zu erhalten. Unter Geſang, Tanz und bei frohen Gaſtmahlen prägte die Freude den Iſraeliten das Gefühl ein, daß ſie alle Einen Gott hatten, wurden Feindſchaften vertilgt, die verſchiedene Stämme oder auch Glieder deſſelben Stammes aus der Heimath mit ſich gebracht hatten, ward durch die Liebe ein Band zwiſchen Jünglingen und Jungfrauen aus entfernteren Gegenden geſchlungen, welches Familien aus verſchiedenen Stämmen und zugleich dieſe an einander knüpfte. Solche Nationalfeſte waren eines der ſchönſten Mittel, deren ſich die alten Geſetzgeber zur Belebung des Staats bedienten. Die neueren haben ſie vernachläſſigt, denn ſie können nur da Statt finden, wo der Staatsbürger mehr gilt, als der Unterthan.

Noch wirkſamer als dieſe Einrichtungen, die iſraelitiſchen Familien zu einem feſten Ganzen zu verbinden, war wohl das Verhältniß, welches Moſes zwiſchen dem levitiſchen und den übrigen Stämmen ſchuf. Es war mit der höchſten Klugheit und Schonung der Individualität ſeines Volks den Eigenthümlichkeiten der ägyptiſchen Prieſterkaſte nachgebildet. Dieſe hatte ſich leicht nach ihrer wahrſcheinlichen Entſtehungsart über das übrige Volk erheben können; aber wie ſollte unter den iſraelitiſchen Stämmen, die ſich einander völlig gleich an Rechten und Cultur waren, einer vor den andern als das auserwählte Eigenthum Jehovahs emporkommen, zumal da Moſes den ſeinigen, auf welchen er ſich am meiſten verlaſſen konnte, dazu wählen wollte, und doch der Stamm Ruben's, als des Erſtgebornen, weit eher darauf Anſpruch machen konnte?

Ein großer Schritt zur Erhebung der Leviten war ſchon dadurch geſchehen, daß Moſes ſeinen Bruder Aaron vom erſten Anfang an als den Prieſter des Nationalgottes handeln ließ. Dadurch hatte er wenigſtens es eingeleitet, daß das eigentliche Prieſterthum bei einer Familie erblich werden konnte, wie in Aegypten die Stellen der Oberprieſter bei beſtimmten Familien erblich waren. Sobald dies geſchehen war, konnte ſich der Stamm Levi über die übrigen Stämme um ſo leichter erheben, je mehr das Beiſpiel Aegyptens wirken mußte, wo die Claſſe von Menſchen, zu welcher die Diener der Götter gehörten, den mächtigſten Stand ausmachte. Am meiſten mußte aber dazu, daß die

Leviten wirklich die gebildete Claſſe, welche alle Aemter des Staates bekleidete, unter dem iſraelitiſchen Volk wurden, folgende Einrichtung von Moſes beitragen. Die ägyptiſchen Prieſter hatten ihr großes Anſehen beſonders ihrem Grundeigenthum zu danken. Es wäre ſehr unpolitiſch geweſen, auch die Leviten zu den vorzüglichſten Grundbeſitzern machen zu wollen, denn gewiß wäre alle Nationaleinheit auf immer unmöglich gemacht worden, ſobald bei Austheilung des Bodens man ſich irgend eine Ungleichheit erlaubt hätte. Zugleich trat die Schwierigkeit ein, daß die Familien, welche der Religion und der Staatsverwaltung geweiht werden ſollten, keine Ackerbauern zur Beſtellung ihres Feldes, wie in Aegypten, haben konnten. Dieſer Klippe entging Moſes, und gewann außerordentlich für ſeine Abſicht, indem er die Leviten von allem Grundeigenthum ausſchloß. Nun konnten ſie für alle Stämme vertheilt werden, und nun war nichts billiger, als daß ſie von denſelben für die Dienſte, welche ſie dem Staat leiſteten, unterhalten wurden. An Cultur mußten ſie nach einer ſolchen Einrichtung den übrigen Iſraeliten bald zuvoreilen, und indem ſie in allen Gegenden unter ihnen zerſtreut lebten, ſchlang ſich durch ihre Verbindung unter einander ein Band durch den ganzen Staat, wodurch alle Stämme zuſammengehalten wurden, zumal da die ganze Staatsverwaltung durch ſie beſorgt ward. Nur ſie beſaßen Fähigkeit und Muße zu den Aemtern, welche ihr Eigenthum wurden, wie ſie in Aegypten das Eigenthum der Prieſter waren.

Moſes II. 19. 25—27. III. 23. 8. IV. 3. 4. 8. (5—26.) 18.

§. 6.

Auf eine ſo planmäßige, alle Verhältniſſe berechnende Weiſe ſorgte Moſes dafür, ſein Volk nach den verſchiedenen Stämmen zu Einem unzertrennlichen Staat zu verbinden und zu einer Nationalexiſtenz hinzuführen, deren letztes Band an den Himmel ſelbſt geknüpft war. Wenn er nun zur Sicherung derſelben die Idee von einem Gott, dem mächtigſten Weſen, deſſen auserwähltes Volk die Hebräer ſind, vorzüglich benutzte, ſo dienten die vornehmſten Mittel, die er ſonſt für die Erhaltung der Nationalexiſtenz der Iſraeliten in ſeine Geſetzgebung niederlegte, auch wieder zum Schutz für den Nationalgott.

Der zweite Pfeiler ſeines ganzen Staatsgebäudes war die Maxime, die Hebräer müſſen ſo ſtreng wie möglich von allen Völkern geſchieden werden.

Die erſte durchaus nothwendige Maaßregel in dieſer Hinſicht war das Gebot einer gänzlichen Vertilgung aller Völker im Lande der Väter, die man beim Einzuge in daſſelbe antreffen würde; nur die es gutwillig verlaſſen, ſollen geſchont werden. Hier zu fragen, welches Recht Moſes zu einem ſolchen Befehl hatte, iſt eben ſo unnöthig, als die Frage, welches Recht die Iſraeliten an das Land Canaan hatten? Die Eroberung von dieſem und die gänzliche Reinigung deſſelben von ſeinen gegenwärtigen Einwohnern war nothwendig, wenn der Staat von Moſes geſtiftet werden ſollte, und in dieſer Nothwendigkeit lag das Recht,

wiewohl der Umſtand, daß die Vorfahren der Iſraeliten einſt Canaan beſetzt hatten, die Gräber derſelben von den jetzigen Beſitzern immer heilig gehalten waren, und dadurch auch von ihnen es angedeutet ſchien, daß ſie wußten, die Hebräer hatten ihre Anſprüche auf das Land nicht aufgegeben, in den Gedanken von Nomaden ein Rechtsgrund geweſen ſeyn mag, und die Canaaniter ſelbſt durch ihr Betragen die harten Maaßregeln mögen entſchuldigt haben.

In ſo vieler Hinſicht waren die gegenwärtigen Bewohner von Paläſtina den Iſraeliten gleich an Denkart und Sitten, Nomaden wie ſie und urſprünglich mit ihnen erzogen in Gegenden und unter einem Himmel von derſelben Beſchaffenheit. Nur war der Verkehr zwiſchen ihren verſchiedenen Horden und die Ausbildung und Mittheilung ihrer Familienreligionen Veranlaſſung zu verderbteren Sitten geworden, als ſie unter den Iſraeliten möglich geweſen, da ſie ſo früh aus allen Verbindungen in Aſien herausgeriſſen wurden. Wegen jener urſprünglichen Aehnlichkeit aber mußte Moſes deſto mehr fürchten, daß die ſchrecklichen Sitten und die Götter der Canaaniter, ſobald ſie nicht gänzlich außer Verkehr mit ſeinem Volk geſetzt wurden, ſich demſelben mittheilten, und dann war ſeine ganze Nationalexiſtenz und ſein beſſeres Daſeyn verloren, zu welchem es den Keim in Aegypten erhalten hatte.

Bei jeder Gelegenheit wird der Befehl zur gänzlichen Vertilgung der Canaaniter wiederholt, und der Geſetzgeber

erwähnt in ſeiner Beſorgniß, daß man ihn nicht buchſtäblich erfüllen möchte, ſogar der verſchiedenen Weiſe, wie man zu einer Verbindung mit ihnen könnte verleitet werden. Die Furcht vor dem religiöſen Cultus derſelben ragt immer hervor, und darum befiehlt er, daß das Land nicht nur von ihnen gereinigt werden ſolle, ſondern daß auch alle Denkmale von ihnen zerſtört werden müſſen.

Nur wenn dieſes erſte Mittel, Ausrottung der Bewohner Paläſtina's, ganz angewendet wurde, konnte das zweite, welches Moſes brauchen wollte, um ſein Volk von den übrigen Nationen zu trennen, entſcheidend dafür wirken. Er machte nämlich den Ackerbau zur Grundlage des ganzen Staates. Wenn jede Familie der Iſraeliten ihr Grundeigenthum erhielt, von deſſen Anbau ſie ſich ernähren konnte, ſo fiel alle Verſuchung zum Verkehr mit andern Völkern und zu einem herumſtreifenden Leben hinweg, welches zu fremden Eigenthümlichkeiten locken konnte. Die Einfalt der Sitten, welche durch die Lebensart der Ackerbauern erhalten werden mußte, erforderte keine andere Lebensarten in einem ſolchen Grade, daß ſie mit jener um den Rang der herrſchenden wetteifern konnten. Die Leibeigenen der Landeigenthümer, bisweilen auch der ärmere freie Mann ſelbſt und die durch den Ackerbau nicht genug beſchäftigten Söhne einer zahlreichen Familie beſchäftigten ſich mit der Arbeit der Handwerker, und ſollte einmal größere Kunſt nöthig ſeyn, ſo fand man ſie in den nahen phöniciſchen Handelsſtaaten. Auch gab es für die Iſraeliten

Gelegenheit genug, für den Ueberfluß, welchen ihr fruchtbares Land ihnen darbieten mußte, von andern Nationen Gewinn zu ziehen, ohne der Zerrüttung ausgeſetzt zu ſeyn, welche der Handel nothwendig in das ganze Syſtem von Moſes gebracht hätte. Niemand nimmt ſo leicht einen allgemeinen Character an, als der Kaufmann; ſein Geſchäft macht ihn mit allen Nationen vertraut, lehrt ihn, ſein Vaterland zu vergeſſen. Freilich läßt ſich dagegen einwenden, daß beim Anfang eines größern auswärtigen Handels der Einfluß der Völker auf einander, weil ſie alle noch ſo wenig gebildet waren, von keiner Bedeutung geweſen ſey, und das vornehmſte handelnde Volk, die Phönicier, ſeine Individualität immer ſtrenge beibehalten habe; allein gerade der Verkehr der Iſraeliten mit dieſen war die gefährlichſte Klippe für den moſaiſchen Plan, und er bezog ſich auf ſo ganz eigenthümliche Anſichten, welche durchaus durch den Handel zum Theil verwiſcht werden mußten. Von den andern Völkern dieſer Zeit haben wir gar nicht ſo genaue Nachrichten, daß wir behaupten könnten, der Handel habe auf ſie nicht dieſe feineren Wirkungen gehabt, und wahrſcheinlich war durch dieſelben an ihnen auch nicht ſo viel zu verderben. Ein Glück war es daher für Moſes, daß der Zug der Caravanen von Aſien nach Africa durch Paläſtina ging, und die Einwohner von dieſem gleichſam ihre Factoren in ihnen hatten. Was aber den Verkehr unter den Iſraeliten ſelbſt betraf, ſo konnte es nicht fehlen, daß durch die drei großen Nationalfeſte Meſſen entſtanden,

welche um ſo angeſehener werden mußten, da die ganze Nation zu ihnen zuſammenſtrömte.

So war der Geſetzgeber ſo glücklich, durch den Ackerbau als einzige Lebensart ſeines Volkes, den nothwendigen Vortheil zu gewinnen, welchen Aegypten ſchon durch ſeine Lage hatte, durch welche es von der übrigen Welt abgeriſſen war. Die Bewohner dieſes Landes waren theils ſchon wegen dieſes Umſtandes, da die Natur ihr iſolirtes Leben begünſtigte, theils deshalb einer geringern Gefahr durch den Handel ausgeſetzt, weil bei ihnen nur die Prieſterkaſte die beſtimmte Anſicht der bürgerlichen Verhältniſſe ſich ſorgfältig zu erhalten brauchte. Bei den Iſraeliten hingegen war ſie ein nothwendiges Eigenthum aller Familien, und leichter auch deshalb zu verlieren, weil ſie einen reinern, höhern Character hatte, als die politiſchen Ideen jener Kaſte. Wie viel ſchwerer war es, den Nationalgott, von welchem nur die Phantaſie ein Bild hatte, rein von allen fremden Begriffen zu erhalten, als die ägyptiſchen Götter, welche den gröbſten ſinnlichen Eindruck machten?

Durch die Einrichtung, daß jede Familie ihr beſtimmtes Grundeigenthum erhielt, hatte Moſes ſchon verhindert, daß nicht leicht ein Iſraelit ſich in fremden Ländern niederließ, aber auch ſchon das dritte Mittel vorbereitet, wodurch er ſein Volk von aller Vermiſchung mit andern Nationen rein erhalten wollte, daß er es nämlich Fremden äußerſt ſchwer machte, das iſraelitiſche Bürgerrecht zu erhalten.

Dies war ihnen nach der ganzen bürgerlichen Ordnung wohl nicht möglich, wenn ſie nicht Grundeigenthum im Gebiet des Staates ſich erwarben, und nach der einmal vorgenommenen Austheilung deſſelben konnten ſie es nur auf eine doppelte Weiſe, daß ſie entweder die Erbin eines Ackers heiratheten, oder von den unbebauten Gegenden an der einen Seite des Jordans ein Stück cultivirten. In dieſer Schwierigkeit bei Erlangung des Rechtes, ſich zur Gemeine Jehovahs zu zählen, ſah der Geſetzgeber noch nicht Sicherheit genug, ſondern er fügte noch ausdrücklich hinzu, daß die Ammoniter und Moabiter nimmermehr das Bürgerrecht erlangen ſollten, weil ſie auf dem Zuge durch die Wüſte ſich ſehr feindſelig gegen die Iſraeliten betragen hatten, mehr aber wohl deshalb, weil ſie reich an ausgezeichneten Propheten waren, die er über alles für ſein Syſtem fürchten mußte. Dagegen durften Edomiter und Aegypter, wenn ſchon ihre Großväter in Paläſtina gelebt und ſich nach iſraelitiſcher Denkart bequemt hatten, mit dem vollen Bürgerrecht beſchenkt werden. Da ſie offenbar als begünſtigte Völker behandelt werden, weil ſie einen Staat hatten, der auf Ackerbau einigermaaßen gegründet war, ſo mußten Fremdlinge von andern Nationen ohne Zweifel noch eine längere Reihe von halbiſraelitiſchen Vorfahren anführen können, ehe ſie als Bürger Jehovahs aufgenommen wurden.

Endlich beſtimmte der Geſetzgeber ſogleich die Gränzen, über welche der iſraelitiſche Staat nie hinausgehen ſollte,

damit nicht, wenn je ein großer Eroberer aus ſeiner Mitte hervorgehen möchte, die Nationalexiſtenz der Iſraeliten verloren ginge, indem ihr Land zum Theil eines mächtigen Reiches würde. Die weſtliche Gränze ſollte das mittelländiſche Meer ſeyn; wären Inſeln auch noch ſo nahe geweſen, ſo erlaubte es die Natur des moſaiſchen Syſtems nicht, daß die Iſraeliten ſie in Beſitz genommen hätten. Ein Aufenthalt auf ihnen hätte ſo leicht zur Schifffahrt reizen und die ganze Denkart erweitern können; es war ſchon genug, daß der Jordan die Stämme theilen mußte; Moſes hätte gern durch Wüſten und Berge ſein Volk eingeſchloſſen. Bis zum Meer aber mußte es ſich erſtrecken, denn ſeine Gränze war nicht geſichert, wenn die Küſte nicht von ihm beſetzt war; der Natur Paläſtina's nach konnte ein Feind, welcher einmal gelandet war, ohne Schwierigkeit nördlich her bis an den Jordan vorrücken.

Unten ward Paläſtina dann weſtlich von Aegypten begränzt, einer Nachbarſchaft, welche der Geſetzgeber gern ſah, denn immerhin war von den Aegyptern doch am wenigſten zu fürchten, daß ſie in Eroberungen ſich ausbreiteten, und durch ihre Sitten konnte der Character ſeines Syſtems am wenigſten verdorben werden, zumal da ſie ſo wenig zur Geſelligkeit geſchaffen waren. Aber nach der öſtlichen Seite hin war die ſüdliche Gränze, welche Moſes für ſein Volk beſtimmte, nicht ſo ſicher und feſt. Mit den cultivirten Edomitern wollte er gern den Frieden erhalten die übrigen räuberiſchen arabiſchen Völker mußten hier

weggetrieben werden. Solche Horden konnten jeden Augenblick durch die Gegenwehr, welche ſie nöthig machten, das Gedeihen der zarten Keime von Jehovahs Geſetzgebung verhindern. Sicher aber dachte Moſes bei Beſtimmung des arabiſchen Meerbuſens zur ſüdlichen Gränze nicht daran, daß ſeine Iſraeliten Beſitz von den Häfen an demſelben nehmen ſollten. Dies hätte durchaus gegen ſeine Ideen geſtritten, denn die Lage eines Volkes, welches den arabiſchen Meerbuſen und einen Theil der Küſte des mittelländiſchen Meeres beherrſcht hätte, wäre zu verführeriſch geweſen, als daß es nicht Seehandel hätte anfangen ſollen.

Auf der Morgenſeite des Jordans war das Land zur Viehzucht bequem, aber auch nie ſo geachtet, vom Geſetzgeber nicht ſo für ſeinen Plan berechnet, als das jenſeitige Land. Darum gab er auch zu, daß ſich die Iſraeliten öſtlich bis an den Euphrat ausbreiten durften; der Stamm ſeines Staates war jenſeits in Sicherheit gebracht. Auch waren die Völkerſchaften, mit welchen man deshalb in Krieg gerathen konnte, nicht ſehr zu fürchten und ein ſo großer Strom, wie der Euphrat, gab eine prächtige natürliche Gränze. Nördlich hatten die Gebirgketten freilich Gränzen gezogen; aber Moſes ſuchte auch hier genaue Beſtimmungen hinzuzufügen. Die ſyriſchen Staaten waren hier furchtbare Nachbarn.

Zuletzt noch ſorgte Moſes durch viele Geſetze dafür, daß die Iſraeliten ſo manche wirklich drückende Gebräuche

und Sitten erhielten, wodurch ſie auch wider ihren Willen vom lebhaften Verkehr mit andern Nationen zurückgehalten wurden. Vorzüglich durch dieſe Anordnungen, welche das feinſte Geäder des Lebens ergriffen, bildete ſich jene ſcharfe Nationalindividualität, welche die Iſraeliten troz den Stürmen, wodurch ihr Staat vernichtet wurde, in allen Gegenden der Erde zerſtreut und abhängig vom einſchmeichelnden Umgang mit den ungleichartigſten Menſchen, durch die Gewalt ſo vieler Jahrhunderte nicht verloren haben.

Moſes II. 23 (31—33.). 34 (12—13.). IV. 33 (51—56.). V. 7 (1—5.). 20 (16—18.). V. 23 (2—9.). I. 15 (18—21.). II. 17. IV. 32. 34.

§. 7.

So hatte Moſes die beiden Grundpfeiler ſeines Gebäudes errichtet, immer mit ſtrenger Hinſicht auf die ägyptiſche Verfaſſung, aber auch mit weiſer Berechnung der großen Verſchiedenheit zwiſchen der Entſtehung des iſraelitiſchen Staates und des ägyptiſchen Reiches. Eine bewundernswürdige Conſequenz, die nur einem ſo genialiſchen Geiſte und nach ſolchen Erfahrungen, als er ſich geſammelt hatte, möglich war, iſt unverkennbar in dem ganzen Entwurf und den einzelnen Theilen ſeines Planes.

Unter den Urſachen, welche ihn zwangen von den ägyptiſchen Ideen abzuweichen, und eine edlere, freiere Verfaſſung zu bilden, war die wichtigſte die Gleichheit zwiſchen den Iſraeliten und das große Anſehen, welches die Häupter

von Stämmen und die Hausväter bei den Nachkommen der Abrahamshorde beſaßen. Dieſes mußte er ſchonen, und troß aller Macht, welche er den Leviten in der Staatsverwaltung eingeräumt hatte, mußte er zugeben, daß Repräſentanten des Volkes gehört wurden, und neben jenen Sitz und Stimme auf dem Landtag hatten. Wahrſcheinlich erhielten ſie nicht für jedes Geſchäft einen beſondern Auftrag, ſondern handelten, einmal bevollmächtigt, nach Gutdünken zum Beſten des Volks. Obgleich die Geburt anfänglich die Veranlaſſung zu einer ſolchen Repräſentation war und das Recht des Repräſentanten verlieh, ſo ſcheint doch nachher die Wahl einer gewiſſen Zahl von Staatsbürgern den Repräſentanten beſtimmt zu haben.

Außerdem waren Richter und Schreiber auf dem Landtage, jene erſt von Moſes eingeſetzt, dieſe ſchon Beamte der Iſraeliten während ihres Aufenthaltes in Aegypten, und vorzüglich deshalb von großer Wichtigkeit, weil ſie gleichſam das Regiſter über die ganze Nation hielten und Archivare für die Genealogien waren, worauf nach der ganzen Ordnung des Staates ſo viel ankam. Sowohl die Richter als Schreiber wurden dem Geiſt der moſaiſchen Geſetze gemäß aus dem Stamm der Leviten genommen; nur dieſe beſaßen die Kenntniſſe und die Zeit, welche zu den Geſchäften derſelben erfordert wurden.

Moſes IV. 1 (16.). V. 29 (9.). V. 16 (18—20.).

§. 8.

Durch das Anſehen der Häupter von Stämmen und Familien war es möglich geworden, daß jeder Stamm einen kleinen Staat für ſich bildete. So entſtand einigermaaßen ein democratiſcher Bund von freien Landeigenthümern, und in mancherlei unwichtigeren Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens mochten dieſe Staaten immerhin von einander abweichen, wenn ſie nur dem allgemeinen Geſetze der Iſraeliten nicht widerſprachen. Durch dieſes, durch den gemeinſchaftlichen Nationalgott, ihren allgemeinen Character, durch die Leviten und ſo viele Inſtitute blieben ſie doch immer Ein Staat, keine Republik, ſondern Eine Monarchie. Man hat die Verfaſſung der Stämme mit dem ganzen iſraelitiſchen Staate verwechſelt, wenn man behauptete, Moſes habe nach einer democratiſchen Form geſtrebt; es that ihm wehe genug, daß er ſich gezwungen ſah, etwas von ihr in ſeine Geſetzgebung einfließen zu laſſen.

So lange die Iſraeliten noch auf dem Zuge nach Paläſtina waren, hatten ſie in dem Hauptanführer eine allgemeine Obrigkeit, aber ein beſtändiger, nothwendiger Beherrſcher der ganzen Nation war der Fürſt der Leviten, der hohe Prieſter, welchem ſich ſelbſt der oberſte Feldherr unterworfen ſah. Von aller ausgezeichneten Macht, welche der Levitenſtamm beſaß, war er der Mittelpunct. Dennoch war er nur ein Stellvertreter des eigentlichen Oberhauptes der ganzen Nation, denn feierlich hatte dieſe mit dem Gott der Väter, dem mächtigſten Weſen, den Vertrag geſchloſſen,

nach welchem er ihr König war; auch ward er als Herr des Landes betrachtet, von welchem alle Grundbeſitzer ihre Aecker gleichſam nur als Lehen erhalten hatten; ein ewiger Verkauf derſelben war deshalb unerlaubt. An ihn mußte das ganze Daſeyn des Volkes geknüpft werden, und als ſein Repräſentant die Familie von Moſes den Staat lenken. Nur war noch immer zu fürchten, daß plötzlich die Iſraeliten einen ſichtbaren König verlangen möchten. Wiewohl eine ſolche Forderung nach ihrem Staatsrecht eine wahre Empörung war, ſo konnte die Erinnerung an Aegypten, mit deſſen Verfaſſung die ihrige ja ſo große Aehnlichkeit hatte, und das Beiſpiel der benachbarten Völker, zumal wenn dieſe unter ihren Königen ſiegreich gegen ſie ſeyn ſollten, ſo leicht den ungeſtümen Wunſch nach einem ſichtbaren König erwecken. Auf dieſen Fall machte Moſes ſchon vorher Beſtimmungen, wodurch die Verwandlung eines oberſten Heerführers in den König ſo wenig als möglich dem Gott Jehovah und der hohenprieſterlichen Familie nachtheilig ſeyn würde.

Die nothwendigſte Beſtimmung war, daß kein Ausländer zum König gewählt werden ſollte, und faſt eben ſo nothwendig in jener Hinſicht ſchien es zu ſeyn, daß die Wahl deſſelben nicht vom ganzen Volk, ſondern von den Leviten abhinge, oder, was eben ſo viel heißt, vom Willen Jehovahs, welcher alſo immer der höchſte blieb, auf welchen man bei jeder Unternehmung ſchauen mußte. Auf die Weiſe ſtand ſchon, wie in Aegypten, der König unter der

Aufſicht der Prieſter, noch mehr aber deshalb, weil es ihm zur ſtrengſten Pflicht gemacht wurde, gänzlich nach dem moſaiſchen Geſetze zu regieren, und ſein ganzes Leben hindurch in demſelben zu forſchen; der oberſte Ausleger davon war der hohe Prieſter, und vom Exemplar der Prieſter aus dem Stamm Levi mußte die königliche Abſchrift gemacht werden, damit ja keine Verfälſchung mit ihr vorgehe. Wich er von dem moſaiſchen Geſetz ab, ſo lag in der Conſtitution ſelbſt das Recht des Volkes zur Empörung; das Reich ſollte alsdann bei ihm und ſeinen Nachkommen nicht lange verbleiben. Moſes wollte alſo wohl ein beſchränktes Königthum, nicht aber ein ſolches Wahlreich, daß immer der einzelne König gewählt und der Thron nicht an Familien vergeben werde. Es mußte den Prieſtern auch viel leichter werden, einen Monarchen nach Gefallen zu zähmen, welchen ſie von Kindheit an bilden konnten, als einen Mann, der ſich plötzlich auf den Thron verſetzt ſah.

Außerdem glaubte Moſes noch als Capitulationspuncte vorſchreiben zu müſſen, erſtens: daß der König keine große Reuterei halten ſollte, denn in den vielen gebirgichten Gegenden Paläſtinas konnte ſie von keinem vorzüglichen Gebrauch ſeyn, und an der Seite, wo die arabiſchen Wüſten waren, hatte man nicht zu fürchten, Reuterei gegen feindliche Reuterei brauchen zu müſſen, da dieſe wenigſtens nicht mit großer Macht durch die Wüſten aus Mangel an Lebensmitteln ſich wagen durfte. Alſo konnte ein König der Iſraeliten einzig aus Eroberungsabſichten, welche dem

moſaiſchen Syſtem ſo gänzlich entgegen waren, auf den Gedanken kommen, daß er eine beträchtliche Cavallerie unterhalten wolle. Außerdem konnte das Volk, für welches der Ackerbau doch immer das wichtigſte bleiben mußte, ſich dadurch verleiten laſſen, auf Viehzucht beſonders wieder zu achten, oder gar das Land Goſen in Beſitz nehmen zu wollen, wo die Pferdezucht vortrefflich war.

Zweitens wollte Moſes nicht, daß ein König der Iſraeliten viele Frauen habe. Wiewohl Vielweiberei bis zu einem gewiſſen Punct überhaupt unter ihnen erlaubt war, ſo braucht hier nicht die Rede von einer außerordentlichen Anzahl von Weibern zu ſeyn. Bei den Bürgern des Staats konnte nämlich Vielweiberei nicht ſo gefährlich werden für den Nationalgott und alles, was mit ihm ſo enge verbunden war, als bei dem König. Nahm dieſer in ein zahlreiches Serail mehrere Ausländerinnen auf, ſo konnten ſie ihn leicht von Jehovah abwendig machen. Dieſe Furcht war es auch, wodurch Moſes zu jenem Verbote bewogen wurde, und wie ſehr hat die Zukunft ſeine Beſorgniß gerechtfertigt?

Drittens ſuchte er zu verhindern, daß die Könige zu viel Gold und Silber ſammelten. Dadurch wollte er durchaus nicht andeuten, daß keine öffentlichen Schätze geſammelt werden ſollten, die ein Eigenthum der ganzen Nation in die Stiftshütte niedergelegt wurden und alſo unter der Aufſicht der Prieſter waren; ſondern der Monarch ſollte

S 2

nicht einen zu großen Privatreichthum ſammeln. In der ägyptiſchen Geſchichte gab es Beiſpiele, daß er dadurch dem Prieſterthum gefährlich werden und eine außerordentliche Macht erlangen konnte. Ueberdies ward er dadurch unabhängiger von der ganzen Nation, und konnte vielleicht zu kriegeriſchen Zügen, zu welchen er dieſe, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, durch den Heerbann nicht aufbieten konnte, ſich fremde Krieger werben. Dann aber lief der Staat Gefahr, nicht nur in Eroberungskriege, welche gegen das moſaiſche Geſetz waren, verwickelt zu werden, ſondern der König konnte die Söldner auch zu einer Revolution im Innern vielleicht benutzen.

Moſes II. 19 (4. 5.). III. 25 (23.). V. 6 (20—24.). 33 (5.). V. 17 (14—20.).

§. 9.

Wenn Moſes den Staat, welchen er ſtiften wollte, mit dem trotzigen und verzagten Character ſeines Volkes verglich, ſo mußte ihn freilich das hohe Gefühl ergreifen, daß nur durch eine ſolche bürgerliche Verfaſſung einer ſolchen Nation eine neue Würde gegeben werden könne; aber nur ſein eignes reines Vertrauen auf den Gott der Väter konnte ſeiner Hoffnung neue Kraft verleihen, wenn die ganze Niedrigkeit des iſraelitiſchen Sinnes während des Zuges nach Paläſtina ſich ſo häufig in gefährlichen Ausbrüchen zeigte. Schon war man bis in die Nähe der Edomiter, alſo auch des verheißenen Landes vorgedrungen; da wurden zwölf Kundſchafter, Familienhäupter aus allen

Stämmen, in daſſelbe geſchickt. Sie bringen die köſtlichſten Früchte mit zurück, welche die Sehnſucht reizen; ſie machen, bis auf zwei, furchtbare Schilderungen von den ungeheuern Bewohnern des Landes, ihren großen Städten und den Höhlen, in welchen die Rieſen lebten; und die Iſraeliten denken wehklagend daran, einen andern Heerführer zu wählen und nach Aegypten zurückzukehren. Die Bitten ihres großen Geſetzgebers bringen ihn nur in Lebensgefahr; aber kaum macht er im Namen Jehovahs die Drohung bekannt, daß ſie alle in der Wüſte umkommen ſollten, fern vom Lande der Verheißung, ſo wollen ſie ungeſtüm nach demſelben vordringen. Ohne allen Sinn für menſchliche Größe und für kluge Plane können ſie nur durch die Strafe zu einem ſcheinbaren Muthe geweckt werden.

Weit gefährlicher noch, als ein ſolcher plötzlicher Aufſtand des ganzen Volkes, war für Moſes ein Sturm, zu welchem in der Conſtitution ſelbſt die Veranlaſſung war. Es ließ ſich erwarten, daß die Leviten, wenn auch die übrigen Stämme ihre Erhebung ruhig duldeten, ihre Eiferſucht gegen Aarons Familie nicht zähmen würden. Je näher ſie dem Nationalgotte ſtanden, deſto zerſtörender mußte ein Aufruhr von ihnen für die ganze Verfaſſung werden. Einer der nächſten Verwandten von Moſes, Korah, erhob ſich zuerſt gegen ihn und Aaron, und machte ihnen Vorwürfe, daß ſie ſich über die Gemeine Jehovahs erheben wollten. Drei Mißvergnügte aus dem Stamm Ruben, welche es

wahrſcheinlich nicht verſchmerzen konnten, daß die prieſterlichen Rechte, welche nach dem Rechte der Erſtgeburt dieſem gehörten, für ſie verloren ſeyn ſollten, geſellten ſich zuerſt zu dem Empörer, und zweihundert und funfzig Iſraeliten, die alle Beiſitzer des Landtages waren, vereinigten ſich mit ihnen. Vergebens rief der Geſetzgeber den Leviten zu, ob es nicht genug ſey, daß ſie den Dienſt beim Heiligthum verrichteten und die Aemter im ganzen Volk verwalteten, vergebens ſchalt er ſie Empörer gegen Jehovah ſelbſt. Im Namen deſſelben begann er eine ſchreckliche Rache. Wie aber auch der Untergang ſämmtlicher Aufrührer als eine unmittelbare Strafe Jehovahs von Moſes dargeſtellt, von der Geſchichte in ein heiliges Gewand gekleidet iſt, ſchalt doch die ganze Gemeine der Iſraeliten den Geſetzgeber und ſeinen Bruder die Mörder des Volkes Jehovahs. Da wäre es ein ſchwieriger Zeitpunct geweſen, als Aaron ſtarb und ſein Sohn Eleaſar ihm in der hohenprieſterlichen Würde folgen ſollte, wenn nicht die Iſraeliten nach einer ſtrafenden Begebenheit ſich am leichteſten hätten behandeln laſſen.

Moſes IV. 13. 14. IV. 16.

§. 10.

Auch Moſes kam nur bis zur Morgenſeite des Jordans; der Greis konnte die Geſchäfte nicht ferner verwalten. Noch einmal verkündigte er dem Volke die politiſche Wahrheit, daß es von Jehovah im jenſeitigen Lande geſegnet ſeyn werde, wenn es alle ſeine Gebote halte, aber bei

der Aufnahme irgend eines fremden Gottesdienſtes, den Verluſt Canaans und die Zerſtreuung nicht vermeiden könne. Himmel und Erde rief er zu Zeugen, daß er ihm Leben und Tod, Segen und Fluch an dieſem Tage vorgelegt habe. Er konnte mit Gewißheit vorausſehen, daß nur durch eine unverfälſchte Bewahrung der Idee vom Nationalgott die Iſraeliten eine feſte bürgerliche Ordnung, nur durch dieſe dauernden Sinn und Selbſtſtändigkeit des Characters erhalten konnten. Je conſequenter hingegen ſein ganzes Staatsſyſtem war, deſto drückender mußte es für die Nation werden, wenn es nicht bis auf ſeine kleinſten Fugen auf das gewiſſenhafteſte in Thätigkeit geſetzt wurde. Dies geſchah nie, konnte in dem Lande nicht geſchehen, wo es errichtet wurde, unter dem Gedränge von Völkern; aber deshalb ward es zum Character der Geſchichte der Iſraeliten, daß ſie in keinem Zeitalter das waren, was ſie als Kinder Jehovahs ſeyn ſollten; dieſe wurden der Rolle aufgeopfert, welche ſie in weltbürgerlicher Hinſicht ſpielen mußten. Selten wurden die Schwächen und die Unfähigkeit einer Nation, große Ideen in die Wirklichkeit einzuführen, ſo wohlthätig für das menſchliche Geſchlecht, als der geringe Sinn der Iſraeliten für die Entwürfe von Moſes und Jeſus.

Die Erſcheinung des letzten wirft erſt die volle Glorie auf das Leben von jenem, und durch dieſelbe rechtfertigt ſich gleichſam das Schickſal vor ihm, warum ſein Staat ſchon von ſeiner erſten Gründung an im Lande jenſeit des

Jordans eine Trümmer war. Die ängſtlichſte Ahnung hievon verbitterte ſeine letzten Tage. Nachdem er alle ſeine Geſetze in ein Buch geſchrieben, übergab er es den Leviten, welche die Bundeslade Jehovahs trugen, mit dem Befehl, daß alle ſieben Jahre am Laubhüttenfeſte die Geſetze vor dem ganzen Volke ſollten abgeleſen werden. Die letzten Stimmen, in welchen er ſeine große Seele aushaucht, erheben ſich ſtets von neuem mit furchtbarer Stärke, um durch Bitten, Klagen, Verheißungen, Drohungen, die Selbſtſtändigkeit der Iſraeliten zu beſchwören. Sein letztes Lied iſt der gewaltigſte Strom, der je ſeinem Geiſt entfloß; aber er wußte auch, daß es nie würde vergeſſen werden, und es ſollte als Zeuge auftreten, wenn Unglück wegen der Abweichung von ſeinen Geſetzen über Iſrael kam.

Von einem moabitiſchen Berge ſah er das ganze verheißne Land, und ſtarb. In einem Thale ward er begraben; ſein Grabmal ward ſpäterhin nicht entdeckt, aber die Zeichen ſeines Geiſtes werden nie in den Annalen der Menſchengeſchichte verloren gehen, und bei den wichtigſten Begebenheiten der neueſten Zeit wird man immer nach ihnen zurückſchlagen müſſen.

Moſes V. 29—34.

§. 11.

Es läßt ſich nicht beſtimmen, welche Stelle Moſes würde bekleidet haben, wenn er ſelbſt nach dem verheißenen Lande gekommen wäre; vielleicht hätte er das Amt eines

oberſten Feldherrn behalten; er war ja doch Alles in Allem auch ohne Namen, der vollkommenſte Repräſentant des Nationalgottes. An Joſua, einen kriegserfahrnen Mann von unerſchütterlichem Character, hatte er in den letzten Tagen die Geſchäfte des Heerführers abgegeben. Solche Gewalt aber, als er beſeſſen, konnte der neue Feldherr ſchon deshalb nicht erhalten, weil die Stimme Jehovahs, für Moſes vernehmbar, weil ſie aus ſeinem Innern ſprach und nur durch ſeinen Geiſt war, ſich jetzt, der Verfaſſung gemäß, nur durch den Mund der Prieſter konnte hören laſſen. Joſua ſtand alſo einigermaaßen unter dem hierarchiſchen Befehl.

Ein außerordentlicher Vortheil bei dem Uebergang nach Canaan war es, daß drittehalb Stämme, welche reich an Heerden waren, ſich ſchon an der Morgenſeite des Jordans niedergelaſſen hatten, aber nur nach dem ausdrücklichen Verſprechen an Moſes, daß ſie ihren Brüdern zur Eroberung des jenſeitigen Landes auf alle Weiſe hülfreich ſeyn wollten. Sie konnten nach Zurücklaſſung ihrer Güter, Weiber, Kinder und hinlänglicher Mannſchaft zur Bedeckung derſelben rüſtig und raſch vor dem übrigen Volke gegen die Canaaniter vorausziehen.

Daß Joſua den Geiſt der moſaiſchen Geſetzgebung nicht verkannte, zeigte er durch ſeine erſten Anordnungen, nachdem er das Volk über den Jordan geführt hatte. Die Iſraeliten, welche auf dem Zuge geboren wurden, waren

durch die Beſchneidung noch nicht als ein reines Volk abgeſondert, weil das unſtäte Leben voll Anſtrengung ſie nicht erlaubte; jetzt ließ der Heerführer eine allgemeine Beſchneidung derſelben vornehmen, damit ſie ſich unvermiſcht mit den Einwohnern des Landes Canaan erhielten; und dann wurden die Stämme durch die Feier des Paſſafeſtes, indem ſich die Gefilde voll von einer geſegneten Aerndte vor ihrem Lager hinerſtreckten, lebhaft von neuem daran erinnert, daß ſie Eine Nation waren und Einem Gott angehörten.

Es ſchien freilich ein ſchweres Unternehmen, ein Land erobern zu wollen, welches mit feſten Oertern angefüllt war; allein ſo wenig die Iſraeliten vom Belagerungskriege verſtanden, ſo wenig wußten die Einwohner derſelben ſich zu vertheidigen, und es bedurfte nur eines kühnen Mannes, welcher ſein Leben wagte, um Feuer an die Stadt zu legen, ſo wurden ihre unbedeutenden, von leicht brennbaren Materialien erbauten Werke ein Raub der Flammen. Mehr half noch, daß Canaan unter viele kleine Mächte vertheilt war, zwiſchen welchen faſt keine Verbindung herrſchte; daß es leicht war, in den feindlichen Oertern ſelbſt durch Kundſchafter Verſtändniſſe anzuknüpfen, und dadurch Schauſpiele vorzubereiten, wodurch die Politik der Prieſter der religiöſen Begeiſterung der Iſraeliten einen immer höhern Schwung geben konnte.

Zum Glücke war dies ſchon der Fall bei der Unternehmung gegen Jericho, die erſte Stadt, welche man er-

obern mußte. Zwei Jünglinge, die als Kundſchafter ausgeſandt wurden, hatten mit einem Freudenmädchen daſelbſt, welche zu einer großen Familie gehört zu haben ſcheint, Bekanntſchaft gemacht, und verdankten ihr ihre Rettung, da die Obrigkeit ſie als verdächtige Menſchen verfolgte. Die Zuverſicht, mit welcher Jehovah den Iſraeliten die Einnahme Jericho's verſprach, bezog ſich wahrſcheinlich auf eine vorbereitete Verrätherei. Nach einem feierlichen Zuge rund um die Stadt mit den Heiligthümern ſechs Tage hindurch, befahl Joſua am ſiebenten, da die Schwärmerei ſeines Volks auf das höchſte geſpannt war, daß beim kriegeriſchen Schall der Poſaunen der Sturm anfangen ſolle. Er gelang völlig, und die Familie jenes Freudenmädchens ward in Iſrael aufgenommen, dahingegen alle übrige Einwohner der Stadt gänzlich vertilgt wurden.

So mächtig der Eindruck war, welchen die erfüllte Verheißung Jehovahs auf die Iſraeliten machte, um ſo verzagter wurden ſie ſchon wieder, als ihnen bald darauf die Bewohner einer andern Stadt eine Niederlage beibrachten. Wenn der Unwille des verzagten Volkes gegen den Anführer ging, ſo mußte dieſer Schutz bei den Prieſtern ſuchen, unter deren Aufſicht er ſtand. Ueberhaupt ſcheint Joſua ſchon ganz als ein Werkzeug ihrer Politik und ihres nothwendigen Betruges gehandelt zu haben; äußerſt ſelten thut ſich ihm der Nationalgott in einer Erſcheinung kund, er ſcheint auf denſelben, wie jeder fromme gemeine Iſraelit, vertraut zu haben; wie Moſes mit genialiſchem Geiſte, ſo er mit beſchränktem, feſtem Sinne.

Den Prieſtern lag alles daran, den nachtheiligen Eindruck jener Niederlage zu vertilgen, damit ihre Macht nicht mit der Verehrung Jehovahs zu Grunde gehe, und ſie ergriffen ein Mittel, wodurch ſie einen doppten Vortheil erhielten. Sie wußten, daß ein Iſraelit aus dem Stamm Juda einen Theil der letzten Beute entwendet und verborgen hatte, obgleich ſie dem Nationalgott, alſo ihnen angehörte. Daher antworteten ſie dem Heerführer, das Volk wäre in Bann. Durch das Loos, deſſen Anordnung den Prieſtern und Leviten ganz überlaſſen war, wurde der Verbrecher ſo gut herausgefunden, wie es im Mittelalter oft durch ein Gottesurtheil geſchah. Sein Geſtändniß kam noch hinzu; er ward geſteinigt und mit ſeinen Kindern, mit ſeiner Habe verbrannt. Nun war die Ehre Jehovahs gerettet, und nicht leicht wagte es ein Iſraelit wieder von der gottgeweihten Beute etwas zu entwenden.

Bei dem Fortgange der Eroberung Canaans zeigten die Prieſter bald wieder, mit welcher Gewandtheit ſie drohende Ereigniſſe zu ihrem Vortheil zu benutzen wußten. Die Einwohner einer wenig entfernten Stadt brauchten die Liſt, Geſandte an Joſua und den Landtag zu ſchicken, welche ganz das Anſehen von Pilgrimmen aus fernem Lande hatten. Sie ſprachen von dem ringsverbreiteten Ruhm des iſraelitiſchen Gottes und thaten den Wunſch ihres Volkes kund, mit den Iſraeliten im Bund zu ſtehen. Dieſe nun, zum erſtenmal durch ihre Nationaleitelkeit betrogen, welche für das moſaiſche Syſtem eine günſtige Er-

ſcheinung war, verſprachen den Abgeſandten, daß ſie und ihre Mitbürger nicht ſollten ausgerottet werden. Bald entdeckte ſich der Betrug; die nahe Stadt Gibeon war es, mit welcher man den Vertrag gemacht hatte. Die Bewohner derſelben nach dem Befehl von Moſes zu vertilgen, war nicht möglich, ohne daß man bundbrüchig wurde. Da geriethen die Prieſter auf den Gedanken, ſie zum niedrigen Dienſt beim Heiligthume Jehovahs zu widmen; ſie ſollten Holz und Waſſer zu demſelben tragen. Als eine beſondere Claſſe von Menſchen blieben ſie nun von den Iſraeliten geſchieden, dieſe ſahen es gern, daß ſie von einem beſchwerlichen Dienſte befreit waren, und die prieſterliche Familie war froh, daß nur Ausländer ſich dem Nationalheiligthume immer nahten, deren Intereſſe es nicht erforderte, daß ſie ihre religiöſen Künſte argwöhnten und zu enthüllen ſuchten.

Schon vorher hatte Joſua einen der wichtigſten Befehle von Moſes ausführen können, daß bald nach dem Eingang in Canaan auf zwei Bergen bei Sichem das Geſetz auf Steinen geſchrieben und dem ganzen Iſrael vorgeleſen werden ſollte. Hier war die Gegend, wo Abraham zuerſt ſich niederließ, wo ihm der Gott ſeiner Horde erſchien, wo der erſte Altar erbauet wurde und die Begräbnißſtätte für Jacob's Familie war. Zu beiden Seiten der Bundeslade und der Prieſter ſtanden alle Genoſſen des Zuges, und vernahmen zum erſtenmal alle Worte des Geſetzes. Der Segen und der Fluch Jehovahs, je nachdem ſie dem-

ſelben gehorchten oder nicht, mußte an dieſer Stäte nach dem glücklichen Anfang der Eroberung Canaans erfreuen und ſchrecken.

Der Heerführer glaubte nach einem entſcheidenden Sieg über die nördlichen Fürſten der Canaaniter, wodurch er freilich zum Herrn des Landes wurde, eine Theilung deſſelben unter die Stämme vornehmen zu dürfen, oder vielmehr die Prieſter riethen dazu im Namen ihres Gottes. Bis in das ſiebente Jahr hatte man ſchon in Paläſtina Feldzüge gethan, Joſua war alt geworden, und wie manche Stadt, wie manche Höhle war noch unerobert, ſelbſt in den Gegenden, über welche man ſich verbreitet hatte. Von dem ganzen Strich der Seeküſte war noch nichts eingenommen. Sehr gewagt war es immer, ſchon an eine friedliche Niederlaſſung zu denken, ehe man den Befehlen von Moſes gänzlich genug gethan hatte. Wie leicht vergaß man nach derſelben, die Canaaniter nur im Innern des Landes ganz zu vertilgen, und wie viel leichter, die Gränzen des Staates zu erreichen, welche der Schöpfer deſſelben ihm geſteckt hatte! Hierin lag der erſte Grund von den nachherigen traurigen Schickſalen der Iſraeliten.

Drittehalb Stämme hatten ſchon ihr Erbtheil an der Morgenſeite des Jordans, Ruben, Gad und der halbe Stamm Manaſſe. Die Nachkommen Joſeph's bildeten zwei Stämme, Manaſſe und Ephraim, und dieſer letzte erhielt vor allen übrigen, deren Erbtheil das Loos be-

ſtimmte, einen großen Vorzug, indem innerhalb ſeiner Gränzen Silo zum Sitze des Heiligthums, alſo zur Hauptſtadt des Reichs wurde. Sie lag mitten im Lande, auf einem ſehr hohen Berg in einer ſchönen Gegend. Jedem der Stämme blieb es nun überlaſſen, innerhalb ſeines Gebietes die Canaaniter zu vertilgen und die Gränzen deſſelben nach Moſes Vorſchrift zu erweitern.

Erſt nach der Austheilung des Landes an die Stämme konnten die Leviten unter ihnen ihre Wohnſitze erhalten. Ihre ganze Beſtimmung zur Staatsverwaltung und ihre Entfernung vom Ackerbau machte es nothwendig, daß ſie in befeſtigten Dörfern oder ſogenannten Städten ihr Erbtheil erhielten. Acht und vierzig wurden ihnen zugetheilt mit etwas Länderei bei denſelben zur Unterhaltung ihres Viehes, und dahin ward geſehen, daß ein großer Theil dieſer Oerter in der Nähe des Nationalheiligthums war. Sechs von ihren Städten, drei an der öſtlichen, drei an der weſtlichen Seite des Jordans, wurden zu Freiſtädten für ſolche beſtimmt, welche einen unvorſetzlichen Mord begangen hatten und ſich vor der Blutrache zu retten ſuchten. Da die Leviten auch das Richteramt beſaßen, ſo konnte ſogleich beſtimmt werden, ob der Flüchtling unſchuldig war.

Als ſich nun die Iſraeliten dem Ackerbau weihten, war es ein günſtiger Umſtand für das moſaiſche Syſtem, daß der Staat ſchon unter ihnen eingerichtet war, und ſie

in einem Lande ſich niederließen, wo es ſo viele feſte Plätze gab. Dadurch ward nämlich verhindert, daß ſie nicht, wie es ſonſt bei einwandernden Nomaden geſchieht, die zum Ackerbau übergehen, ſich in einzelnen großen Hofhaltungen von einander trennten, ſondern in Dorfſchaften enger zuſammenlebten. Wäre dies nicht geſchehen, ſo hätte es ſich durchaus nicht verhindern laſſen, daß ſich in die iſolirten Familien verſchiedener Gottesdienſt einſchlich. Jetzt konnte ein Iſraelit den andern beobachten.

Große Beſorgniß mußte aber noch entſtehen, daß die drittehalb Stämme von der Morgenſeite des Jordans, welche die Viehzucht zur herrſchenden Lebensart hatten, und ihr Gebiet wider die nomadiſchen Horden umher ſo ſehr vergrößern konnten, ſich allmählig von dem übrigen Staat trennen möchten, obgleich auch unter ihnen Leviten lebten. Auch war kaum ihre Mannſchaft, welche Canaan mit erobert hatte, zurückgegangen, ſo erbauten ſie ſchon am Jordan einen Altar, ähnlich dem zu Silo. Sogleich ward der Landtag von Canaan zuſammenberufen, und ausgemacht, daß man mit bewaffneter Hand die drittehalb Stämme zwingen wollte, den beſondern Gottesdienſt aufzugeben. Eine Geſandtſchaft aber, welche an ſie geſchickt wurde, brachte die frohe Nachricht zurück, daß dieſer Gränzaltar einzig zum Zeichen des Bundes der öſtlichen Stämme mit den dieſſeitigen, keinesweges zu einem beſondern Gottesdienſt errichtet wäre. Schon Moſes hatte es ungern zu-

gelaſſen, daß dieſe öſtliche Seite des Jordans von den Iſraeliten beſetzt wurde.

Buch Joſua 5—11. 12—22. Flavii Josephi antiq. Jud. V. 1. in edit. oper. omn. Sigeb. Havercampi. 1726. fol. T. I. p. 260—282.

§. 12.

Bald nach Joſua's Tode offenbarte es ſich ſchon, daß an eine vollkommne Ausführung der moſaiſchen Ideen durchaus nicht zu denken war, nachdem man es verſäumt hatte, die Canaaniter ſogleich gänzlich auszurotten. Anfänglich machte man einige Verſuche, nach der Niederlaſſung im Lande dies noch zu thun, allein ſchon hatten ſich hie und da freundſchaftliche Verhältniſſe angeknüpft, und es war oft vortheilhaft für einen Stamm, an den alten Landeseinwohnern entweder Knechte zu haben, oder Tribut von ihnen zu ziehen. Bald kam es gar dahin, daß iſraelitiſche und canaanitiſche Familien ſich unter einander verheiratheten. Der Iſraelit hätte da in ſeinem eigenen Hauſe mit Blutvergießen anfangen müſſen, wenn er den Befehl von Moſes hätte vollziehen wollen. Zuletzt gab der Oberprieſter Pinehas ſelbſt, welchem ſonſt der Geiſt der moſaiſchen Geſetzgebung nicht entging, den Gedanken an eine Vertilgung der alten Landeseinwohner auf, und es blieb ihm nichts übrig, als das Daſeyn derſelben ſogleich wie eine Strafe Jehovahs darzuſtellen.

Vermiſcht mit Canaanitern und allenthalben umringt von Denkmalen ihrer Religion neigten ſich die Iſraeliten bald zu derſelben, und vorzüglich trug dazu der Glaube bei, daß eine Familie zugleich den Segen von mehreren Göttern an ſich ziehen könne, und der Beſitz von Heiligthümern, ſelbſt wenn man ſie geraubt hatte, ſchon an ſich heilbringend ſey. Daran dachte man nicht leicht, die Verehrung des Nationalgottes aufzugeben, man zog gern nach Silo, und opferte ihm; aber man wollte außer ihm noch andern Göttern dienen, und die Prieſter und Leviten, welche an unmittelbaren Einkünften dadurch nichts verloren, waren deshalb minder eifrig, für die Reinheit der moſaiſchen Religion zu ſorgen. Sie ward öffentlich, ſelbſt von einem Nachkommen von Moſes, verletzt, und ſolche Staatsverbrechen blieben ungeſtraft.

Bei einer ſolchen Lage der Dinge erregt es Verwunderung, daß die Beſtrafung der ſchrecklichen Mißhandlung eines Leviten und ſeines Eheweibes von den Einwohnern eines Ortes im Stamm Benjamin, welche zugleich ein Beweis von den verworfenen Sitten iſt, zu welchen wenigſtens die Iſraeliten einiger Gegenden ſchon verführt waren, zu einer Nationalſache gemacht werden konnte. In dem Kriege, welcher anfänglich ſo unglücklich gegen Benjamin geführt wurde, ſieht man deutlich, daß es an einem Manne fehlte, der als Heerführer von der ganzen Nation wäre verehrt worden, und es war für die Sicherung der Nationalexiſtenz ein ſehr nachtheiliger Umſtand, daß gerade

die heiligen Heere ſo oft geſchlagen wurden. Die ſtürmiſchen Ausbrüche, mit welchen man ſich alsdann zu Jehovah wandte, waren auffallende Zeichen, wie ſehr der Dienſt gegen denſelben, alſo der ganze Staat ſchwankte.

Der Krieg gegen Benjamin ward zuletzt mit ſolcher Wuth geführt, daß von dem ganzen Stamm nur ſechshundert Männer mehr übrig waren, die ſich auf einen Felſen geflüchtet hatten. Verſchonte man dieſe auch, ſo ſtand der Fortpflanzung des Stammes doch das Gelübde der übrigen Iſraeliten entgegen, keine ihrer Töchter mit einem Manne aus Benjamin zu verheirathen. In dieſer Verlegenheit fand man, daß eine Stadt in Gilead an dieſem allgemeinen Kriege nicht Theil genommen hatte, und ſchickte zur Beſtrafung derſelben zwölftauſend Mann ab, welche alle Einwohner bis auf die Jungfrauen vertilgen ſollten. Vierhundert wurden hier erbeutet, und zweihundert raubten die Benjaminiten auf Anrathen des Landtages von den Töchtern der Stadt Silo, als ſie an einem feſtlichen Tage auf dem Felde tanzten.

Der thätige Geiſt des Oberprieſters Pinchas war wohl vorzüglich Urſache geweſen, daß ſo, wenn gleich zu einem bürgerlichen Kriege, die Nationalkraft noch einmal aufgeboten war. Er hatte keine Nachfolger, die ihm glichen, der fremde Gottesdienſt nahm unbeſchreiblich überhand, und da die Einkünfte der Prieſter und Leviten endlich doch ſehr dadurch geſchmälert wurden, ſo war dieſer

Stand ſelbſt zuletzt ſo verwildert, daß die ganze moſaiſche Ordnung der Dinge den Einſturz drohte, zumal da es nun nicht an glücklichen Verſuchen unter den Iſraeliten fehlen konnte, daß ſich einzelne vielleicht erſt nur zum Herrſcher in Einer Stadt, dann über Einen Stamm machten. Solche Tyrannen aber dürfen nicht verwechſelt werden mit den Helden dieſer Periode, welche als Männer Jehovahs ein beſonderes Anſehen unter der Nation erhielten.

Die gänzliche Zerrüttung der moſaiſchen Religion und bürgerlichen Verfaſſung hatte die unausbleibliche Folge, daß bald mehr, bald weniger Stämme bald dieſem, bald jenem Feind unterlagen und zinsbar wurden, zumal da viele der benachbarten Völker an Waffen den Iſraeliten ſehr überlegen waren. Einige Menſchen von großer Kühnheit und Kraft warfen ſich dann zu Befreiern des Vaterlandes, auch wohl nach errungenem Siege zu Wiederherſtellern der Religion Jehovahs auf. Es konnte nicht fehlen, daß ihre Stimme dann ein großes Gewicht auf den Landtagen, beſonders aber bei ihrem eigentlichen Stamm hatte. Wie weit ſich ihre Macht und über wie viele Stämme ſie ſich erſtreckt hat, läßt ſich nicht beſtimmen, da ſie ihren Urſprung nicht in der moſaiſchen Conſtitution hatte. So viel iſt übrigens gewiß, daß keiner von dieſen Heerführern ein ſolches Anſehen erhalten habe, als Joſua beſaß, denn die goldene Zeit ſchien vorüber zu ſeyn, wo noch alle Stämme einen ſo allgemeinen Anführer haben konnten.

Buch der Richter. Pſalm 106. V. 34—44.

§. 13.

Je mehr ſich in ſolchen Heerführern, die eine gewiſſe obrigkeitliche Macht auf ihr ganzes Leben behielten, ein Mittelpunct für die Nation bildete, deſto mehr verſchwand der eigentliche conſtitutionelle, nämlich das Anſehen des Hohenprieſters, und jene konnten, wenn ſie gleich für Jehovahs Religion waren, ſie doch nicht mit ſtarkem Arm emporhalten. Da erſchien endlich, ungefähr vier Jahrhunderte nach Moſes, ein Mann unter den Iſraeliten, welcher den Geiſt des Geſetzgebers ganz faßte, und dem Staat einen neuen Schwung gab, nämlich Samuel.

Eine fromme Mutter, welche das Aufhören einer langen Unfruchtbarkeit ihrem Gebete zu Jehovah zuſchrieb, weihte ihn zum Dienſte bei dem Nationalheiligthum. *) Hier lernte er früh die Mißbräuche kennen, welche ſich eingeſchlichen hatten, und durch die Söhne des gegenwärtigen Oberprieſters Eli ſchrecklich vermehrt waren. Ein Seher, welcher erſcheint und deshalb Unglück über das oberprieſterliche Haus weiſſagt, mußte einen tiefen Eindruck auf den talentvollen Jüngling machen, und eine Wirkung da-

*) Samuel war der Sohn eines Leviten, alſo inſofern ſchon durch die Geburt dem Dienſte des Nationalgottes gewidmet. Das Beſondere ſeiner Weihung beſtand nur darin, daß er ſchon als Knabe in das Nationalheiligthum gebracht wurde, darin aufwuchs und ununterbrochen bei demſelben diente. Chron. I. 7. 28.

von, ſo wie überhaupt von ſeinem täglichen Leben, das ſeiner Einbildungskraft einen hohen religiöſen Schwung gab, iſt wohl jene Scene, wie er ſich im Schlummer vom alten Oberprieſter gerufen glaubt, und zuletzt, als jener ihn ſelbſt auf den Gedanken bringt, daß Jehovah ihn rufe, dieſen im Traume die Drohung des Sehers wiederholen hört. Hiebei braucht eben ſo wenig ein Betrug Samuel's, als bei ſeiner langen Weigerung, die Offenbarung der Nacht dem Oberprieſter kund zu thun, ein gehäſſiger Character zum Grunde zu liegen. Nur als der alte Mann ihm mit dem Fluche droht, erzählt er ihm alles.

Eli trug nun ohne Zweifel ſelbſt viel dazu bei, den Ruf Samuel's als eines Sehers zu verbreiten, und die Reden des jungen Mannes hatten daher bei dem Volke ſchon ein großes Gewicht, als die Söhne des Oberprieſters in einer Schlacht mit den Philiſtern umkamen, und er ſelbſt bei der Nachricht, daß die Bundeslade vom Feinde genommen ſey, plötzlich verſchied. Jetzt war ein Zeitpunct großer Gefahr für den Staat! Die Enkel Eli's, bei welchen nach dem Erbrechte das Hoheprieſterthum verbleiben mußte, waren noch unerwachſen, und die heilige Lade war verloren. Ein Mann von Samuel's Kraft und Einſicht konnte nie mehr Bedürfniß geweſen ſeyn.

Sein Anſehen, welches er als Levit und beſonders als ein Seher beſaß, benutzte er nun ſogleich dazu, die Iſraeliten zur reinen Verehrung Jehovahs zu bewegen, nachdem

die Philiſter ſelbſt aus Gründen, welche die Geſchichte verhüllt hat, die Bundeslade wiedergebracht hatten. Dann rief er die Nation zu einem Landtage zuſammen, damit ſie ſich wegen des bisherigen fremden Gottesdienſtes entſündigte; zu gleicher Zeit begann er die oberrichterliche Gewalt auszuüben. Die glückliche Wirkung davon, daß er die Nationalkraft wieder zu vereinigen wußte, zeigte ſich ſogleich in den ſiegreichen Gefechten mit den Philiſtern, welche unglücklich waren, ſo lange er blühte, wiewohl er an den Geſchäften des Krieges keinen weitern Theil genommen zu haben ſcheint, viel weniger den Heerführer ſpielte. Er hatte ſeinen Sitz in ſeiner Vaterſtadt Ramath, im Gebiet des Stammes Ephraim, und zog von da aus jährlich nach drei verſchiedenen Städten, um daſelbſt ſein oberrichterliches Amt zu verwalten. Wahrſcheinlich trafen ſeine Urtheilsſprüche weit mehr das Verhältniß der Iſraeliten zu ihrem Gott, alſo Puncte des Staatsrechtes, als andere Streitigkeiten, wiewohl ſein Beiſpiel auf die Richter aus den Leviten, die es in allen Gegenden gab, einen guten Einfluß gehabt haben muß, zumal da er wahrſcheinlich ſehr ſtreitige Fälle aller Art in letzter Inſtanz entſchied.

Samuel war nun eigentlich das im Staate, was der Hoheprieſter ſeyn ſollte; aber er hing viel zu ſehr am moſaiſchen Geſetz, als daß er die Stelle des Oberprieſters für ſich hätte nehmen ſollen. Sie blieb auch jetzt erblich bei den Nachkommen Aaron's und Eli's. Nur wirkte außer der geringen perſönlichen Achtung, welcher die Fa-

milie des letzten genoſſen haben mag, vorzüglich auch der Umſtand dazu, den Hohenprieſter unbedeutend zu machen, daß der Stamm Juda in einer von ſeinen Städten die Bundeslade zurückbehielt, dieſe alſo vom heiligen Zelte lange getrennt blieb. Was der Oberprieſter durch das Orakel vermochte, das konnte Samuel durch einen Prophetengeiſt, welcher durch ihn nach ſeiner ganzen Wichtigkeit erſt in die Verfaſſung eingeführt wurde.

Bücher Samuels I. 1—7.

§. 14.

Alle die Völker, in deren Nähe die Iſraeliten leben mußten, hatten einen großen Ueberfluß an den Künſten der Wahrſagerei und Zauberei, und es lag ſelbſt im Character der moſaiſchen Verfaſſung, an deren Spitze ein unſichtbarer König war, daß ein Streben ihrer Bürger entſtand, den Willen deſſelben durch Enträthſelung der Zukunft zu erfahren. Daher mußte Moſes durchaus darauf bedacht ſeyn, daß in ſein Syſtem einheimiſche Seher hineinpaßten, weil ſonſt das Volk unfehlbar ein Raub fremder Zauberer und Götter wurde; auch konnte er die Idee von ſolchen Sehern als eine neue Stütze für ſeine Hierarchie und das Anſehen der Leviten brauchen.

Indem er alle Künſte der Zauberei und der Wahrſagerei bei Lebensſtrafe verbietet, gibt er im Namen Jehovahs das Verſprechen, daß aus der Mitte der Iſraeliten ſelbſt Propheten erweckt werden ſollen. Sobald aber ein

Prophet im Namen anderer Götter redete, ſo wäre er ein falſcher, und ſollte am Leben geſtraft werden. Dieſe Beſtimmung war unumgänglich nothwendig, aber eben ſowohl die zweite, daß denjenigen, deſſen Weiſſagung nicht erfüllt wurde, auch als einen falſchen Propheten Todesſtrafe treffen müſſe. Sonſt hätte nicht nur die Prophetenwürde, ſondern überhaupt das hierarchiſche Syſtem durch den Leichtſinn der Weiſſagenden den Ruin erhalten können.

Moſes ſagt freilich nicht ausdrücklich, daß die Propheten nur aus dem Levitenſtamm aufſtehen ſollten, doch auch keinesweges, daß ſie aus dem ganzen iſraelitiſchen Volk ſich erheben könnten, denn er erwähnt deſſelben nur im Gegenſatz gegen andere Völker. Es lag übrigens im Geiſte ſeines ganzen Syſtems, daß nur Leviten die Rolle des Propheten übernehmen ſollten. Was hätte aus dem erblichen Prieſterthum werden ſollen, wenn jeder Iſraelit als ein Geweihter Jehovahs auftreten konnte? und woher ſollten die übrigen Iſraeliten Geſchicklichkeit und Zeit zu den Geſchäften des Propheten erhalten? Auch war der erſte bedeutende Seher, Samuel, ein Levit. Unter ihm bildeten ſich ſchon Chöre von Propheten; es entſtanden Bildungsſchulen für dieſelben unter Anleitung eines angeſehenen Sehers. Auch in ſie wurden ohne Zweifel nur Leviten aufgenommen, obgleich die meiſten von dieſen Propheten nichts als Gehülfen eines Sehers waren, welche mit Muſik, Geſang und Geſticulationen die Reden ihres Meiſters begleiteten. Dieſer entſchied wahrſcheinlich nach den Talenten ſeiner Schüler,

ob einer von ihnen würdig war, ſein Nachfolger im Seher-amte zu werden.

Die Propheten waren natürlich, ſobald der erbliche Hoheprieſter, wie es oft kommen mußte, ein ſchwacher Mann war, als Männer von Genie, und der Hierarchie wegen ihrer eignen Macht ergeben, die beſten Stützen des Prieſterthums, aber auch, als die königliche Gewalt eingeführt wurde, Vertheidiger des Volkes gegen den Druck derſelben, weil ſie immer dahin ſtreben mußten, daß dieſe der hierarchiſchen Macht untergeordnet blieb. Inſofern war ihre Beſtimmung groß. Sie treten auf als die Boten Jehovahs und jede Gewalt muß ſich vor ihrem Geiſt beugen; aber wenn dieſer kühn den Schleier von der Zukunft reißt, müſſen ſie ſich von der vorſichtigſten Politik zugleich leiten laſſen. Ihr Weg iſt erhaben und dem Himmel nahe, doch auch ſchmal und von Abgründen umgeben. Sie werden bewundert und gefürchtet, aber auch gehaßt, und nur ein Fehltritt von ihnen, ſo befiehlt das Geſetz, auf ſie, wie auf Betrüger, die Steine zu werfen.

Moſes V. 13 (1—5.). 18 (9—22.). Bücher Samuelis I. 19 (20—24.).

§. 15.

Als Prophet und Oberrichter leitete Samuel eine lange Reihe von Jahren den iſraelitiſchen Staat. Sein Genie und ſein großer Character hatten ihm ſeine außerordentliche Gewalt gegeben, welche nur mit jenen auf ſeine

Söhne hätte forterben können. Auch ſie fingen an, das Richteramt zu verwalten, nach Sitte der Leviten, aber ſie beugten das Recht.

Da verſammelten ſich die Aelteſten des Volkes und wandten ſich an Samuel, nicht an den Hohenprieſter, deſſen Anſehen völlig vor der Gewalt des alten Sehers ſcheint verſchwunden geweſen zu ſeyn, mit dem Verlangen, daß er ihnen einen König ſetzen ſollte. Das war der gefährliche Zeitpunct, welchen Moſes vorausgeſehen hatte. Wie verderblich konnte die königliche Macht gerade jetzt der Hierarchie werden, da keine Hoffnung war, daß in der oberprieſterlichen Familie bald ein bedeutender Mann aufſtand, und es wenigſtens ungewiß blieb, ob ein Prophet von Samuel's Kraft der königlichen Tyrannei früh genug entgegentreten werde?

Der alte Seher ſtellte vergebens dieſe Bitte als Undank gegen den Nationalgott dar, und ſchilderte mit den ſtärkſten Farben den Druck der königlichen Regierung; die Iſraeliten fühlten zu ſehr das Bedürfniß, daß ein König in ihren Kriegen vor ihnen aufziehe, und Samuel mußte jetzt nur dahin ſehen, daß er ihnen einen König gab, deſſen Stamm und perſönliche Eigenſchaften ſowohl der hierarchiſchen Macht als der allgemeinen Freiheit nicht gefährlich ſeyn konnten. Aus dem ſchwächſten Stamm, aus Benjamin, wählte er ihn, nämlich Saul, den Sohn von Kis, und unter ſolchen Umſtänden, daß der neue

König fühlen mußte, daß ſein Thron einzig das Werk des Propheten war. Die außerordentlich lange ſchöne Geſtalt des erkohrnen Mannes ſollte den Eindruck machen, welchen die Iſraeliten gerade von ihrem König empfangen wollten; aber erſt nach einem Siege über die Ammoniter ward er vom ganzen Volk als Herrſcher anerkannt. Sehr viel trug bald zur Befeſtigung ſeines Anſehens der außerordentliche Waffenruhm bei, welchen ſich ſein Sohn Jonathan erwarb, wiewohl er ſelbſt zu den ausgezeichneten Helden gehörte.

Das Kriegsglück, welches den König begleitete, ſcheint in Samuel den Gedanken rege gemacht zu haben, daß man nun noch ſuchen müßte, Canaan von den alten Landeseinwohnern zu reinigen. Daher ſandte er Saul gegen die Amalekiter mit dem Befehl, dieſes Volk mit ſeiner ganzen Habe zu vertilgen. Er fing wahrſcheinlich mit dieſen an, weil er durch ihre Ausrottung zuerſt die Gränze gegen Aegypten hin an der Küſte ſichern konnte. Der ſiegreiche Saul ſchonte des gefangenen Königs der Amalekiter. Sogleich erſchien der alte Prophet mit einer heiligen Wuth, und verkündete, daß Jehovah das Königreich von Saul wegen ſeines Ungehorſams genommen habe, und ſpaltete ſelbſt mit dem Schwerte den Herrſcher des vertilgten Feindes, beides ganz im Geiſte der moſaiſchen Geſetzgebung. Dieſe legale Härte muß man bewundern, und ſchon als Pflicht hinlänglich gerechtfertigt, beleidigt ſie um ſo weniger an dieſem erhabenen Greiſe, da ſein ganzes Leben durch

eine ſolche Legalität geweiht war, daß er das ganze Volk aufbieten konnte, ihm irgend eine ungerechte Handlung vorzuwerfen.

Saul konnte nun ſicher darauf rechnen, daß der Geiſt des Propheten einen Gegenkönig aufſtellen werde, der ihm furchtbar ſeyn werde; aber Samuel mußte, weil das wilde Gemüth des Königs ſelbſt ſein Leben nicht ſchonen würde, wenn er öffentlich eine neue Weihung eines Herrſchers über das iſraelitiſche Volk vornähme, über ſein Beginnen einen Schleier breiten.

Bücher Samuels I. 8—15.

§. 16.

Als wollte er nur opfern, ging der Prophet nach Bethlehem im Stamm Juda. Aus dieſem, dem mächtigſten, wollte er den neuen König nehmen; damit derſelbe ſchon durch ſeine Herkunft Anſehen erhalte. Den jüngſten von den Söhnen eines Mannes, welcher Iſai hieß, erkohr er und ſalbte ihn in der Mitte ſeiner Brüder. Dieſes war kein ausſchließendes Zeichen einer Beſtimmung zur königlichen Herrſchaft, ſondern überhaupt nur einer beſondern Weihung nach dem Willen Jehovahs. Samuel ſcheint fürs erſte nur den Zweck gehabt zu haben, dem außerordentlichen Character und Geiſt David's noch einen beſondern Schwung und eine Richtung zum Nationalgott hinauf zu geben, und ſelbſt dieſe Weihungsſcene ward daher nicht ſehr bekannt, ſcheint wenigſtens vor Saul anfänglich

verborgen geblieben zu ſeyn, denn dieſer ließ, als in ſeinem rohen Gemüth die Furcht vor Jehovah, der ihn verworfen hatte, und dem alten mächtigen Seher eine wilde Schwermuth erzeugte, den jungen, ſchönen, rüſtigen und verſtändigen David zu ſich rufen, damit das liebliche Harfenſpiel deſſelben die Ausbrüche ſeines böſen Geiſtes bezähmte. Auch machte er ihn zu ſeinem Waffenträger.

Die Heldenthaten, welche David im Kriege mit den Philiſtern verrichtete, drohten Saul's Ruhm zu verdunkeln, und brachten ihn auf den Argwohn, daß dieſer Jüngling zum Könige beſtimmt ſeyn möge; vielleicht verbreiteten ſich auch jetzt Gerüchte von jener Weihungsſcene, da ſich der Geweihte ſo auszeichnete. Schreckliche Eiferſucht und zugleich Furcht und Achtung beim Anblick des herrlichen, Liebe erzwingenden Helden bewogen den wilden König bald zu dem Entſchluß, ihn zu erheben, bald zu unmittelbaren und mittelbaren Angriffen auf ſein Leben.

In der Geſchichte der Verfolgungen, welchen David ausgeſetzt war, thut ſein Freundſchaftsbund mit Jonathan eine höchſt liebliche Wirkung. Dieſer hatte ihn, als er nach Erlegung des gefürchteten Rieſen unter den Philiſtern vor Saul redete, ſchon ſo lieb gewonnen, wie ſeine eigene Seele. Die zarte Zuneigung zwiſchen den beiden jungen Männern, die immer den feſteſten Heldenſinn verrathen, ihre Liebe, welche durch keine Eiferſucht wegen ihres kriegeriſchen Ruhmes, ſelbſt bei Jonathan nicht durch

den Gedanken erſchüttert wird, daß es ſein Freund ſey, durch welchen ihm die königliche Würde entgehe, das fromme Vertrauen, welches beide auf den Gott ihrer Nation haben, und die glorreiche Selbſtüberwindung David's, daß er das Leben ſeines grauſamen Verfolgers ſchonet, von keinem Ehrgeiz verführt, weil er an den Geſalbten des Herrn nicht die Hand legen will, dies alles zuſammen bildet ein Phänomen, welches freilich nur in einem ſolchen Staate, wo religiöſe und bürgerliche Verfaſſung einerlei iſt, ſich zeigen kann, aber bei den Iſraeliten nur äußerſt ſelten ſeyn konnte, weil ſehr viele von ihren Verhältniſſen das Aufblühen zarter, edler Gefühle verhinderten.

Weil Saul die Prieſter im Verdacht hatte, daß ſie einen Bund mit David gegen ihn gemacht hätten, richtete er ein ſchreckliches Blutbad in der prieſterlichen Familie an; aber ſah ſich nun auch von allem Rath und Troſt verlaſſen, welcher ſonſt dem König aus der Verfaſſung zufloß. Er ſelbſt hatte ehemals die fremden Zauberer dem moſaiſchen Geſetze gemäß verfolgt; nun ging er, die Nacht vor einer großen Schlacht mit den Philiſtern zu einer Geiſterbeſchwörerin. Seine Phantaſie war längſt zerrüttet, ſein verwaiſter Geiſt gab ſich gern jedem Betrug hin, welcher ihn wieder in eine Verbindung mit höheren Weſen zu bringen verſprach. Der Seher Samuel war kurz vorher geſtorben; ſeinen Schatten ſoll die Zauberin heraufbeſchwören. Dieſe hatte den verkleideten König ſchon erkannt, und rief, wie begeiſtert, aus: du biſt Saul! indem ſie vorgibt, ein

Greis im ſeidenen Gewande ſteige herauf. Saul ſieht ihn nicht ſelbſt, aber redet mit ihm, und die Betrügerin verkündete, wie ſich erwarten ließ, die alte Drohung des Propheten. Indem ſie eine ſchreckliche Niederlage am folgenden Tage droht, macht ſie dieſelbe faſt unvermeidlich. Ehe die Schlacht noch ganz verloren war, ſtürzte der König ſich in ſein Schwert, und ſein Waffenträger folgte ihm freiwillig in den Tod; ſeine drei Söhne waren ſchon vorher erſchlagen.

Die Nachricht von dieſer Niederlage erweckte in David nicht zuerſt den angenehmen Gedanken, daß er nun der Herrſchaft beinahe gewiß war, ſondern ſtimmte ſeinen dichteriſchen Geiſt zu wehmüthigen Klagen über die gefallenen Helden Saul und Jonathan, deſſen Bogen nie fehlte, deſſen Bruderliebe ihm erquickender als Frauenliebe geweſen.

Bücher Samuels I. 16—31. II. 1. Chron. I. 11.

§. 17.

Der Stamm Juda machte freilich ſeinen David ſogleich zum König; aber der Stamm Benjamin that dagegen alles für Isboſeth, den Sohn Saul's, und faſt alle übrige Stämme ſchienen ihn gleichfalls als König anerkannt zu haben. Eine verlorne Schlacht gegen die Krieger von Juda ſchadete ihm nicht ſo viel, als ein Zwiſt mit ſeinem oberſten Befehlshaber, dem trotzigen Abner, der ſich nun bemühte, ſelbſt den Stamm Benjamin auf David's

Seite zu bringen. Das Anſehen, welches er deshalb unfehlbar bei dieſem erhielt, reizte die Eiferſucht des oberſten Befehlshabers in Juda, Joab's, welcher auch wegen eines erſchlagenen Bruders eine Blutrache gegen ihn zu haben glaubte. Abner ward von Joab ermordet, und dieſer war viel zu mächtig, als daß David ſeinem Wunſch gemäß ihn dafür hätte beſtrafen dürfen. Dagegen ließ er zwei Befehlshaber Isboſeth's hinrichten, welche glaubten, durch die Ermordung dieſes unglücklichen Königs ſeine Gnade verdient zu haben.

Nachdem David König von allen iſraelitiſchen Stämmen geworden war, ging bald die wichtige Veränderung vor, daß eine feſte Stadt zur beſtimmten Reſidenz und zum Sitz des Nationalheiligthums wurde. Er hatte nämlich Jeruſalem den Jebuſitern weggenommen, welche noch mitten im Staat der Iſraeliten lebten, und die Burg dieſer Stadt reizte ihn wohl zuerſt zu dem Gedanken, ſich in ihr niederzulaſſen. Auch lag ſie auf den Gränzen von Juda und Benjamin. Jener Stamm mußte immer die Stütze ſeiner Herrſchaft bleiben, und dieſer, welcher es nicht vergaß, daß aus ihm der erſte König Iſraels geweſen, mußte in der Nähe vom König beobachtet werden. Die Freundſchaft der höchſten obrigkeitlichen Perſon in Tyrus für David verſorgte ihn mit Baumaterialien und Arbeitern zur Erbauung eines ſchöneren Hauſes, als unter den Iſraeliten gewöhnlich war, und in dieſem Palaſt konnte ſich bald ein glänzender Hof bilden, als die Bundeslade nach Jeruſalem

gebracht war und nun das ganze Volk zu den Nationalfeſten hieher zuſammenſtrömen mußte, als der König, ſiegreich auf allen ſeinen Zügen, reiche Beute in der Hauptſtadt ſammelte. Der Luxus, welcher nothwendig entſtand, ſollte ſich zugleich auch auf den religiöſen Dienſt verbreiten, und die Bundeslade ſchien nicht bloß unter Teppichen ſtehen zu dürfen, indem der König in einem Hauſe von Zedernholz wohnte; allein der Prophet Nathan, auf welchen ein Theil von Samuel's Anſehen übergegangen war, widerrieth den Bau eines Tempels für den Nationalgott, vielleicht weil er glaubte, daß die Erbauung deſſelben jetzt noch eine zu drückende Laſt für die Regierung ſey. Wann die Periode der Ruhe auf dieſe kriegeriſchen Stürme folgte, ſollte der Nationaltempel erbauet werden. Deſto mehr Beifall fanden die übrigen Einrichtungen des Königs für den religiöſen Cultus, und vorzüglich gut konnte die Beſtellung von heiligen Sängern und Dichtern wirken, indem die hebräiſche Cultur, welche doch in der Idee von Jehovah ihren Urquell haben mußte, nur durch ſolche Mittel einige Regſamkeit erhalten konnte, wiewohl alle dieſe Beamte beim Nationalheiligthume nach dem Geiſt der moſaiſchen Geſetzgebung von den Leviten aus ihrer Mitte gewählt wurden.

In einem hohen Grade beſaß David jene Popularität, daß er durch öffentliche Demuth gegen den Nationalgott ſich immer unter das Volk einführen ließ, bei welchem er ſich einſchmeichelte, indem es zugleich an Ehrfurcht gegen

ihn nichts verlor, weil es bei ſolchen Scenen ihn nur mit dem Nationalgott, nicht mit ſich ſelber verglich. Auch ward der Stand der Prieſter und Leviten ihm dadurch vorzüglich zugethan. Sein feſtlicher Tanz vor der Bundeslade mußte aus dieſen Gründen ſehr vortheilhaft für ihn wirken.

Aber wie ſehr er ſich bemühen mochte, die Liebe des Volks zu gewinnen und eine gute Staatsverwaltung einzuführen, war der Keim zu bürgerlichen Unruhen doch einmal in dem iſraelitiſchen Familienweſen und gewann durch David's Character an verderblicher Kraft. Die Sitte nämlich, mehrere Weiber zu haben, ſchmeichelte vor allen ſeiner Sinnlichkeit und ſeinem Hange zur Frauenliebe; auch ward es ganz gegen den Willen der moſaiſchen Geſetzgebung eine Angelegenheit der Pracht, daß der König ein großes Serail hatte. Nicht genug, daß David ſelbſt bei aller Macht ſeines Willens und aller Frömmigkeit ſeiner Denkart nun durch Wolluſt zu Verbrechen verführt ward, mußten zwiſchen den Kindern ſeiner verſchiedenen Frauen frühe wollüſtige Verbindungen und mancherlei Urſachen zu einer zerſtörenden Eiferſucht jeder Art entſtehen. Der Krieg mit ſeinem Sohn Abſalon erwuchs einzig aus dieſer Einrichtung des Familienweſens, ſo wie er ein Beweis iſt, wie leicht es im iſraelitiſchen Staat ſeyn konnte, daß man durch Empörung die Herrſchaft an ſich brachte. Obgleich die Prieſter alle auf David's Seite waren, wie nahe ſtand er doch dem Abgrunde, welcher ihn und ſein Königthum verſchlin-

gen ſollte! Wäre ſein Oberbefehlshaber Joab zur Gegenparthei übergetreten oder hätte nur nicht Entſchloſſenheit genug gehabt, gegen den Willen des zärtlichen Vaters den aufrühreriſchen Sohn, als das berühmte lange Haar deſſelben ihn in die Zweige eines Baumes verwickelt hatte, mit ſeinem Spieße zu durchſtechen; ſo wäre David vielleicht doch von dem Empörer geſtürzt, der als der ſchönſte Mann in Iſrael großen Eindruck machte, und die populären Künſte gut anzuwenden verſtand. Sobald das hierarchiſche Gebäude nicht ſo ganz vollendet war, als der Geſetzgeber es ſich gedacht hatte, konnte der Thron, der auf ihm ruhen mußte, nie unerſchütterlich werden. Weil der König nicht zum Sclaven der Prieſter wurde, wie in Aegypten, blieb er ein Spiel ſeiner eigenen Familie und des übrigen Volkes.

Die Herzensweichheit des Königs und der eherne Sinn Joab's lagen in einem ſteten Widerſtreit mit einander, doch ſcheint dieſer Krieger durch ſeine Rauhigkeit jene öfters zur Legalität gezwungen zu haben. Wenigſtens fühlte er, wiewohl er als oberſter Feldherr bei der Trunkenheit des Königs über ſein Eroberersglück nothwendig hätte gewinnen müſſen, einen Abſcheu gegen den Befehl des Königs, daß alle ſtreitbare Männer des Staates gezählt werden ſollten, denn er wußte, wie ſehr alle Eroberungspläne, welche über die von Moſes beſtimmten Gränzen hinausgingen, und wozu die Betrachtung der kriegeriſchen Stärke des Volkes ſo leicht verführen konnte, gegen den Geiſt der Verfaſſung waren.

Die letzte Zeit ſeines Lebens wandte David vorzüglich an, um eine feſte Ordnung in die ganze Verwaltung des Staates zu bringen und Jeruſalem auf immer zum großen Mittelpuncte derſelben zu machen. Die Baumaterialien zum Nationaltempel, alles nöthige Gold und Silber für denſelben hatte er geſammelt, die Stäte für ihn geweiht und fremde Arbeiter in großer Menge zuſammengerufen, damit ſein Nachfolger den Bau ſogleich beginnen könne. Weil der religiöſe Cultus, ſo wie die ganze Staatsverwaltung auf dem Stamm der Leviten beruhte, ſuchte er in ihn die beſtimmteſte Ordnung einzuführen. Die Leviten, welche noch nicht das zwanzigſte Jahr erreicht hatten, wurden nicht zu öffentlichen Geſchäften genommen; nur dem reifern Alter ſollte der Staat anvertrauet ſeyn: doch konnten acht und dreißig tauſend ihm geweiht werden. Vier und zwanzig tauſend von denſelben lagen abwechſelnd dem religiöſen Geſchäfte ob, vier tauſend wurden Thürhüter, eben ſo viel waren zu heiligen Dichtern und Muſikern beſtimmt, ſechs tauſend waren Schreiber und Richter. Auch traf der König eine Einrichtung, daß zwiſchen den zwei Linien von Aaron's Nachkommen kein Streit über die prieſterlichen Stellen entſtehen konnte.

Endlich theilte David alle Iſraeliten außer dem Stamm Levi in zwölf Claſſen ab, die ihre beſtimmten Befehlshaber hatten, ſo daß nach dieſer Eintheilung immer vier und zwanzig tauſend Mann auf einen Monat im Dienſte des Staats waren. Sie ſind nicht zu verwechſeln mit einer

beſondern Leibwache, welche der König hatte, ſondern waren gleichſam Nationalmiliz, ein Heer, das immer bereit ſtand, dahin beordert zu werden, wo die öffentliche Sicherheit ſeine Gegenwart erforderte.

Wenn man nun noch bedenkt, daß ſich zu beſondern Gehülfen des Königs in der Regierung mehrere Männer gleichſam als ein Collegium um ihn verſammelt hatten; ſo ſchien alles ſeinem Nachfolger eine ruhige, lichtvolle Regierung zu verſprechen. Auch hatte David denjenigen unter ſeinen Söhnen, welchen er dazu beſtimmt hatte, unter der beſondern Aufſicht des Propheten Nathan erziehen laſſen, und verſammelte alle, welche Sitz auf dem Landtage hatten, ſo wie andere angeſehene Männer, um ihnen denſelben vorzuſtellen. Zugleich machte er ihnen die Erbauung des Tempels zur Nationalangelegenheit.

Durch dieſe feierliche Anerkennung Salomon's, als Königs, auf einem Reichstage ſcheinen die Bewegungen eines andern Sohnes von David fruchtlos geblieben zu ſeyn, obgleich der oberſte Feldherr Joab und eine Linie des prieſterlichen Hauſes ſich für ihn erklärt hatten; die Mitregentſchaft Salomon's beim Leben ſeines Vaters bewirkte, daß dieſer ruhig nach ſeiner langen Regierung entſchlafen konnte. Seiner Nation hatte er einen neuen Schwung gegeben, und für die Periode ihrer höchſten Cultur alle Keime gepflanzt. Wenn er mehr Härte des Characters beſeſſen, damit er nie gegen den Geiſt des moſai-

ſchen Geſetzes gefehlt hätte; ſo wäre er das Ideal eines Iſraeliten gewesen, ein Mann voll Vertrauen auf den Gott der Väter, ein ſchöner Held, ein heiliger, erhabner Dichter, und Menſch, inſofern der Iſraelit es ſeyn konnte.

Bücher Samuels II. 2—24. **Chron.** I. 9—39. **Bücher der Könige** I. 1. Fl. Josephi antiquit. Jud. L. VII.

§. 18.

Die früheren Jahre von Salomon's Regierung waren in jeder Hinſicht die goldene Zeit der Iſraeliten. Ihre Macht hatte jetzt den höchſten Gipfel erreicht, bis zu welchem ſie jemals ſtieg, der Genuß begann, ſich der Reichthümer zu bedienen, welche unter dem vorigen König geſammelt waren, von den Blüthen der Cultur, die unter ihm ausgebrochen waren, ärndtete man jetzt die Früchte ein, und der gegenwärtige Herrſcher war ganz für eine ſolche Periode des Genuſſes geſchaffen. Zwar beſaß er nicht den weichen und zugleich heroiſchen Sinn ſeines Vaters, aber einen feurigen hohen Character, der ſich in der größeren Pracht gefiel, welche nun den Thron umgab. Seine Phantaſie hatte einen dichteriſchen Schwung, eine außerordentliche Beſonnenheit blickte aus ſeinen Handlungen hervor, und die gelehrte Cultur, welche Prieſter und Propheten beſaßen, war in ihm vereinigt, ſchmückte ſeinen verſtändigen Geiſt. Auch brauchte man, nachdem er ſeinen unruhigen Bruder Adonia mit dem Tode beſtraft und den alten Helden Joab, welchem ein zweiter Mord unter David unge-

ſtraft hingegangen war, am Altar Jehovahs hatte erſchlagen laſſen, nicht zu fürchten, daß durch innere Unruhen dieſer Zeitraum des Genuſſes geſtört werde.

Die erſte große Angelegenheit Salomon's mußte die Erbauung des Tempels ſeyn; und die Erneuerung des Bündniſſes, in welchem ſchon ſein Vater mit Hiram, der höchſten obrigkeitlichen Perſon in Tyrus, ſtand, unterſtützte ihn ſehr bei dieſer Unternehmung, welche ganz fremden Künſtlern und Arbeitern anvertraut werden mußte. Nur für die groben Geſchäfte dabei konnte man Iſraeliten brauchen. Dreißig tauſend Mann ließ der König aus ihnen zum Herrendienſt ausheben, von welchen wechſelsweiſe zehn tauſend einen Monat auf dem Libanon, zwei Monate in Jeruſalem arbeiten mußten. Außerdem waren noch über anderthalb hundert tauſend Arbeiter beſchäftigt, wahrſcheinlich von den alten Landeseinwohnern, die nicht vertilgt waren, denn dieſe machte Salomon auf immer herrendienſtpflichtig. Männer aus ſtaatsbürgerlichen Familien durfte er nicht als Knechte brauchen, wenn gleich auch ſolche zur Erbauung des Nationaltempels Herrendienſte leiſten mußten; jener aber bediente er ſich ununterbrochen zur Befeſtigung der Städte und zur Errichtung königlicher Paläſte.

Mit jener prachtvollen Einfalt, die in ſeinem ganzen Weſen herrſchte, weihte Salomon den vollendeten Tempel ein, und ſuchte in ſeinem Weihgebete ſelbſt den Wahn zu entfernen, als wenn Jehovah in dieſem Gebäude einge-

ſchloſſen ſey. Es durfte ja kein Bild von ihm für die äußern Sinne, nicht einmal eine beſtimmte Geſtalt für die bloße Phantaſie gemacht werden, und die Himmel der Himmel umfaßten ihn alſo nicht.

Schon die Laſten, welche die Ausführung der Idee David's vom Tempelbau nothwendig machte, waren drükkend für die Iſraeliten geweſen; überhaupt aber war die gegenwärtige Regierung ungleich belaſtender, als die vorhergehende. Die Beamten, welche Salomon über gewiſſe Diſtricte geſetzt hatte, daß ſie ſeinen Hof mit allen Mitteln zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe hinlänglich verſorgen mußten, konnten leicht Tyrannei ausüben; und ohnedies mochten die Bedürfniſſe ſeines ſo ungeheuern Hofes, wie er ihn um ſich verſammelte, nicht leicht zu befriedigen ſeyn.

Doch war jeder Druck der Art noch zu ertragen, und die Nationaleitelkeit erleichterte ihn ſehr, indem ſie durch die bewunderte Pracht und Weisheit des Herrſchers ſich geſchmeichelt fand; aber jeder iſraelitiſche Patriot mußte trauern, als Salomon ſelbſt dazu beitrug, ein nothwendiges Uebel, das aus der ganzen Verfaſſung entſprang, zu beſchleunigen und zu vergrößern. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß die höhere Cultur, ſo wie ſie unter die Iſraeliten eingeführt wurde, bald die Wurzel des Staates angriff. Die verfeinerte Sinnlichkeit wollte auch in der Religion begränztere Bilder für die Phantaſie haben, denn das Abſtractionsver-

mögen, welches unter den Iſraeliten bei gänzlich fehlender Speculation nicht vervollkommnet werden konnte, muß ſehr gebildet ſeyn, wenn die Einbildungskraft zur Zeit einer höheren Cultur mit einem Umherſchweifen in ungeheuren Räumen der Religion ſich begnügen ſoll. Der Luxus erzeugt größern Leichtſinn und haßt die Beſchränktheit der Sitten, welche das moſaiſche Geſetz heiſchte: das fromme Vertrauen auf den Gott der Väter, ohne welches der iſraelitiſche Staat durchaus nicht beſtehen konnte, wird als eine alte Sitte von der verfeinerten Welt verlacht, und die einzelnen hervorſpringenden, verzogenen Begierden ſehnen ſich nach einzelnen Schutzgöttern.

So kamen alſo zur Zeit einer verfeinerten Sinnlichkeit und einiger intellectuellen Cultur, denn bei einer hohen geiſtigen und ſittlichen Bildung konnte überhaupt ein Staat, wie der moſaiſche, ſich nicht erhalten, Jehovah und das Syſtem, welches auf die Idee von ihm gegründet war, in die Gefahr einer großen Zerrüttung, und politiſches Verderben der Iſraeliten war von der ſteigenden Cultur unzertrennlich. Zum Unglück trug Salomon ſelbſt ſehr viel dazu bei, jenes zu beſchleunigen und zu vermehren. Gegen den Willen des moſaiſchen Geſetzes benutzte er die Unterjochung der Edomiter durch David, um von einem arabiſchen Hafen Schiffe mit phöniciſchen auslaufen zu laſſen, welche ihm Waaren des Luxus aus fernen Ländern holten; er hatte eine beträchtliche Reuterei, und ließ einen beſondern Handel führen, um ſich vorzüglich aus Aegypten Pferde zu ver-

ſchaffen; die Zahl ſeiner Gemahlinnen und Beiſchläferinnen belief ſich auf tauſend, und unter ihnen war nicht nur die Tochter eines ägyptiſchen Königs, ſondern fanden ſich ſehr viele Frauen gerade aus denjenigen Völkern, mit welchen Moſes eine Gemeinſchaft durch Heirathen ausdrücklich verboten hatte. Der größten Gefahr, welche daher drohte, ſcheint er in der Blüthe ſeiner Jahre und ſeiner Kraft widerſtanden zu haben; aber als er alt wurde, lenkten die Ausländerinnen ſein Herz zu fremden Religionen. Auf den Höhen in der Nähe Jeruſalems wurden fremde Götter aufgeſtellt, Altäre für ſie errichtet, wo man ihnen räucherte und Opfer brachte. Mit welchem Schmerz mußte jeder Prieſter, jeder patriotiſche Iſraelit, welchem der moſaiſche Geiſt nicht ganz verborgen geblieben, bei ihnen vorbeigehen!

Woher ſollte das Volk Schutz gegen den Druck der Regierung, woher die Staatsreligion Vertheidigung gegen die fremden Götter erhalten? Die Häupter der Prieſterfamilie waren der Hand des Königs ſo nahe und hatten, da die Macht deſſelben gegründet war, zu viel für ihre erblichen Rechte zu fürchten, als daß ſie mit Muth für Jehovah und die moſaiſchen Geſetze hätten ſprechen und handeln ſollen. Nur die Propheten konnten jetzt Vertheidiger derſelben und Beſchützer des Volkes ſeyn. Auch war die Empörung ſchon vorbereitet, als Salomon ſtarb (J. d. W. 3009.)

Bücher der Könige I. 2—9. Chron. II. 1—9.

§. 19.

Auch im Zeitalter dieſes Königs, der Periode ihrer höchſten Cultur, erſcheinen die Iſraeliten in Hinſicht auf Bildung ſehr armſelig in Vergleichung mit andern cultivirten Völkern des Alterthums. Dennoch wurde keinem von dieſen beim Anfang ſeiner Selbſtſtändigkeit ein ſo vollendetes Staatsgebäude gegeben, als das moſaiſche war; keines konnte ſich rühmen, an ſeiner Spitze einen ſo ſchöpferiſchen Geiſt zu haben, welcher in dem Grade Alles in Allem geweſen, wie der hebräiſche Geſetzgeber; keines hatte alle Keime der Cultur aus dem hochberühmten Aegypten in ſolcher Fülle an ſich bringen können, keines kam in ſeinen Gedanken von höheren Weſen den Begriffen der Vernunft von der Gottheit ſo nahe, als die Iſraeliten. Auch ſchien es ein großer Vortheil für die Entwickelung der Nation zu ſeyn, daß ihr Staat aus ſo vielen einzelnen beſtand, in welchen ſich die Kräfte individuell ausbilden konnten, und es doch nicht an Einrichtungen fehlte, durch welche allgemeine Nationalcultur hervorgehen mußte; ſo wie ihre politiſche Exiſtenz begann, hatten ſie in der Buchſtabenſchrift wahrſcheinlich ſchon Zeichen für eine freie Entwickelung ihrer Gedanken.

Die Gründe, warum dennoch die Bildung der Iſraeliten immer dürftig blieb, ſind nicht tief in der Geſchichte derſelben verborgen. Schon der Umſtand, daß ihre ganze bürgerliche Verfaſſung das Geſchenk eines erhabenen Geiſtes war, und ſich nicht durch ihre Bedürfniſſe allmählig gebil-

det hatte, konnte bewirken, daß die Nation immer mit ih- ren Kräften hinter der Erziehung zurückblieb, welche der Staat ihr geben wollte, zumal da dieſer, wegen vieler zu- ſammenwirkenden Urſachen, nie mit allen Ideen, welche ihm zum Grunde lagen, in die Wirklichkeit überging, und ſelbſt nach ſeiner Grundidee von Jehovah für das Faſſungs- vermögen bei weitem des größeren Theiles der Nation zu allen Zeiten zu erhaben blieb. Daher wurden die herrlichen Quellen der Bildung, welche aus der moſaiſchen Geſetzgebung hervor- drangen, nur für wenige ein wahrer Labetrank voll Stär- kung des Geiſtes; aber darum erhoben ſich auch dieſe weni- gen, welche die Ströme des lebendigen Genius im iſraeliti- ſchen Staat, wie er ſeyn ſollte, ganz in ihren Buſen auf- nahmen, ſo unendlich über ihre Landesleute, daß nie zwi- ſchen der Maſſe einer Nation und ihren cultivirteſten Män- nern in den Zeiten der aufblühenden Bildung ein ſolcher Unterſchied geweſen iſt, als zwiſchen den Erwählten Jeho- vahs und den übrigen Iſraeliten. Den ſchönen Schilde- rungen von Reinheit der Sitten und des Herzens, den herrlichen Lehren der Tugend und wahren Reſultaten eines edlen Lebens, welche wir in den Schriften dieſer Geweihten finden, entſprechen deshalb wenige Scenen in der iſraeliti- ſchen Geſchichte: wie die häßliche Nacht verbreitet ſie ſich über dieſe Gemälde voll Anmuth.

Zweitens mußte es den Iſraeliten gänzlich an der wohlthätigſten Erzieherin der Menſchheit, an der Kunſt, fehlen, durch welche wir, wie die Beſchaffenheit unſerer

Kräfte und die Geſchichte der cultivirteſten Völker lehrt, nicht nur zur wiſſenſchaftlichen, ſondern auch zur ſittlichen Bildung hingeführt werden. Sie zähmt die rohe ſinnliche Natur, um den Menſchen für die Abſtractionen der Vernunft und das Gebot des Sittengeſetzes empfänglich zu machen. Nun aber muß die Stütze, an welcher ſie ſich unter dem ungebildeten Volk erhebt, die Religion ſeyn. Nach der moſaiſchen Verfaſſung war es nothwendig ein Staatsverbrechen, vom Nationalgott ein Bild für die äußern Sinne zu machen, und es war keine Götterwelt da, aus welcher die Kunſt ſchöne Geſtalten zur Erde hätte herabbringen können. Nur für den Glauben an die Tradition und für die Einbildungskraft hatte Jehovah das Daſeyn, und dieſe letzte mußte, um ſich nicht an ihm zu verſündigen, ſich mit bloßen Zeichen von ihm begnügen, in einem ungeheuern Raum umherſchwärmen, ohne je den goldenen Punct zu finden, wo die Begränzung ihrer Bilder anfing, durch welche nur die Vollendung der Kunſt möglich iſt. Erſt in den ſpäteſten Zeiten, wo die äſthetiſchen Geiſter ſchon viele Vorgänger gehabt hatten, und das gegenwärtige Elend es zum Bedürfniß machte, den Nationalgott für die Zukunft beſtimmt feſt zu halten, wagt es endlich die Einbildungskraft, ſich ein begränztes Bild von ihm zu ſchaffen. Beim Propheten Daniel thronet er als der Alte der Tage, in einem Gewande, weiß wie Schnee, ſeines Hauptes Haar wie reine Wolle, und ein wälzender Feuerſtrom geht aus von ſeinem Angeſichte. Schon früher ſchilderte man ihn als thronenden König, Oberrichter, als Heerfüh-

rer, der Verfaſſung gemäß; aber wie ihn ſelbſt in keiner beſtimmten Geſtalt, ſo auch ſeinen Aufenthalt in keinen Formen; auch ſeine Boten und Diener offenbaren ſich nicht als Figuren, ſondern nur durch Zeichen und Thaten. Sogar jene Geſtalt Jehovahs aus der ſpäten Zeit, in welcher Daniel lebte, iſt nur ein Nachtgeſicht, als wäre es ein Frevel, ſie ſich mit Bewußtſeyn gebildet zu haben.

Daniel 7. 9. 10. Bücher Samuels II. 24. (16. 17.). Jeſaias 6, 1—4.

Obgleich nun dieſer Mangel an bildender Kunſt, der eine nothwendige Folge der iſraelitiſchen Religion und Verfaſſung war, die Nation immer auf den niedrigen Stufen der Cultur zurückhielt, kann man außer den Gedanken, daß ohne die Einheit und Unſinnlichkeit Jehovahs kaum eine Selbſtſtändigkeit der Iſraeliten wäre zu erwarten geweſen, und daß der Mangel an bildender Kunſt unter den Hebräern, der mit ihr zuſammenhing, nothwendig für die Cultur der fortſchreitenden Menſchheit war, wie die Geſchichte zuletzt offenbaren wird, ſich noch einer doppelten Betrachtung bei dieſem Puncte nicht erwehren. Zuerſt iſt es nämlich ſchwer einzuſehen, wie die Iſraeliten, wenn ihnen Moſes auch eine ganze Götterwelt hätte erlauben dürfen, dadurch zu ächter bildenden Kunſt hätten fortgehen ſollen? Waren ſie doch von Völkern umgeben und von einer Nation gekommen, bei welchen eine Fülle von Göttern war, und welche deshalb doch nicht zu den Idealen der Kunſt ſich aufſchwangen. Jene Urſachen, welche

unter den Griechen für dieſelbe zuſammenwirkten, fehlten in Paläſtina. Dann liegt auch in dem Unermeßlichen der Bilder von Jehovah, welcher ſelbſt der Zaubergewalt der Einbildungskraft ſeine Heiligkeit und Individualität entzieht, verbunden mit der engen Vereinigung, in welcher die Iſraeliten mit ihm als ihrem König und Vater wiederum ſtanden, eine außerordentliche Erhabenheit und Einfalt, wodurch die Geſchichte und Poeſie dieſer Nation eine ausgezeichnete, characteriſtiſche Kraft gewann. Der Große, welchen man ſich nicht mächtig genug denken kann, und kein Bild der Phantaſie erreicht, iſt dem Herzen ſo nahe, und ſeine Verehrer, die ſchauernd vor ſeiner Unendlichkeit zurücktreten, ſprechen mit ihm vertraulich, wie ſeine Kinder.

Drittens entbehrte die ſittliche Cultur der Iſraeliten der bekannten Hülfe, welche der nicht hoch cultivirte Menſch für ſeine Tugend in dem Glauben an Beſtrafung und Belohnung unſerer Handlungen dieſes Lebens in einem Zuſtande nach dem Tode beſitzt. Schon in den frühern Dichtungen der Griechen iſt ein ſolcher Glaube bemerkbar; aber wie im ägyptiſchen Staat das Todtengericht die äußerſte Gränze war, bis zu welcher ſich die Folgen unſerer Handlungen erſtreckten, ſo lag es im Geiſt der ganzen moſaiſchen Verfaſſung, daß Strafen und Belohnungen einzig auf dieſes Leben eingeſchränkt wurden. Der Gott Jehovah wäre ein ſchlechter König des iſraelitiſchen Staates geweſen, wenn er die Folgen von Handlungen ſeiner Unterthanen nicht auf die Sphäre deſſelben beſchränkt hätte. Da nun auch der

Glaube an Strafe und Vergeltung nach dem Tode nur als Antrieb zur ächten Sittlichkeit beitragen kann, ſo konnte der Mangel deſſelben unter den Iſraeliten ja von keinem Nachtheil für ihre moraliſche Cultur ſeyn, weil ſie einen ſolchen Antrieb deſto ſtärker in ihrer Verfaſſung fanden, wo die Scheu vor einem höhern Weſen und die Furcht vor der Obrigkeit immer zuſammenfloſſen? Allein die Liebe zur Tugend bloß ihrer ſelbſt wegen hat bei der Erwartung weit entfernter Strafen und Belohnungen doch einen weitern Spielraum, um Reinheit zu gewinnen, als wenn ſie immer durch den Blick auf die unmittelbaren Folgen der Handlungen befeſtigt werden muß; und auf der andern Seite kann die Ausſicht in eine Ewigkeit voll Schmerz oder voll Freude wiederum ein ungleich ſtärkerer Antrieb zur Tugend ſeyn, als die höchſte Strafe oder Belohnung dieſes Lebens.

Uebrigens konnten die Hebräer ſo wenig als andere Völker ſich eine gänzliche Vernichtung bei dem Tode denken, und der Wunſch der Fortdauer wohnte auch in ihren Herzen. In große Höhlen wurden ihre Todten hinabgeſenkt, und ganze Familien ruhten bisweilen in ihnen zuſammen. Daher bildete ſich die Idee von einem unterirdiſchen Todtenreich, in welches die Geſtorbenen zu ihren Vätern hinabgingen. Weil aber nie eine Kunde von den Bewohnern deſſelben und ihren Unternehmungen herauf erſchollen, weil ihre Kraft geſchwunden war, wann ſie hinuntergeſenkt wurden, und der Anblick ihrer Wohnörter nur Bilder der Nacht, der Schatten und der Ohnmacht erzeugte: ſo dachte

man ſich die Geſtorbenen, als kraftloſe Duftgeſtalten, welche die Geſchäfte ihres vorigen Lebens zwar fortſetzen, aber ohne Genuß, und ſich alle gleich an Ohnmacht, ein freudenloſes Daſeyn führen. Nichtige Rieſen irren in dieſem Schattenreich umher, traurige Ströme rauſchen durch daſſelbe; die Finſterniß der Oberwelt iſt dort Licht, unſere Mitternacht dort Morgenroth. Der König Belial herrſcht über die kraftloſen Gebilde, welche hier umherſchwärmen; aber weil niemand aus ſeinem Gebiet heraufgekommen iſt, ſo wird ſein Palaſt durch eherne Pforten und Riegeln zu einem unbezwingbaren Reich. Troſtloſer als der Iſraelit ſtieg daher kein Verehrer anderer Götter zu den Todten hinab. Das Reich derſelben nach Anſicht der Hebräer war ganz das Werk ihrer eigenen Phantaſie und Natur; ſelbſt die angenehme Idee der Aegypter, daß man die einbalſamirten Leichen noch immer als lebende, theilnehmende Weſen betrachtete, durfte den Kreis der moſaiſchen Geſetzgebung nicht berühren, und kaum iſt es an ein paar Ausdrücken von Moſes und Hiob bemerkbar, daß die ägyptiſchen Ideen, welche ſonſt einen ſo großen Einfluß auf den iſraelitiſchen Staat hatten, in Hinſicht auf den Tod und die Verhältniſſe nach demſelben ihnen bekannt waren.

Hiob 3. 11: 10. 20. Pſalm 49. Samuel II. 22 (5. 6.).

Wiewohl bei dem ganzen Gemälde des Todtenreiches der Hebräer kein beſtimmter Zug von einem Glauben an einen Zuſtand der Strafe oder der Belohnung vorkommt; ſo waren in den Gedanken über daſſelbe doch zwei Puncte,

von welchen ein ſolcher Glaube dereinſt ausgehen konnte. Zuerſt war ſchon in den älteſten Zeiten die Meinung, daß dem Gott Jehovah auch das Schattenreich unterthan ſey, wie alles unter dem Himmel, obgleich er der Flehenden Stimme daſelbſt nicht mehr vernimmt und kein Lobgeſang, kein Danklied ihm in dieſen Tiefen erſchallt; und dann machte man einen Unterſchied in der Weiſe, wie der Gerechte und der Verruchte zu den Todten hinabſtiegen, jener mit Ruhe, dieſer gewaltſam hinabgezogen; auch ſcheint vornehmlich die Sage von einigen ausgezeichneten Männern, die plötzlich ſtarben und nicht in Höhlen begraben waren, Ahnungen von einem andern Aufenthalt, als dieſem Schattenreich, wohin die Lieblinge Jehovahs gelangen ſollten, erregt zu haben. Der Nationalgott nahm ſeine Freunde in ſeine leuchtenden Wohnungen zu ſich.

Hiob 26. 6. Pſalm 88. 11—14.: 6, 6: 49. 15. 16.

Ferner war das Band, welches die Leviten um die übrigen Stämme ſchlangen, ſo nothwendig es für die Erhaltung des Staates, ſo wohlthätig es einigermaaßen für die erſte Erziehung des Volkes ſeyn mochte, durchaus eine Feſſel für die Entwicklung des Geiſtes der Nation. Die Leviten ſelbſt hatten, als ſie ihre Verpflichtungen und Geſchäfte übernahmen, nichts an Bildung vor den übrigen Iſraeliten voraus, und thaten ſich nie ſehr durch das Beſtreben hervor, die moſaiſche Verfaſſung in ihrer großen Conſequenz zu begründen und zu erhalten; an eigentlicher Gelehrſamkeit ſammelten ſie nie einen Reichthum, denn die

Verwaltung des abgeſonderten Staates, in welchem ſich alles auf eine einfache Lebensart bezog, erforderte keine ausgezeichnete Kenntniſſe; und da ſie ihre ganze Wiſſenſchaft als ein Monopol behandeln ſollten, war ein großer Eifer für dieſelbe nicht zu erwarten, ſo wenig wie bei der ägyptiſchen Prieſterkaſte. Es blieb immer Intereſſe der Leviten, das übrige Volk ſo unwiſſend wie möglich ſeyn zu laſſen, und weil man nichts von ihm verlangte, als Kunde von den moſaiſchen Geſetzen, für welche geſorgt war, ſo glaubte man weitere Anſtalten zur Bildung deſſelben nicht nöthig. Vom Seehandel entfernt und für ſeinen Ackerbau, ſeine Kriege keiner beſondern Ausbildung der Handwerke bedürftig, mußte es in jeder Hinſicht zurückbleiben; und wurden ausgezeichnete Genies unter ihm geboren, ſo hatten ſie keine andere Laufbahn des Ruhmes vor ſich, als entweder die kriegeriſche oder des Patriotismus auf den Landtagen, wenn es ſich fügte, daß ſie Sitz und Stimme auf denſelben bekamen. In ſpäteren Zeiten konnten Männer von hohem Geiſt und Character aus allen Stämmen freilich auch als Propheten glänzen.

Fünftens darf man nicht unbemerkt laſſen, daß der Genius des Geſetzgebers, welchem die ganze folgende Cultur gleichſam eingeimpft wurde, zuletzt gerade deshalb ein Hinderniß für eine freie Entwickelung des Nationalſinnes wurde, welche ohne Mannichfaltigkeit nichts ſeyn konnte Zwar ſehen wir auch an den Nationen, welche ſich am meiſten ausbildeten, daß ein großer Geiſt, der ihnen früh unter

günſtigen Umſtänden geſchenkt war, gleichſam der Urquell wurde, aus welchem ſie zu allen Zeiten ſchöpften; allein dies geſchah immer mit Freiheit. Homeros, dieſer Name mag einen einzelnen oder mehrere Sänger bezeichnen, ward nie den Griechen aufgedrungen. Die Iſraeliten hingegen konnten ſich nach keiner Seite in ihrem Staat bewegen, ohne auf das Gepräge von Moſes zu ſtoßen, alle ihre Inſtitute und alle Laute ihrer Geſetze drangen daſſelbe ihrem Geiſt, ihrer Denkart auf. Daher ſind alle ihre Schriftſteller und Dichter nichts als eine moſaiſche Schule.

Zuletzt gibt es noch zwei Urſachen, warum die iſraelitiſche Cultur keinen fröhlichen Fortgang hatte, welche man durch einen Blick auf ſolche Nationen, wo von ihnen das Gegentheil war, in ihrer ganzen Wichtigkeit bemerkt. Zuerſt iſt nämlich bei den meiſten ſehr gebildeten Völkern ein vorzüglicher Antrieb für ſie zur Cultur durch den Character ſowohl jener Zeiten überhaupt, welche man die Heldenperiode zu nennen pflegt, als auch einzelner Begebenheiten, die Epoche machten, ohne Zweifel bewirkt worden. Entſtanden in jenem Zeitraum eines Volkes Bündniſſe von großen Helden und Wohlthätern des Volkes zu gemeinſchaftlichen Unternehmungen, bildete ſich in ihm eine beſtimmte Legalität der Sitten und Gebräuche, und ereigneten ſich einzelne Begebenheiten, die eine ausdauernde Kraft, romantiſche Kühnheit erforderten, und durch ihre ferne Scene die Phantaſie für Abenteuer ſtimmten, ſo gewannen die Sitten dieſer Nation früh Feinheit und Beſtimmtheit, ſo

erhielt ſie einen empfindſamen Geiſt und einen epiſchen Stoff zu Erzählungen. Wie viel verdankte Griechenland von ſeiner ſchönen Bildung dem Zuge der Argonauten und dem Bunde der Amphiktyonen? Wie viel ſind die vorzüglichſten neuern Staaten Europa's dem Zeitalter der Ritter ſchuldig? In der Heldenperiode der Iſraeliten aber, welche unmittelbar nach ihrer Niederlaſſung in Canaan anfing, entdecken wir nichts, als einzelne verwegne Handlungen, einzelne Proben von außerordentlicher Stärke, es gibt keine gemeinſchaftliche Unternehmung gegen einen auswärtigen Feind, keine Verbindung von vielen ausgezeichneten Helden, und alle Thaten ſind auf einen engen Kreis des Landes beſchränkt, nie ward die Einbildungskraft der Iſraeliten über die Wogen unbekannter Meere zu Abenteuern gezogen. Nur mit rohen Völkern führen ſie Krieg während ihrer Heldenperiode; und die Pflicht, alle Einwohner Canaans auszurotten, verhindert das Aufblühen humaner Sitten im Kriege; der Gedanke, daß die Ehre Jehovahs dadurch befördert werde, macht den Meuchelmord, am Feinde verübt, vor welchem die Krieger der Heldenperiode anderer Nationen mit Abſcheu zurückbeben, zu einer heroiſchen That. Rohheit und Unwiſſenheit characteriſiren das Zeitalter der Helden Iſraels; keine wunderbaren Sagen, die während demſelben durch Wißbegierde entſtanden wären, wurden bei den Hebräern zum Anfange der Kunde von andern Völkern, der Natur, der Beſchaffenheit des Erdbodens; in ſtolzer Unwiſſenheit, da ſie doch einmal das erwählte Volk

des mächtigſten Gottes ſind, verleben ſie ihre Tage in einem Winkel der Erde.

Mit dieſem Character der hebräiſchen Heldenperiode hängt einigermaaßen die zweite Urſache zuſammen, welche noch die Entwickelung der iſraelitiſchen Cultur verhinderte. Soviel nämlich die Poeſie der Hebräer, verbunden mit Muſik und Tanz, zu ihrer Bildung beitrug, indem ſie vorzüglich durch David auf das ſorgfältigſte in die ganze Verfaſſung verflochten wurde, eine ſo ſchöne Sammlung von Nationalgeſängen aller Art ihre Pſalmen ſind, ſo war ihre Dichtkunſt doch immer nur lyriſch, ward nie epiſch. Am Auszuge der Väter von Aegypten nach Canaan hätte man vielleicht einen guten Stoff zum epiſchen Gedichte gehabt; allein die Dichtung durfte ſich an ihn nicht wagen, die Erzählung davon war bis auf die geringſten Kleinigkeiten, auch der Geſchichte, ſo wichtig, daß ſie ganz, wie ſie war, geglaubt werden mußte. Es wäre ein Staatsverbrechen geweſen, dieſen Stoff als epiſcher Dichter behandeln zu wollen. Späterhin waren immer nur einzelne Ausbrüche von Heroismus zu bemerken. Mit einzelnen Ausbrüchen der Empfindung begnügte man ſich eben ſo in der Dichtkunſt, und behandelte alles, was ſich zur Erzählung eignete, auf lyriſche Weiſe, zumal da der Staat, der Prophetengeiſt, die nothwendigen Ausſichten in die Zukunft der lyriſchen Poeſie ohnedies immer den Kranz geben mußten, und den klaren Spiegel der epiſchen oft nicht einmal vertragen hätten. Wegen ähnlicher Urſachen nahmen denn auch die dramatiſche

und didactiſche Dichtkunſt das Gewand der lyriſchen an. Für jene beiden Claſſen der Poeſie hatte man wahrſcheinlich erſt im Zeitalter David's und wahrſcheinlich vom Geiſt eines Nichtiſraeliten im Buche Hiob, wenn gleich nicht ein Muſter, doch ein erhabenes Vorbild erhalten, welches aber überhaupt nicht einen ſolchen Einfluß auf die Iſraeliten bekam, als in mancher Hinſicht wäre zu wünſchen geweſen. Der Genius von Moſes herrſchte einmal allgewaltig.

Daß die Hebräer keine epiſche Dichtkunſt bekamen, vorenthielt ihnen die mannichfaltige Bildung, welche ſich an jene zu knüpfen pflegt. Sie gewannen nie einen wahren proſaiſchen Styl, gewöhnten ſich nie an eine ruhige Anſicht und Erforſchung der Dinge, und jener Mangel war eben ſo gut Urſache, als Wirkung von dem abgeriſſenen Daſeyn überhaupt, durch welches ſie ihren auszeichnenden Character in der Menſchengeſchichte mit erhalten haben. Am wenigſten konnte aber, weil epiſche Dichtkunſt fehlte, und wegen der Urſachen, warum ſie fehlte, die Hiſtorie im iſraelitiſchen Staat aufblühen. Derjenige, welchen man als Grundurſache aller Begebenheiten betrachten mußte, wenn man nicht ein Frevler ſeyn wollte, zog ſie ja immer in ſeine Unbegreiflichkeit zurück, an das Verhältniß zu ihm knüpften ſich alle Erſcheinungen, und nach dem eigentlichen pragmatiſchen Zuſammenhang, ohne welchen die Hiſtorie wie ein leerer Schall iſt, war alle Forſchung auf immer abgeſchnitten.

§. 20.

Nach Salomon's Tode war keine Fortbildung der iſraelitiſchen Cultur mehr zu erwarten, denn es begann die Periode, da die Iſraeliten in zwei Staaten zerfallen waren, bis endlich beide ein Raub auswärtiger Eroberer wurden.

Am Ende der vorigen Regierung war der Prophet Achia aufgetreten, als ein Rächer des beleidigten Nationalgottes. Einem jungen ehrgeizigen Mann aus dem Stamm Ephraim, welcher Jerobeam hieß, begegnete er auf dem Felde; ſie waren allein. Der Prophet nahm das neue Obergewand des Jünglings und zerriß es in zwölf Stücke. Zehn gab er ihm, als ein Zeichen der zehn Stämme, über welche Jehovah ihn zum König ſetzen wollte, aber erſt nach dem Tode Salomon's. Es wäre ein zu gefahrvolles Unternehmen geweſen, von der befeſtigten Herrſchaft dieſes alten Königs einen Theil abreißen zu wollen, und auf gleiche Weiſe ließ es ſich vorausſehen, daß der mächtige Stamm Juda und der benachbarte ſchwache Stamm Benjamin ſich von David's Nachkommen nicht trennen würden. Uebrigens muß dieſe Scene nicht ganz verborgen geblieben ſeyn, denn der König ſuchte Jerobeam zu tödten, welcher deshalb nach Aegypten entfliehen mußte.

Den Iſraeliten ward es ſchwer, von dem königlichen Hauſe abzugehen, aus welchem zwei Männer, wie David

und Salomon, auf welchen doch die Glorie der Nation ruhte, aufgeſtanden waren, und deshalb verſammelte ſich der Reichstag vor dem Sohn des letzteren, um ihn zum König aller Stämme zu machen, wenn er nur die Laſten zu erleichtern verſprach, die der vorige König dem Volk aufgebürdet hatte. Der unkluge Rehabeam gab, von jungen Rathgebern verführt, eine Antwort des ſchrecklichſten Deſpotismus, und zehn Stämme waren für ihn verloren, welche Jerobeam zum König wählten und ein beſonderes Königreich Iſrael ausmachten, da hingegen Juda und Benjamin bei David's Familie als das Königreich Juda blieben. Rehabeam ſammelte freilich ein Heer, um jene ſich zu unterwerfen, aber es bedurfte nur das Wort eines Sehers, daß dieſe Trennung Jehovahs Befehl ſey, ſo ging es aus einander, ohne einen Schwertſchlag zu thun. Auf dieſe Weiſe kam eine Revolution zu Stande, deren Folgen ſich gar nicht berechnen ließen, und wenigſtens in einem der Reiche alle bisherige Verfaſſung zerſtören mußte. Wer ſollte denn nun das erwählte Volk Jehovahs ſeyn, die Juden oder die Iſraeliten? und ſollten dieſe zu dem Tempel noch wallfahrten, welcher in der Hauptſtadt ihrer erbitterten Feinde prangte?

Jerobeam ſah wohl ein, daß er ſeinen Unterthanen, wenn ſeine Herrſchaft beſtehen ſollte, andere Götter, eine andere Religion geben mußte, und führte daher den Bilderdienſt ein, indem er zwei goldne Kälber als die Götter aufſtellte, welche das iſraelitiſche Volk aus Aegypten geführt

hätten. Dies zog nothwendig nach ſich, daß nun alle Prieſter und Leviten, welche ſich innerhalb ſeines Königreichs befanden, und daſelbſt weder ihres vorigen Anſehens, noch eines hinlänglichen Unterhaltes genießen konnten, in großen Haufen ſich in das Reich der Juden begaben. Ihnen folgten alle eifrige Verehrer Jehovahs nach, und ſo hätte Rehabeam allein dadurch, daß er den Cultus von dieſem rein erhielt, vielleicht wieder zur allgemeinen Herrſchaft gelangen können; allein er war unbeſonnen genug, ſelbſt dem moſaiſchen Geſetze nicht ganz getreu zu bleiben. Wenn der große Geſetzgeber jetzt wieder erſchienen wäre, wie würde er alle ſeine bangen Ahnungen, daß ſeine Ideen nie ganz in die Wirklichkeit übergehen möchten, durch die traurige Gegenwart übertroffen gefunden haben!

Bücher der Könige I. 12. Chron. II. 11. 12.

§. 21.

Da die beiden Reiche ſogleich in den blutigſten Kampf mit einander geriethen, mußten ſie zum leichten Spiele fremder Mächte werden, zumal da Eroberungsgeiſt über die Pharaonen gekommen war, und die großen Monarchien Mittelaſiens nach einer Univerſalherrſchaft zu ſtreben begannen. Dennoch konnte der Staat der Juden hoffen, länger als das Reich der Iſraeliten zu beſtehen. Er hatte eine feſte Hauptſtadt, eine beſtimmte Verfaſſung und Religion, ſo oft freilich auch ſeine Bürger und Herrſcher die Reinheit der moſaiſchen Ideen verletzten, ſeine Kräfte fanden noch einen Mittelpunct in Jehovah und dem Prieſterſtande, und

hatten mehr Einheit ſchon deshalb, weil er nur aus zwei Stämmen beſtand. Mit allen dieſen Gründen hing dann eine große Urſache ſeiner längeren Dauer zuſammen, daß nämlich der Wechſel der regierenden Häuſer und Kriege voll blutiger Grauſamkeit um den Thron in ihm nicht ſo leicht ſeyn konnten, als im iſraelitiſchen Reiche.

In beiden Staaten waren in dieſer traurigen Periode die Propheten von der größten Wichtigkeit, beſonders im iſraelitiſchen, wo ihre Schulen nach der Auswanderung der Prieſter und Leviten die einzige Stütze für die Trümmer der alten Verfaſſung und Religion wurden. Der Hauptſache nach blieb ihr Geiſt und ihre Beſtimmung einerlei; ſie waren außerordentliche Männer, auf welchen der Geiſt Jehovahs ruhte, und es war ihre Pflicht, die Religion deſſelben in ihrer Reinheit zu erhalten und dazu Verheißungen und Drohungen, und Weißagungen anzuwenden, inſofern ihr Blick in die Zukunft dringen konnte. Außerdem aber waren allmählich auch andere Geſchäfte des Staates an dieſe außerordentlichen Diener des Nationalgottes gekommen. Unter David und Salomon lebten einige von ihnen in trauter Freundſchaft mit dem königlichen Hauſe, und ſchrieben die Annalen des Staates, in welchen ſie auch die Geſchichte benachbarter Völker, inſofern ſie die hebräiſche berührte, oft nicht ohne Bemerkungen, die ihr Sehergeiſt ihnen eingab, aufzuzeichnen pflegten. Solche äußerſt gebildete Männer traten wahrſcheinlich nur aus der Mitte der Leviten auf, und dauerten auch nach der

Zertheilung des Staates mit jenem Character im jüdiſchen Reiche fort.

Auf eine andere Weiſe mußte ſich, die bemerkten allgemeinen Grundzüge ausgenommen, der Character der Propheten in der iſraelitiſchen Monarchie bilden. Sie konnten wegen ihrer urſprünglichen Beſtimmung den königlichen Familien und den Bürgern nicht angenehm ſeyn, welche fremde Götter verehrten. Ihre Erſcheinung war immer ein Vorwurf, ihre Rede eigentlich ein Aufruf zu einer gerechten Empörung gegen den Herrſcher. Weil das Andenken an Jehovah und die Furcht vor ihm, als dem mächtigſten Gott, ſich nie unter den Iſraeliten verlor, ſo wandelte das Schrecken vor ſeinem Boten her, und es mußte Angelegenheit der Regierung werden, ſie zu vertilgen. Weit entfernt alſo, am Hofe und in den Städten als Staatsmänner gelitten zu ſeyn, mußten die Propheten im Reich Iſrael ſich oft glücklich preiſen, wenn ſie blutigen Verfolgungen in Wäldern und Höhlen entgehen konnten. Dieſes mußte nicht nur auf ihre äußere Lebensart, welche der einſiedleriſchen ähnlich ward, ſondern auch auf ihren Character und Geiſt einen großen Einfluß haben. Ihr Vertrauen auf Jehovah ward durch die Drangſale immer geſtählt, es wurde ihnen zum Bedürfniß, ſich ſeine Macht immer unendlicher zu denken, ihre Phantaſie erhielt einen wildern, romantiſchern Flug, und ihr ganzer Geiſt, ihre Sprache wurden enthuſiaſtiſcher. Auch mußten die großen Seher im Reich Iſrael ſich begnügen, wenn ſie nur fähige Zöglinge fanden; an

Bevölkerung der Prophetenſchulen aus dem Stamm der Leviten war nicht mehr zu denken.

Den Chor dieſer Propheten aus Iſrael führt Elias an, ein Mann von gewaltiger Kühnheit und enthuſiaſtiſchem Gemüth. Wie Moſes hat er ſich in der Einſamkeit zu ſeiner großen Rolle geweiht, und erſcheint als Seher in der gefahrvollſten Zeit. Der grauſame Ahab war auf dem iſraelitiſchen Throne ſeinem Vater Omri gefolgt (J. d. W. 3067.), welcher durch eine Revolution König geworden war, und Samaria zur Reſidenz der iſraelitiſchen Monarchen gemacht hatte. Durch ſeine Gemahlin Iſabel ward Ahab zur Einführung des ſidoniſchen Gottesdienſtes verführt, und ſogleich begann ein Blutbad unter den Propheten. Dennoch war Elias kühn genug, einen Wettſtreit mit den Baalspfaffen zu beginnen, und benutzte ein Gewitter, welches an alle die alten herrlichen Erſcheinungen Jehovahs, von welchen die Bücher der Väter voll waren, lebhaft erinnerte, um durch eine plötzliche ſchwärmeriſche Stimmung das Volk zur Ermordung der Prieſter der ſidoniſchen Gottheiten zu verleiten. Er entfloh darauf bis in die Höhlen des Berges Horeb, voll von ſeinen erhabenen Geſichten, und war bald darauf ſo glücklich, in dem jungen Eliſa einen Seher zu erziehen, auf welchem ſein Geiſt ruhte. Beide ſtellten ſich mit einer beiſpielloſen Raſtloſigkeit jeder Gefahr entgegen, um die Trümmer des Jehovahdienſtes ſo viel wie möglich zu erhalten, beide thaten, nach Sitte der Propheten, viele Zeichen und Wunder,

welche aber theils die Poeſie des Ausdruckes, theils die Geſchichte ſo eingehüllt hat, daß es ſelten möglich wird, die hiſtoriſche Wahrheit in den Erzählungen von ihnen zu bemerken. Beſonders fand ihre Klugheit in den vielen Kriegen zwiſchen den iſraelitiſchen Königen und ſyriſchen Mächten oft Gelegenheit, Jehovah in einem herrlichen Licht erſcheinen zu laſſen. Am leichteſten ſchienen ſie die Religion von dieſem retten zu können, wenn ſie nach dem Beiſpiel der älteren Propheten die Familien, welche fremden Göttern anhingen, durch die Aufſtellung von Königen nach Jehovahs Willen vom Thron ſtürzten; allein der gefährliche Verſuch, welchen Eliſa mit dem Feldherrn Jehu machte, durch welchen er die Nachkommen von Omri vertilgte, mißlang inſofern, daß der neue König und ſeine Familie freilich dem ſidoniſchen Gottesdienſt ein Ende machten, doch keinesweges von der Verehrung vieler Götter abſtanden.

Bücher der Könige I. 17—21. II. 1. 2. 4—10.

§. 22.

Noch einmal kamen beide Reiche faſt zu gleicher Zeit in einen ſcheinbar blühenden Zuſtand, da über die Juden Uſia und über die zehn Stämme Jerobeam der Zweite herrſchten; weil aber einmal ihr inneres Weſen unheilbar zerrüttet war, die Stimmung der Nation weder für das moſaiſche Syſtem paßte, noch wegen Bekanntſchaft mit dieſem für irgend eine andere Verfaſſung, ſo trug alle ihre Blüthe dieſer Zeit den Wurm in ſich. Uſia ſorgte für

eine treffliche Ordnung im Kriegsweſen und für Vertheidigung des Landes, erwarb ſich Verdienſt um den Ackerbau, und zeichnete ſich vornehmlich durch ſeine Staatswirthſchaft aus. Jerobeam von Iſrael ſcheint mehr wegen ſeines Glückes im Kriege und des Glanzes ſeiner Regierung, von welchem eine drückende Art von Tyrannei nicht getrennt war, als wegen wahrer Verdienſte ſeinen Ruf erlangt zu haben. Ueberhaupt war er nicht durch die Verfaſſung ſeines Reiches ſo in ſeiner Herrſchaft gezügelt, wie der König von Juda. Dies war vor Uſia nicht verborgen geblieben, und die Begierde nach einer gänzlich unumſchränkten Macht verleitete ihn gegen das Ende ſeiner langen glücklichen Regierung zu dem Verſuch, die alte Conſtitution, welche noch immer eine mächtige Stütze ſeines Reiches war, gänzlich zu zerſtören. Eines Tages ging er in das Heiligthum, welches ſonſt nur die Prieſter betraten, und wollte auf dem Altare räuchern. Der Hoheprieſter Aſaria und achtzig andere Prieſter gingen ihm nach und umgaben ihn, indem ſie den Frevel ſeines Beginnens ihm vorſtellten. Die Geſchichte läßt nun plötzlich den Ausſatz an ihm ausbrechen, und die Prieſterſchaft wußte es ſo einzuleiten, daß die Verwaltung des Staates ſeinem Sohn nach dieſem Verſuch, die prieſterliche Würde mit der königlichen zu verbinden, anvertraut wurde. Wie ungern würden die alten Propheten und Prieſter ihre Verheißungen vom Heil der Familie David's erfüllt geſehen haben, wenn dieſe die erblichen Rechte der Nachkommen Aaron's an ſich geriſſen hätte?

Uſia hatte ſehr den Verkehr mit den Phöniciern und den Handel begünſtigt, wodurch eben ſowohl, wie durch das lange Glück ſeiner Regierung Luxus und Sittenverderbniß geſtiegen waren. Eine natürliche Folge davon war immer weitere Entfernung vom Gott der Väter, und um ſie mit allen ihren verderblichen Wirkungen zu beſchleunigen und zu verſtärken, mußte ein laſterhafter Jüngling wie Ahas, der Enkel Uſias, den Thron beſteigen. Den Bilderdienſt, welcher unter den Iſraeliten herrſchte, hielt er hoch; den fremden Göttern ſtand ſein ganzes Land offen. Je mehr die Vergnügungen und Feſte durch die Mannichfaltigkeit der Religionen zunahmen, deſto mehr zerfielen alle Anſtalten zur Vertheidigung des Landes, und der alte Patriotismus, mit welchem ſonſt der Verehrer Jehovahs ins Feld ging, verſchwand gänzlich. Es fehlten nur noch Zwiſchenreiche und bürgerliche Kriege, die nach Jeroboam's Tode das iſraelitiſche Reich zerrüttet hatten, damit auch der Staat Juda wie jenes völlig einer Trümmer gleiche.

Ein Bündniß, welches zwiſchen dem König Rezin von Syrien und dem König Pekah von Iſrael zur gänzlichen Ausrottung des Hauſes David's und Unterjochung des jüdiſchen Staates gemacht war, ſchien dieſem ſchon den völligen Sturz zu drohen, da Ahas nicht Muth genug hatte, dem Feinde in dem feſten Jeruſalem widerſtehen zu wollen. Dagegen kam er auf den unglücklichen Gedanken, ſich in den Schutz der aſſyriſchen Monarchie zu begeben. Der Beherrſcher derſelben ließ ſich bewegen, Syrien mit

Krieg zu überziehen. Es war für ihn eine leichte Erobe=rung; die hebräiſchen Königreiche hatten nun an ihm einen gefährlichen, übermächtigen Nachbar, und der Staat der zehn Stämme mußte bald den Nachtheil davon ſehr em=pfinden.

Der König von Juda, Ahas, that alles, um in der Gnade des aſſyriſchen Monarchen zu bleiben. Er brachte ihm große Geſchenke, bezahlte einen Tribut, und zeigte ſeine Verachtung des Gottes, welcher als der beſondere Schutzgott ſeines Hauſes betrachtet wurde, bis zu einem ſolchen Grade, daß er, den fremden Göttern zu gefallen, ſo=gar das Heiligthum des Tempels zu Jeruſalem zu verſchlie=ßen befahl. Gegen die Stimmen der Propheten war er taub, welche immer drohender, immer klagender wurden. Deſto mehr ſcheinen ſie zur Bildung ſeines Nachfolgers bei=getragen zu haben. Hiskia ſuchte den Jehovahdienſt in ſeiner ganzen Reinheit wieder herzuſtellen und mit einem neuen patriotiſchen Eifer die Stämme Juda und Ben=jamin zu beſeelen. Der glückliche Erfolg dieſes Verſuchs brachte ihn ſogar auf den Gedanken, auch die Iſraeliten wieder zum alten Gottesdienſte zu ziehen. Ueber dieſe herrſchte jetzt Hoſea, welcher durch eine der gewöhnlichen Revolutionen auf den Thron gekommen war. Die Macht ſeines Reiches war ſchon äußerſt geſchwächt, denn die Ge=genden auf der Morgenſeite des Jordans hatte der aſſyriſche Monarch bald nach der Beſitznehmung Syriens weggenom=men, und wie mit dieſem, ſo auch mit ihnen die Verände=

rung ſich erlaubt, daß er Colonien aus ihnen in andere Provinzen ſeiner Monarchie und aus dieſen wiederum in ſie verpflanzte, das gewöhnliche Mittel großer Despoten, um ihre Unterthanen deſto leichter in Gehorſam zu erhalten, und ihnen eine gewiſſe allgemeine Denkart zu geben, wodurch die Sclaverei frühern Eingang findet. In dem Ausſchreiben Hiskias an die Stämme des iſraelitiſchen Reiches wird als Grund zur Rückkehr zum Gott der Väter auch die Verheißung angeführt, daß er jene Verpflanzten alsdann gewiß dereinſt nach Canaan zurückführen werde. Einzelne Schaaren der Iſraeliten wallfahrteten auch zum Paſſahfeſte nach Jeruſalem. Nur zu ſpät ward das Schauſpiel gegeben, daß ſie die Juden als Brüder wieder umarmten, und mit ihnen vor dem alten Gotte der Väter ſtanden.

Nicht lange nachher war Hoſea von Iſrael, durch unſichere Verſprechungen des Königs von Aegypten eitel gemacht, unbeſonnen genug, dem aſſyriſchen Monarchen Salmanaſſar den Tribut aufzukündigen. Drei Jahre vertheidigte er ſeine Hauptſtadt Samaria gegen das Heer deſſelben. Nachdem ſie ſich ergeben hatte, ward er als Gefangener weggeführt, und das Land aller zehn Stämme nun als eine aſſyriſche Provinz behandelt. Die meiſten Familien wurden aus ihm weggetrieben, und in Aſſyrien, Medien und Meſopotamien zerſtreut. Ein Gemiſch von Nationen aus mehreren Provinzen der aſſyriſchen Monarchie und aus Babylonien ließ ſich dagegen vorzüglich in der

Gegend von Samaria nieder, und vermengte ſeine Religion und Denkart mit den Ideen der zurückgebliebenen dürftigen Iſraeliten (J. d. W. 3263.).

Bücher der Könige II. 14 (23—29.). 15 (1—31.). 16. 17. 18 (1—12.). Chron. II. 26. 28—31. Josephi antiq. Jud. IX. 14. 15.

§. 23.

In den letzten Zeiten vor dieſer großen Revolution waren die Stimmen der Propheten immer ſtrafender, weiſſagender geworden; wie der Donner mit furchtbarem, ſtets zurückkehrendem Wiederhall, werden ſie zwiſchen den Trümmern des moſaiſchen Staates vernommen. Aber je mehr ſich durch die weit verbreitete aſſyriſche Macht, durch den Gebrauch, welchen die Reiche des mittlern Aſiens von dem Handelsfleiß der Phönicier machten, eine Verkettung der Angelegenheiten der Staaten bildete, deſto weiter ward auch der Geſichtskreis der hebräiſchen Seher. An ihre Idee von Jehovah, als dem mächtigſten Gott, knüpfte ſich leicht der Gedanke, daß ihr weißagender Geiſt auch auf andere Völker Eindruck machen, und das Schickſal derſelben beſtimmen könne, da ſie mit ihren Göttern doch endlich dem Nationalgotte der Hebräer und dieſem Volk unterliegen mußten, ſo traurig auch jetzt die Ausſichten für daſſelbe waren.

Aus dieſem Geſichtspuncte macht der Prophet **Jonas** Epoche in der Geſchichte der Hebräer. In der ungeheuern

Hauptſtadt des aſſyriſchen Reiches war, wie allenthalben in der Nähe eines glänzenden Hofes, Luxus und Sittenverderbniß ſehr gediehen. Der Prophet Jonas, welcher zur Zeit Uſias und Jeroboam's des Zweiten lebte, und einen außerordentlichen Ehrgeiz bei einem beſchränkten Geiſt und unternehmenden Character beſeſſen zu haben ſcheint, kam auf den Gedanken, nach Ninive zu gehen und den Untergang deſſelben wegen der Laſter, die es beherrſchten, zu verkünden. Ein Einfall, auf welchen Ruhmſucht und Eifer für Jehovahs Ehre ihn zuerſt brachten, dünkt ihn bald Pflicht und Gebot ſeines Gottes; aber zugleich entgeht ihm nicht die außerordentliche Gefahr, welche mit Vollziehung deſſelben verbunden iſt. Um ſich dieſem Auftrage zu entziehen, um gleichſam vor ſich ſelbſt zu fliehen, will er auf einem phöniciſchen Schiffe nach Spanien gehen. Der Sturm, welcher daſſelbe in die größte Gefahr bringt, ſcheint ihm Strafe Jehovahs, und die wunderbare Weiſe, wie er über Bord geworfen als der Verbrecher, gerettet wird, macht ihm die Ausführung des Befehls wider Aſſyriens Hauptſtadt zur heiligſten Pflicht. Vielleicht der Ruf ſeiner ausgezeichneten Rettung, gewiß die weit verbreiteten Sagen von dem Nationalgotte der Hebräer und ſeinen Propheten, und vorzüglich die Empfänglichkeit aller polytheiſtiſchen Völker auch für die Drohungen fremder Götter, deren Exiſtenz ihr Glaube ja nicht leugnete, alles dieſes verbunden mit der ängſtlichen Schwachheit entnervter Menſchen einer wollüſtigen Hauptſtadt hatte die Folge, daß die Drohung des Propheten Jonas Eindruck machte, und

wenigſtens eine augenblickliche Veränderung der Sitten bewirkte. Mehr hatte er wohl nicht beabzweckt, und der Unmuth, welchen er empfindet, daß ein Elkeroa, welcher ihm auf einer Anhöhe vor der Stadt durch ſeine Blätter Schatten gab, nach einem Tage ſchon welket, bringt ihn auf den Gedanken, daß es ſeinen Gott vielmehr ſchmerzen müſſe, die Einwohner einer großen Stadt vergehen zu laſſen. So war alſo die Ehre deſſelben bei der etwas unbeſonnenen Drohung, daß Ninive binnen vierzig Tagen untergehen werde, immer noch gerettet.

Die Propheten, welche beinahe noch Zeitgenoſſen von Jonas waren, hatten indeſſen in der Heimath ſo viele Mißbräuche in Religion und Verwaltung des Staates zu bekämpfen, daß ſie auf ſeiner Bahn nicht fortgehen konnten. Von patriotiſchem Eifer getrieben, verließ der Hirt Amos ſeine Heerde und die Einſamkeit, in welcher er ſich zu Geſichten und kühner Sprache für die Einfalt der väterlichen Lehren und Sitten geſtärkt hatte. Kein unterrichteter Prophet und keines Sehers Zögling tritt er auf, als ein freier Mann Jehovahs, und bekämpft vor allem die Beugung des Rechtes und die Tyrannei gegen die Armen. Hiervon hatte er bei ſeinem vorigen Leben am meiſten Beiſpiele haben können. Der Glanz und die Verdorbenheit der Sitten während der glücklichen Regierung Jeroboam's des Zweiten im iſraelitiſchen Reich mußte den einfachen Hirten zum glühenden Unwillen entflammen. Alle Bilder, alle Erfahrungen, die ſeinem genialiſchen Geiſt vom Hirten-

leben her zu Gebote ſtehen, ſammelte ſeine kraftvolle Spra=che zu Schilderung der Gegenwart und drohender Weißa=gung. Sanfter und klagender iſt der mehr gebildete Ho=ſeas, deſſen Leben gleichfalls zum Zeitalter Jero=boam's des Zweiten gehört. Gern nimmt er Symbole vom Familienleben her, um das Verhältniß zwiſchen den iſra=elitiſchen Stämmen und Jehovah darzuſtellen, und bei allen Klagen über die Zerrüttung deſſelben, bei allen wehmü=thigen Ausſichten vergißt er nie der Hoffnung, es der=einſt wieder hergeſtellt zu ſehen; ſeine weiche Seele hält ſich immerwährend dem Schmerz über die Zeitgenoſſen das Schickſal der Nation überhaupt gegenwärtig, um ſich zu tröſten wegen der Gegenwart. Doch ſchadet dies nicht ſeiner politiſchen Klugheit, um gegen die Staatsmaxime, daß man ſich um Bündniſſe mit den mächtigen aſſyriſchen und ägyp=tiſchen Königen bemühen müſſe, als wider die verderblichſte Thorheit zu eifern. Freilich war es bei ſolchen Verbindun=gen gewiß, daß die hebräiſchen Reiche doch der Raub des mächtigen Bundesgenoſſen wurden; aber hätte ſich der mo=ſaiſche Staat, wenn ihm auch ſeine ganze Selbſtſtändigkeit zu Theil geworden wäre, wider eine ſolche Uebermacht, als die großen Monarchien des mittleren Aſiens waren, halten können zu einer Zeit, da die kleineren Mächte noch durch keinen Staatenverein gegen Univerſalmonarchen geſichert waren?

Eine weit glänzendere Ausſicht für das künftige Schick=ſal der Hebräer, als alle vorhergehende Propheten hatten, eröffnet Micha, welcher mit ſo feuriger Kraft die Zukunft

ſich gegenwärtig macht, und die falſchen Propheten, welche den verderblichſten Einfluß auf die Höfe und das Volk äußerten, mit einem ſolchen ſtrafenden Ernſt bekämpfte, daß er nur von dem größten unter den ſpätern Propheten, ſeinem Zeitgenoſſen, dem genialiſchen Jeſaias übertroffen werden konnte. Dieſer gewaltige Geiſt berührte noch die glänzende Regierung Uſias, ſah deſſen Sohn Jotham nach den moſaiſchen Geſetzen regieren, und ſtrafte nur die üppigen Sitten; mußte dann die Donner ſeiner Beredtſamkeit wider Ahas, der unter allen Königen Juda's ſich am meiſten vom Gott der Väter entfernte, vergebens wenigſtens in Rückſicht auf den König ertönen laſſen, und genoß endlich der Wonne, in Jeruſalem Hiskia nach dem Sinn der Verfaſſung regieren zu ſehen, als die zehn Stämme zerſtreut wurden.

Alle Ströme des Prophetengeiſtes vor ihm nahm Jeſaias in ſich auf, und ſandte ſie wieder bereichert in die Zukunft aus, um in ihrem belebenden Laufe das glückliche Land zu ſegnen, als welches er das gemißhandelte Gebiet der Hebräer erblickte. Jede Gegend, wo die bisherigen Seher Bilder fanden, eroberte er, jedes Geſchäft des Lebens mußte mit ſeinen Eigenthümlichkeiten die Rede ſeines gewaltigen Geiſtes bereichern, und aus den höchſten Regionen der Dichtkunſt ſenkt er ſich bisweilen auf ein Beiſpiel des alltäglichen Lebens herab, um ſeine Zeitgenoſſen zu belehren. So prachtvolle Werke einer ſchöpferiſchen Einbildungskraft, eines unaufhaltbar eindringenden Urtheiles ſeine Schilderun-

gen und Weiſſagungen ſind, ſo bitter und zermalmend iſt ſein Spott, wenn er auf die lüſternen Sitten, die falſchen Propheten, die begränzte Politik der Herrſcher ſeine Beobachtungen lenkt. Wie ein Adler, welcher lange kaum ſichtbar in der Höhe geſchwebt hat, ſchießt er dann ſchreckend auf ſeine Beute herab. Aber er iſt zu ſtolz, zu empört über ſein Zeitalter, zu erfüllt von der glorreichen Zukunft, als daß er ſich je weiche wehmüthige Klagen über das Unglück, welches vor derſelben ſeine Nation treffen wird, erlauben ſolle. Oft durch einen einzelnen Zug, bisweilen durch eine einzige Redensart zieht er die ganze Vergangenheit der Hebräer in ſein Gebiet, und ſchwingt ſich von ihr an einem geiſtigen Faden, welchen er an ſie geknüpft hat, in die weiteſte Ferne. Alle Staaten, welche das Schickſal ſeines Volkes nur berühren konnten, umfaßt er alsdann mit ſeinem Seherblick, und gibt den ſicherſten Beweis des ächten Genius, indem er die ſchärfſte Beſonnenheit mit der Trunkenheit ſeiner Seele vereinigt. Der Ruin der aſſyriſchen und babyloniſchen Reiche mußte die Grundbedingung für ein künftiges herrliches Reich der Nachkommen Abraham's ſeyn; auf ihn kommt er daher unaufhörlich zurück. Aber auch Aegypten, Aethiopien und die phöniciſchen Mächte müſſen fallen, damit der iſraelitiſche Staat keinen Nebenbuhler habe, wie ſein Gott keine Nebengötter. Zu dieſem müſſen daher alle benachbarte Völker ſich bekennen, damit das große hebräiſche Reich Einheit erhalte; nur bleibt das Land, auf welches Moſes das erwählte Volk beſchränkte, immer die Stammprovinz, ſo wie dieſes gleichſam die Rolle

gegen die beſiegten Nationen ſpielt, welche Aaron's Familie und der Stamm Levi gegen die übrigen Stämme hatte. Eine ſolche Revolution iſt aber nicht anders möglich, als durch wiederhergeſtellte vollendete Reinheit des Jehovahdienſtes; und durch welchen Mann ſoll ſie bewirkt werden, als durch einen Sprößling aus dem Hauſe David's, für welches die alten Verheißungen ſprachen, und aus welchem bis auf die gegenwärtige Zeit faſt immer Könige hervorgegangen, welche dem Nationalgotte treu geblieben waren? Ein frommer, einfacher Nachkomme jenes größten Beherrſchers der Hebräer mußte es ſeyn, ein Mann, welcher den moſaiſchen Geiſt kannte und wußte, was Recht und Unrecht war, der eine glückliche Umbildung der Nation bewirken ſollte. Glorreich konnte nach allen politiſchen Verhältniſſen, die ſich berechnen ließen, unmöglich ſein Auftreten ſeyn, ſo wie ſein Schickſal aller Wahrſcheinlichkeit nach traurig ſeyn mußte; aber wunderbar, wie bei Moſes, werden ohne Zweifel manche Umſtände ſeiner Geburt und ſeines Lebens ſeyn. Jeſaias ging in dieſem Puncte ſo weit, daß er dem König Ahas, welcher durchaus auf Jehovahs Geſandten nicht hören wollte, einen Widerſpruch in den Begriffen des menſchlichen Geiſtes, welcher durch des Nationalgottes Macht wirklich werden ſoll, als prophetiſches Zeichen aufzudringen ſuchte; er ging in ſeinem Eifer ſo weit, daß er verſprach, eine Jungfrau aus David's Hauſe ſollte einen Sohn gebähren und Jungfrau bleiben; dieſer Knabe würde der Immanuel ſeyn!

So wußte Jeſaias alles zu benutzen, um das prachtvollſte Luftſchloß für die Zukunft zu bauen; ſein Glaube an Jehovah und ſein Patriotismus machten es nothwendig. Selbſt die Schilderung von den Wirkungen, welche der Ruin der Mächte, die vor Iſrael fallen, auf das Todtenreich machen wird, brauchte er zur Ausſchmückung des herrlichen Gebildes; die nichtigen Schatten der Könige werden aufſtehen und jauchzen, wenn der furchtbare babyloniſche Herrſcher nichtig, wie ſie, zu ihnen herabſteigt und Jehovahs Ruhm, der ihn geſtürzt hat, wird durch das Reich Belial's verbreitet werden. Bei manchen ſeiner wirklich eingetroffenen Weißagungen darf man nicht vergeſſen, daß ſie von einem jeden, deſſen Blick nur etwas politiſchen Scharfſinn beſaß, ausgeſprochen werden konnten, bei andern nicht aus der Acht laſſen, daß wir ſo viele damalige Umſtände gar nicht wiſſen, die es ihm leicht machten, die Zukunft zu entſchleiern; dann wurden einige ſeiner Sprüche zufällig nachher zu Thatſachen, aber in einem andern Sinn, als ſie nach ſeinen Gedanken haben konnten, und in einigen Fällen hatten ſie nicht einmal Prophezeihung ſeyn ſollen. Mehr oder weniger gilt dies alles von den Weißagungen aller Propheten.

Die Schriften der Propheten Jonas, Amos, Hoſeas, Micha und Jeſaias.

§. 24.

Jeſaias war der Freund und Rathgeber Hiskias, der von ihm geſtärkt ſich auf die Hülfe Jehovahs verließ,

als Juda mit einem gleichen Schickſal, wie das Unglück der zehn Stämme, bedroht wurde. Sanherib, der Nachfolger Salmanaſſar's auf dem aſſyriſchen Thron, hatte ſich den Plan gemacht, ſeine Herrſchaft bis nach Africa über Aegypten zu verbreiten. Auf dem Wege dahin wollte er das Reich der Juden als eine leichte Beute mitnehmen. Zu der Bezahlung eines Tributes, welchen er ſchon vordem ſcheint erlegt zu haben, verſtand Hiskia ſich gern, aber er rüſtete ſich auf alle Weiſe, um Jeruſalem zu behaupten, da ſeine übrigen feſten Plätze ſchon in den Händen des Feindes waren. Während der Zeit hatte das Hauptheer, bei welchem der aſſyriſche König ſelbſt war, trotz der innern Zerrüttung Aegyptens unter Sethon bei Peluſium doch ein Heer deſſelben zur Vertheidigung des Landes entſchloſſen gefunden, und ein Gerücht, welches ſich verbreitete, daß ein mächtiger äthiopiſcher König die aſſyriſche Monarchie bedrohe, zwang Sanherib zum Rückzuge, welcher Aegypten und das Reich Juda rettete *). Ueberdies brach noch eine verheerende Seuche im aſſyriſchen Lager aus.

---

*) Dieſer König von Aethiopien, welcher bei Jeſaias 37, 9. Tirbaka heißt, iſt ohne Zweifel derſelbe berühmte äthiopiſche Eroberer, welcher bei Strabo l. 1. und 15. p. 61. 686, 87. Tearko genannt wird. Daß weder Herodot, noch Diodor ſeiner erwähnen, iſt freilich auffallend. Allein ihr Stillſchweigen über Tearko ſpricht für die Vermuthung, daß das Wort Sabako nur der königliche Titel äthiopiſcher Monarchen geweſen ſey, und dann wäre der letzte von den drei Sabakos

Dennoch waren jetzt ſchon die Nachkommen David's ein Spiel der Herrſcher im mittlern Aſien. Hiskias Sohn, Manaſſe, ward von Aſſaradin, dem Eroberer Babylons, ſogar in Ketten nach dieſer Stadt geführt, und pries ſich glücklich, aus der Gefangenſchaft durch die Gnade des aſſyriſchen Königs befreit, abhängig von demſelben wieder in Jeruſalem regieren zu dürfen. Unter ihm und ſeinem noch elendern Sohn Amon waren väterlicher Cultus und mit ihm die Staatsverwaltung wieder zerrüttet worden; Joſia verbeſſerte beide, und gab dem verfallenen Staate noch auf kurze Zeit wieder Kräfte. Als er auch die Tempelgebäude wieder herſtellen ließ, fand der Oberprieſter das Geſetzbuch, von Moſes Hand geſchrieben; neuntehalb Jahrhunderte hatten ſich die Schriftrollen erhalten, die Sprache und Schriftzüge waren in dieſem Zeitraum faſt unverändert geblieben; wo war aber der große Geiſt, welcher aus dieſen Zügen auf den hebräiſchen Staat übergehen ſollte?

Joſia hatte eine Freude voll Ehrfurcht über die Urſchrift des Geſetzgebers, da er überhaupt am väterlichen

---

in Aegypten, welcher dieſes Reich freiwillig wieder aufgab, und ſich überhaupt als einen Herrſcher von gutem politiſchen Urtheil zeigte, wahrſcheinlich einerlei mit Tearko von Aethiopien, welcher weit genug in die Ferne ſah, um den Ruin von Aegypten durch den übermächtigen aſſyriſchen Monarchen auch als den ſeinigen zu betrachten, und daher früh genug gegen jenen aufbrach. Die Chronologie würde gegen dieſe Vermuthung nichts einzuwenden haben. S. oben S. 57—60.

Cultus hing. Selbſt in dem ehemaligen Gebiete der zehn Stämme bemühte er ſich Denkmäle des ſogenannten Götzendienſtes zu zerſtören, denn wahrſcheinlich hatte er über daſſelbe als aſſyriſcher Statthalter einige Herrſchaft. Seine Macht konnte von dem Monarchen Aſſyriens gleichſam als eine Vormauer gegen Aegypten betrachtet werden, wo der unternehmende Necho die Plane ſeines Vaters erweiterte. Aber ſehr gefahrvoll war deshalb auch die Lage des Königs der Juden. Dieſer legalſte Herrſcher unter David's Nachfolgern ſtarb an den Wunden, welche er in einer Schlacht mit Pharao Necho erhalten hatte, den er auf ſeinem Zuge an den Euphrat aufhalten wollte. Weil kurz vorher der Chaldäer Nabopolaſſar Ninive erobert und ſich in Babylon zum Beherrſcher der aſſyriſchen Monarchie gemacht hatte, glaubte der ägyptiſche König, dieſe Veränderung zur Ausbreitung ſeiner Macht in Aſien benutzen zu können. Er gab in Jojakim, dem Sohne von Joſia, den Juden einen König; aber ſeine berühmte Niederlage am Euphrat von dem ſiegreichen Nebucadnezar, dem Sohn Nabopolaſſars, hatte die Folge, daß der unbedeutende König von Jeruſalem ein Unterthan dieſes Siegers wurde. Er ließ ſich von Aegypten verführen, das babyloniſche Joch abzuwerfen, und der Erfolg war, daß man ihm Thron und Leben nahm. Sein gleich unbedeutender Sohn Jechonias begann ohne Nebucadnezar's Einwilligung die Regierung. Dieſer ließ ihn und mehrere tauſende, welche ſich durch Reichthum, Amt oder Kunde eines Handwerkes auszeichneten, nach Babylon wegführen. Ze-

dekia, ein Sohn von Joſia, erhielt vom babyloniſchen Monarchen die Herrſchaft über die äußerſt geſchwächte Nation, allein je zerrütteter dieſe war, je mehr die Eiferſucht der ägyptiſchen Könige gegen die große Macht des mittlern Aſiens ſtieg, deſto weniger war an Haltung in der jüdiſchen Politik zu denken. Auch Zedekia ließ ſich in das ägyptiſche Intereſſe ziehen, und die Folge davon war, daß Jeruſalem von den Feldherrn Nebucadnezar's erobert, die Kinder des Königs vor ſeinen Augen hingerichtet wurden, und er ſelbſt, nachdem er geblendet worden, gefangen nach Babylon geführt ward. Ein Befehl von Nebucadnezar, daß Jeruſalem zerſtört, der Tempel ein Raub der Flammen, und die Landeseinwohner von einiger Bedeutung in andere Provinzen ſeines Reiches gebracht werden ſollten, vollendete das Unglück der Juden (J. d. W. 3595.). Dieſer Befehl ſchien eine nothwendige Politik zu ſeyn, denn weil einmal der Hof von Jeruſalem ſich an Aegypten gewöhnlich anſchloß, ſo war dieſe feſte Stadt ein gefährlicher Punct für die babyloniſchen Heere auf ihren Zügen gegen Africa. Durch die Einäſcherung des Tempels ſollte den Juden die Hoffnung der Rückkehr auf immer abgeſchnitten werden. Welche Empfindungen mußten das Herz des Patrioten unter ihnen zerreißen, als die Flammen von den heiligen Gebäuden emporſchlugen! Wer nicht eine Seele, wie Jeſaias beſaß, mußte nun verzweifeln, daß je die Verheißungen über David's Haus erfüllt würden.

Auch jetzt blieben freilich noch viele Juden im Lande zurück, und einer aus ihrer Mitte, ein Mann von ausge=

zeichnetem Rufe, ward vom babyloniſchen Hofe zum Beamten über ſie geſetzt; allein die blutige Verſchwörung einer Faction, durch welche faſt alle fielen, welche ſich durch Treue gegen den jetzigen Herrn Canaan's auszeichneten, hatte zur Folge, daß vornehmlich aus Furcht vor der Strafe beinahe der ganze Reſt der Nation nach Aegypten zog, wo die Ankömmlinge, als erbitterte Feinde der babyloniſchen Macht willkommen waren. Juda glich nun einer Einöde, und traurig blickten die Trümmer der Stadt David's auf das Land, welches nach den Propheten noch ein Schauplatz der größten Herrlichkeit werden ſollte.

Bücher der Könige II. 18. 19. 21—25. Chron. II. 32—36. Josephi ant. Jud. X. 1—11.

§. 25.

Bei den Propheten dieſer letzten Zeiten der Selbſtſtändigkeit des jüdiſchen Reichs dauert der Schwung fort, welchen Jeſaias dem Prophetengeiſte gegeben, und die politiſchen Angelegenheiten wurden immer mehr ſo beſchaffen, daß ſie in ſeinem Tone fortfahren mußten. Bei Zephanja, Joel, Habacuk und Obadja herrſchen immer die beiden Vorſtellungen, daß ihre Landsleute weggeführt und zerſtreut werden müſſen, zur Strafe ihres häufigen Abfalles von Jehovah, dieſer aber dereinſt ſie zurückführen und zu einer weit umher herrſchenden Nation machen werde, welche an allen ihren Unterdrückern gerächt wird, bis endlich der Sehergeiſt aus den glänzenden Fernen von Jere-

mias wieder mehr zu der Gegenwart und zur unmittelbaren Belehrung herabgezogen wurde.

Er gehörte ſelbſt zur Familie der Prieſter und begann als Jüngling, durch einen König, wie Joſia begünſtigt, den Ruf zu erfüllen, welchen er zum Propheten in ſich fühlte, blieb ihm aber auch treu unter den ſchrecklichen Gefahren der folgenden Zeiten. Als er im Tempel ſelbſt den Untergang deſſelben verkündigte, ward er durch die Cabalen herrſchſüchtiger Prieſter und der Afterpropheten des Hochverrathes angeklagt. Weil ſich aber Jeremias ſtandhaft auf ſeine Sendung von Jehovah berief, durfte man ihn nicht als einen falſchen Propheten zum Tode verurtheilen. Bei dieſer Gelegenheit äußerte er ſelbſt, wenn das Volk ſich beſſerte, könnte vielleicht durch die Gnade Jehovahs das Unglück abgewandt werden, alſo ſeine Weißagung unerfüllt bleiben. Dieſe Rückſicht hatte einſt Moſes bei ſeinen Beſtimmungen zur Unterſcheidung wahrer und falſcher Propheten nicht geſtatten dürfen, denn ſie hätte den Staat unfehlbar zerrüttet; jetzt konnte ſie keine verderbliche Folgen mehr haben.

Bei der unpolitiſchen Neigung der letzten Könige von Juda zu Bündniſſen mit Aegypten verkündigte Jeremias dem babyloniſchen König immer Sieg, wie es ſein Scharfſinn ihn ſicher lehrte, und weil er die nahe unvermeidliche Zerſtreuung ſeiner Landsleute, die immer weitere Ausbreitung der Afterpropheten, welche ihre Weißagungen zu

Schmeicheleien gegen den Hof und das Volk mißbrauchten, mit Wehmuth bemerkte; ſo ſorgte er dafür, daß ſeine Sprüche von einem ſeiner Schüler genau aufgezeichnet wurden. Nun konnten ſie, wenn er ſelbſt nicht gegenwärtig war, von andern in den Verſammlungen der Nation und im Tempel vorgeleſen werden.

Oft bis zur wehmüthigſten Reſignation durch den Ruin der Religion und der Sitten, bis zu dem Wunſch gezwungen, daß er dahin fliehen möchte, wo er keinen ſeiner Landsleute mehr ſähe, und immer wieder an das Vaterland durch Patriotismus und Beruf gefeſſelt, mußte er, unter allen Propheten die weichſte Seele, die Flammen ſchauen, welche den Tempel verzehrten, mußte das Blut der Nachkommen David's, wie das Blut von Verbrechern vergoſſen ſehen. Am babyloniſchen Hofe erwarteten ihn Ehre und Wohlleben, da er immer für denſelben geſprochen hatte; aber er konnte ſich nicht trennen von dem verwaiſten Vaterlande. Der Anblick der Trümmer um ihn her iſt ihm lieber, als alle Pracht, und ſein Schmerz wird im eigentlichſten Sinn ſeine Freude; auch dieſe Wonne iſt ihm vom Schickſal nicht vergönnt, er ſoll die Tempelſtadt nicht ſehen, wie ſie einſam als eine Wittwe da ſitzt, der Länder Königin, nun eine Sclavin. Vergebens eiferte er gegen den Entſchluß der geſchreckten Juden, nach Aegypten zu ziehen; er ward mit fortgeriſſen, und mußte im Lande der Pharaonen ſeinen Geiſt in Seufzern aushauchen.

Nicht ſo wehmüthig erſcholl eine andere Propheten⸗ſtimme zu derſelben Zeit. Auch am Chaboras vernahm man die Worte eines jüdiſchen Sehers. Heſekiel, aus prieſterlicher Familie wie Jeremias entſproſſen, mußte bei der letzten Verpflanzung auf babyloniſchen Befehl Judäa verlaſſen, aber ſein Geiſt umfaßte ſtets das Schickſal deſſel⸗ben, und von dieſem Mittelpuncte die Zukunft anderer Staaten. Unverkennbar iſt es, daß ſeine Lage und der babyloniſch⸗chaldäiſche Geſchmack ſeinen Character beſtimm⸗ten. Er dringt, da kein politiſches Ganzes mehr des Se⸗hergeiſtes bedurfte, weit mehr, als ſeine Vorgänger, auf die Beſſerung der Einzelnen, und bahnt dadurch einer rei⸗neren ſittlichen Lehre den Weg; er ſucht manche Widerſprü⸗che zwiſchen dem Schickſal beſonders einzelner Hebräer und den Begriffen von Jehovah, die gerade unter den gegen⸗wärtigen Verhältniſſen am meiſten auffallen mußten, zu löſen, und die Propheten gegen den Vorwurf zu vertheidi⸗gen, daß ſie immer nur in unbeſtimmte Ferne hin weißag⸗ten; er vergegenwärtigt ſich mit einer Kraft der Phantaſie, die ihn martert, den Zuſtand Judäas, und redet dann eine Sprache des Schmerzens, deren Stärke in der Nähe des bejammerten Gegenſtandes ſich in wehmüthigere Töne auf⸗löſen würde; bei allen Weißagungen über die Zukunft ande⸗rer Nationen wagt er endlich nie einen Spruch gegen die babyloniſch⸗chaldäiſche Monarchie. Wenn dieſen Einfluß auf ſeinen prophetiſchen Character ſeine Lage hatte, ſo trug der um ihn her herrſchende Geiſt dazu bei, daß er Symbole und allegoriſche Vorſtellungen über alles liebt, und ſich ſelbſt

bisweilen als ein Symbol ſeiner Nation und ihres Schickſals betrachtet. Bewundernswürdig iſt ſeine Kunſt, wie er die Allegorie einführt und feſthält, und aus ihren prächtigen Irrgängen ſich zur lehrenden Einfalt herabläßt, wie ſeine Rückſicht auf die einzelnen Menſchen und ſeine prieſterliche Beſtimmung ſie erforderten. Die alten Weißagungen von dem herrlichen Erretter aus David's Hauſe mußte er vor ſeinen am Chaboras zerſtreuten Landsleuten in voller Glorie vorbeigehen laſſen.

So ſehr die Einkleidung der Vorſtellungen im Heſekiel dem chaldäiſchen Geſchmack entſpricht, ſo hat ſein Zeitgenoſſe Daniel der herrſchenden Lehre doch einen beſtimmteren Einfluß auf die Natur ſeiner Ideen verſtattet. Schon ſieben Jahre früher als jener weggeführt, aber nach Nebucadnezar's Sitte, Jünglinge von außerordentlichen Geiſtesanlagen und vorzüglicher Schönheit aus allen ihm unterworfenen Nationen ausleſen und für die wichtigſten Aemter bilden zu laſſen, kam er mit einigen Gefährten an den Hof und ward der chaldäiſchen Gelehrſamkeit zur Bildung übergeben. Es gereicht ihm und ſeinem König zur Ehre, daß er trotz ſeinen Fortſchritten in den Wiſſenſchaften der väterlichen Religion unabänderlich treu bleiben konnte. Seine Beſcheidenheit, ſein Scharfſinn und ſeine feine Schmeichelei in Auslegung eines Traumes Nebucadnezar's hoben ihn ſo, daß er die vornehmſte Satrapie haben ſollte; er überließ ſie ſeinen Gefährten und blieb als ausgezeichneter Rathgeber am Hofe. Sein ſtiller phanta

ſtereicher Geiſt und ſein patriotiſcher Sinn feſſelten ihn troz ſeinen politiſchen Geſchäften an die Wiſſenſchaften und das Studium der Schriften ſeines Volkes.

Immer in Viſionen verſunken, die ſeinem Standpuncte gemäß die Welt umfaßten, wußte er das Reich Jehovahs mit den Geiſtern zu bevölkern, die er durch das chaldäiſche Syſtem hatte kennen lernen. Zwar kommen in dem frühern Glauben der Hebräer dämmernde Spuren von geiſtigen Boten Jehovahs vor, wenn ſie nicht bloß ein Ausdruck der poetiſchen Sprache ſind; aber eine Geſellſchaft von Geiſtern ward vorzüglich durch Daniel ein Geſchenk, welches die Juden aus der Zerſtreuung im babyloniſchen Reich mit zurückbrachten. Die Einzigkeit des Gottes Jehovah, deſſen hoher Natur dieſe untergeordneten Geiſter um ſo näher waren, je mehr ſich Daniel auch ihn in einer beſtimmten Form dachte, war durch dieſe Gebilde der Phantaſie weit mehr in Gefahr, als ſonſt durch die ſogenannten Götzen.

Daniel's großes Anſehen währte bis in ſein hohes Alter und den Anfang der Regierung von Cyrus, ungeachtet der mediſch-perſiſchen Revolution. Vielleicht war es ſein Einfluß mit, wodurch die Rückkehr der Juden in ihr Väterland veranlaßt wurde, ſo wie überhaupt das an ſich ſchon glückliche Leben der oft in derſelben Gegend zerſtreuten Juden und Iſraeliten durch die Macht einzelner Hebräer, welche zu einem hohen Rang emporſtiegen, noch ſehr muß

erhöht worden ſeyn. Uebrigens iſt es nicht zu verwundern, wenn ſelbſt Landesleute Daniel's ihn nicht als einen Propheten betrachteten, denn ſein ganzes Leben und ſeine Viſionen verrathen wenig Aehnlichkeit mit dem Character des alten Prophetenberufes.

Die Schriften der Propheten Habacuk, Zephania, Obadia, Joel, Jeremias, Heſekiel und Daniel.

§. 26.

Eine neue Periode im Schickſal der Juden begann durch den großen perſiſchen König, welcher allen Verhältniſſen der damaligen Welt einen neuen Schwung gab, und für ſeine wirklichen ausgezeichneten Verdienſte belohnt wurde, indem ſich ihn mehrere Nationen als das Ideal eines Herrſchers ausgebildet haben. Er hatte auf einem ſeiner Eroberungszüge vielleicht Judäa geſehen, wie es verödet da lag, einſt ſo blühend durch ſeine fleißigen Bewohner; er wollte nicht nur herrſchen, ſondern über glückliche Menſchen, über geſegnete Länder. Auch näherte ſich die perſiſche Religion mehr der iſraelitiſchen, als irgend ein anderer Cultus, und vielleicht machten ihn die Sprüche hebräiſcher Propheten, welche auf ihn als einen gütigen Eroberer und den Erretter dieſes Volkes leicht angewandt werden konnten, den Iſraeliten beſonders gewogen. Er ließ daher bald nach der Gründung der perſiſchen Herrſchaft ein Edict bekannt machen, worin er die Verehrer Jehovahs aufforderte, in ihr Land zurückzuziehen, und den Tempel ihres Gottes wieder aufzubauen; diejenigen, welche zurück-

bleiben wollten, möchten die Abziehenden auf alle Weiſe unterſtützen. Jehovah, der Gott des Himmels, hätte ihm alle Reiche der Erde gegeben *).

*) Eſra I. 1—5. Chron. II. 36 (23.). In dieſen beiden Stellen findet ſich freilich der Ausdruck von Cyrus, daß Jehovah, der Gott des Himmels ihm alle Reiche der Erde gegeben habe, und es ſcheint, als wäre hier das Edict des Königs diplomatiſch genau eingerückt; allein in einer Schriftrolle, die ſpäterhin auf königlichen Befehl zu Ekbatana aufgeſucht wurde, fehlt dieſer Ausdruck gänzlich, und iſt daher im Edict vielleicht doch ein Zuſatz der Juden. Eſra 6. 1—5. Will man das nicht annehmen, ſo hat ſich Cyrus, welchem an der neuen Cultivirung Judäas wirklich etwas zu liegen ſchien, nach ihren Religionsbegriffen bequemt, vornehmlich da er Rückſicht auf die Weißagung von Jeſaias nahm, die auf ihn angewandt wurde. Joseph. antiq. Jud. XI. 1. §. 2. Jeſaias 44, 28. „Von Koreſch ſage ich: das iſt der von mir beſtimmte König! Er wird alles mein Wohlgefallen erfüllen, von Jeruſalem ſagen, es werde gebauet! und zum Tempel, werde gegründet!“

Dieſe Weißagung war freilich mehr als zwei Jahrhunderte alt, aber wenn man bedenkt, daß die Sprüche der Propheten, oft aus dem Stegreif poetiſch hingeſtrömt, ſelten aufgezeichnet wurden, und ſich mehr durch den Mund der Prophetenſchüler, auch des übrigen Volkes erhielten, ſo ſcheint es äußerſt leicht geweſen zu ſeyn, ſie nach den Bedürfniſſen der Zeit abzuändern. Ein ſtaatskluger Jude, vielleicht Daniel ſelbſt, der Cyrus noch muß gekannt haben, konnte mit geringer Veränderung einen alten Prophetenſpruch auf den großen perſiſchen Herrſcher

Die Häupter der Familien von Juda und Benjamin, beſonders aber die Prieſter, bereiteten ſich zum Zuge; die Leviten ſcheinen größtentheils den Erfolg der ganzen Unternehmung haben abwarten wollen. Ein Enkel des letzten Königs Jehonia, genannt Serubabel, ſtand als Bevollmächtigter des perſiſchen Hofes und Heerführer an der Spitze des Zuges, mit ihm Joſua, bei welchem jetzt nach dem erblichen Rechte das Oberprieſterthum war. Freilich hatten ſich auch Nachkommen der Bürger von den zerſtreuten zehn Stämmen zu dem Zuge geſellt; aber ſehr viele von den Juden und Benjaminiten waren zurückgeblieben. Die ganze Colonie, welche nach dem Lande der Väter zog, belief ſich kaum auf funfzig tauſend. Dennoch wählte man außer Serubabel und Joſua noch zehn Anführer, um die Nation, wie ſie einſt aus Aegypten nach Canaan zog, vorgeſtellt zu ſehen.

---

anwenden, und dadurch dem hebräiſchen Patriotismus eine ausgezeichnete Wohlthat erzeigen. Außerdem eröffnete uns hier die Vermuthung einen ſchönen Ausweg, daß das Wort Koreſch (Cyrus) zwar ein Name geweſen ſey, aber zugleich einen Begriff bezeichnet habe, wie z. B. Friedrich. Dann konnte die ganze Weißagung auch unverändert auf dieſen Koreſch angewandt werden. Durch eine ſolche Vermuthung würden ſich überhaupt viele Räthſel in der Geſchichte des hochberühmten Cyrus löſen laſſen, und viele Nachrichten über ihn ſich ſchon deshalb nicht widerſprechen, weil ſie gar nicht dieſelbe Perſon betreffen. Eine neue Anſicht für die Cyropädie von Xenophon ließe ſich dadurch gleichfalls eröffnen.

Welcher Unterſchied zwiſchen dieſer Colonie und jenem Zuge unter Moſes! Aus Aegypten nahm das Volk jene herrlichen Bilder von Canaan mit ſich, welche ihm die Phantaſie von einem Lande gab, das es nicht kannte, welches ihm aber die väterlichen Sagen als reizend ſchilderten; jetzt hatten die Coloniſten Judäa, das verödete Land, und alles Unglück, welches daſelbſt über ihre Väter hereinſtürmte, nur zu treu im Gedächtniß: damals beſaßen die Hebräer noch keine bürgerliche und religiöſe Verfaſſung, ſie waren eine jugendliche Nation, aus welcher ſich alles bilden ließ; nun glichen ſie einem Greiſe, der vom Unglück gebeugt an den Trümmern ſeiner ehemaligen Denkungsart und Lebensweiſe mit Eigenſinn hängt: wie ein ſchöner Morgen gingen damals die Verheißungen ihres Gottes vor ihnen auf, und der Feſſeln entladen ſtrebten ſie der Freiheit entgegen; jetzt gab ihnen einzig die Dienſtbarkeit einiges Glück, und auch die glorreichſten Verheißungen der Propheten waren ſelbſt für den gläubigſten Patrioten nur wie ein Abendroth, welches über verheerenden Gefilden und Trümmern und Gräbern glänzt, und ſehr ungewiß dem Wanderer einen heitern Tag verſpricht.

Dennoch war dieſer Zug von der andern Seite ein rührendes, kräftiges Schauſpiel. Es iſt groß von dem Menſchen, wenn er trotz jedem Schickſal ſeine Wahrheit feſthält, und, indem alle Denkmale von ſeinen und der Väter Händen verwittern und als Aſche verweht werden, ſeinen Gefühlen und Gedanken Unvergänglichkeit gibt. Die

größtentheils armen Juden, welche unter dem Schutz eines Verehrers anderer Götter, als ihr Jehovah iſt, zur Wiederherſtellung des Tempels von dieſem wallfahrten, wandern hin, um ein Monument zu errichten, auf welches ihre zerſtreuten Brüder in allen Gegenden ſchauen; an den Tempel zu Jeruſalem wird ein Band geknüpft, welches ſich durch mehrere Nationen fortſchlingt, und ein Hauptfaden in der großen Verbindung wird, welche nach dem Plane der Natur zwiſchen den Staaten gewebt werden ſollte. Die Nationen beſtreben ſich, ihre Gefühle und Gedanken als ein dauerndes Gewebe von einem Puncte der Erde zum andern hin anzuknüpfen, und ihnen unſichtbar geht unaufhörlich das Weberſchiff von dem Genius der Menſchheit, welches allen Empfindungen und Ideen, die je in einer Bruſt der Sterblichen aufkamen, Unſterblichkeit verleiht, und ſie zu einem großen, herrlich geordneten Gewebe vermiſcht.

Eſra 1. 2.

§. 27.

Die Einrichtung der neuen Colonie in Judäa konnte nicht eher zu einiger Vollendung kommen, als bis der Tempelbau ausgeführt und die Religion von neuem begründet war. Dieſes fand aber ein großes Hinderniß in der Eiferſucht der Samariten. Unter dieſem Namen waren das Gemiſch von Nationen, welches bei Zertrümmerung des Reiches der zehn Stämme ſich in Samaria und der Gegend umher niedergelaſſen hatte, und die zurückgebliebenen Iſraeliten begriffen, welche ſich allmählig mit den neuen Coloniſten vermiſcht hatten.

Bei dieſen Samariten hatte nach und nach der Jehovah-dienſt, obgleich nie in ſeiner Reinheit, die Oberhand erhalten, und deshalb wollten ſie jetzt die Unternehmung der Juden zu Ehren deſſelben mit ausführen. Allein Serubabel und Joſua geſtatteten ihnen keine Theilnahme am Tempelbau, und nun wurden ſie erbitterte Feinde der Juden. Ihre Bemühungen bewirkten, daß weder in den letzten Regierungsjahren von Cyrus, noch unter ſeinen drei nächſten Nachfolgern der Tempel vollendet wurde, bis endlich Eſra nach Judäa kam, nachdem die Strafreden der Propheten Haggai und Zacharias, die freilich nicht von den Flammen des Jeſaias beſeelt waren, den Coloniſten keine Kraft, alle Hinderniſſe zu beſiegen, hatten verleihen können.

Es iſt von keiner Bedeutung, ob der Einfluß einer außerordentlich ſchönen Jüdin, Eſther genannt, welche Gemahlin eines perſiſchen Königs wurde, auf die Erlaubniß Einfluß gehabt habe, welche Eſra erhielt, eine neue Colonie nach Judäa zu führen. Er hatte ſich, aus prieſterlichem Geſchlecht entſproſſen, mit den Schriften der Hebräer und der Kunde des moſaiſchen Rechtes ſehr beſchäftigt; auch ward er vorzüglich als ein guter Rechtsgelehrter von Artaxerxes, dem Sohne von Xerxes, abgeſandt. Da einmal die Juden mit der Beſtimmung, ſich ihrem Sinne gemäß einzurichten, nach ihrem Vaterland entlaſſen waren; ſo ſah es der perſiſche Monarch natürlich gern, daß die bürgerliche Ordnung derſelben endlich einmal Feſtigkeit gewann.

Nach der Vollmacht, die Eſra bekam, Ober- und Unterrichter zu beſtellen, und nach der Unterſtützung, welche der Hof überhaupt der Colonie, die mit ihm zog, angedeihen ließ, konnte man viel von ihm erwarten. Beſondere Mühe koſtete es ihm, einige Leviten zum Mitzuge zu bewegen.

Eine außerordentliche Reform, welche Eſra nach dem Geiſt des moſaiſchen Syſtems ſogleich vornahm, war eine Reinigung der Nation von allen fremden Völkern. Sogar Prieſter und Leviten hatten Ausländerinnen geheirathet, und wurden jetzt, wie auch die übrigen Juden, dahin gebracht, daß ſie dieſe Weiber und ſelbſt die mit ihnen erzeugten Kinder von ſich entfernten. Dann fing er wieder an, bei großen Verſammlungen des Volkes das Geſetzbuch vorzuleſen, welches aber jetzt für die Menge ſchon in das Chaldäiſche überſetzt werden mußte, wenn es verſtändlich ſeyn ſollte; und als die erſten Eindrücke davon eine ernſte Wehmuth bewirkten, ſo bemühte er ſich, den Feſten deſto mehr Freude zu geben, damit die Anſicht des Gottesdienſtes nicht ohne eine Heiterkeit ſey, deren die Juden ſehr bedurften. *)

*) Daraus, daß Eſra das Geſetzbuch, d. h. die moſaiſchen Geſetze und die ſpätern Verordnungen, welche man mit den moſaiſchen vereinigt hatte, dem Volke vorlas, folgt gar nicht, daß er die Bücher von Moſes, wie wir ſie beſitzen, vor ſich gehabt habe. Ueberhaupt vergißt man bei vielen Folgerungen in der iſraelitiſchen Geſchichte, daß Moſes freilich ſeine Ge-

Ueber die weiteren Anordnungen und Verdienſte Eſra's iſt ein Dunkel verbreitet, welches in Verbindung mit der richtigen Meinung, daß Erſcheinungen ſpäterer Zeit, deren Entſtehung wir nicht wiſſen, wohl in dieſer Periode der Verjüngung des hebräiſchen Staates ihren Urſprung haben, den Vermuthungen und Sagen günſtig iſt. Ein Jude von ähnlichem Geiſt, Nehemia, welcher einen bedeutenden Rang am perſiſchen Hofe beſaß, wurde wahrſcheinlich bald nach Eſra's Tode Statthalter in Judäa, und ward der Wiederherſteller der Stadt Jeruſalem, ſo wie er auch um die Verfaſſung und Verwaltung des Staats vorzüglich dadurch ſich verdient machte, daß er ſtrenge auf Entrichtung der Abgaben an die Leviten hielt, weil dieſe ſich ſonſt auf den Ackerbau legen und ihre Amtsgeſchäfte vernachläſſigen mußten. Seine enge Verbindung mit dem perſiſchen Hofe ſetzte ihn in den Stand, der Stärke ſeines Characters gegen die kühnen Anmaaßungen der Samariten ein deſto größeres Gewicht zu geben; und ſeine Bemühungen, mehr Gleichheit des Vermögens unter den Juden hervorzubringen, erwarben ihm zu gleicher Zeit eine große Popularität.

Der Prophetengeiſt war nach dem Untergang der alten Selbſtſtändigkeit der Hebräer beinahe gänzlich erloſchen, und

---

ſetze ſelbſt ſchriftlich abfaßte, aber keineswegs ſeine Geſchichte, und daß man dieſe von jenen, wie von manchen andern Producten ſeines Geiſtes, die in unſern Büchern unter ſeinem Namen enthalten ſind, ſorgfältig ſondern muß.

hätte nun auch kaum andere als verderbliche Wirkungen haben können. Bei der neuen Einrichtung der bürgerlichen Verfaſſung mußte man mit ſolcher Vorſicht zu Werke gehen, daß alles, was Unruhen ſtiften konnte, verbannt ſeyn mochte; politiſche Weißagungen im begeiſterten Ton konnten leicht den Oberherrſcher aufbringen, und frohe, glänzende Ausſichten waren um ſo weniger Bedürfniß, je mehr die Nation mit der gelinden perſiſchen Regierung zufrieden zu ſeyn Urſache hatte.

Die Bücher Eſra und Nehemia. Josephi antiq. Jud. XI. 2—5.

§. 28.

Dieſe Milde der perſiſchen Oberherrſchaft war auch Urſache, daß die Juden von der großen Veränderung, welche der Welt durch Alexander dem Macedonier bevorſtand, ſich keine beſſere Lage verſprachen. Bisher gedeckt durch den mächtigſten Monarchen, regiert von den Hohenprieſtern, denen wahrſcheinlich die Statthalterſchaft gewöhnlich anvertraut war, hatten ſie keinen Kummer, als welchen ihnen etwa die Samariten erregten, welche ſich einen Tempel, ähnlich dem zu Jeruſalem, erbauten, eines Prieſterthumes und der Abkunft von Jacob ſich rühmten. Je mehr ſie ſich den Juden näherten, deſto mehr wurden ſie von dieſen gehaßt. Dieſes Verhältniß konnte aber noch die gute Wirkung haben, daß die religiöſe Verfaſſung der Juden ſtets in einer gewiſſen Haltung blieb. Dagegen mußten ſie von der Herrſchaft Alexander's, wenn ſie nur

etwas Kunde von den Griechen hatten, wenig Gutes erwarten, weil griechiſche Religion und Denkart der ihrigen ſo gänzlich entgegengeſetzt waren.

Der ganze Sinn des macedoniſchen Helden, welcher durch einen Lehrer, wie Ariſtoteles, gebildet und durch ſeinen Verkehr mit Nationen ſo verſchiedener Art nicht ſowohl Duldungsgeiſt, als ein Gemiſch von religiöſen Vorſtellungen erhielt, aus welchem die Zeit durch ſeine raſtloſen Fähigkeiten vielleicht ein ſchönes religiöſes Ganzes entwickelt hätte, zog ihn zu den Geheimniſſen der Religionen fort; wie jeder Menſch von großem Character und Geiſt, der ſich nicht ganz entwickelt hat, wollte er nur die Leiter der Andacht für ſich zertrümmern, und ein Gott unmittelbar mit den Göttern verkehren. In dem Gottesdienſt der Juden oder vielmehr in der Idee von Jehovah lag eine Erhabenheit der Art, wie ſie den Griechen ganz unbekannt war, und konnte eines mächtigen Eindruckes auf das Gemüth des Helden nicht verfehlen, eines Eindruckes, welcher ihn bald die Treue des Hohenprieſters gegen den perſiſchen Monarchen in einem günſtigen Lichte betrachten ließ. Ueberhaupt wirkte alles Gute und Große ſicher auf den Jüngling, wenn ſein brauſender Unmuth über Hinderniſſe, die ſeinem Vordringen entgegengeſtellt wurden, ſich verloren.

Hätte Alexander länger gelebt, ſo würde er freilich mit der ſonderbaren Hartnäckigkeit der Juden, zu welcher ihre Religion ſie öfters zwang, bisweilen einen Kampf

gehabt haben; aber ſie hätten die Gefahr vermieden, in welche ſie geriethen, als Ptolemäus in Aegypten, Seleucus in Syrien eine große neue Macht ſtifteten. Jener zog an einem Sabbat in Jeruſalem ein, weil man ſchon die ſonderbare, einer Grübelei, welche jetzt ſchon ängſtlich über den Geiſt und den Buchſtaben des moſaiſchen Geſetzes hinausſchlich, entfloſſene Meinung hatte, daß man die Ruhe des heiligen Tages durch keine Vertheidigung mit den Waffen ſtören dürfe. Durch Ptolemäus und ſeine Nachfolger wurden anfänglich nicht ohne gewaltſame Mittel viele Juden nach Aegypten verpflanzt, und Alexandrien verdankt viel von ſeinem Gedeihen ihrem Fleiße. Schon ihrer Induſtrie wegen, vorzüglich aber verpflanzte man ſie gern in das Land großer Monarchien, auf deſſen Beſitz alles ankam, aus dem Grunde, weil man auf ihre Treue am meiſten bauen konnte. Durch das einzige Beiſpiel von derſelben, welches ſie wider Alexander am Darius gaben, waren ſie wirklich, weil es gerade einen ſo großen Moment in der Geſchichte traf, als eine treue Nation berühmt geworden. Außerdem aber hatte die ſcharfe Individualität, welche ſie ſelbſt in Städten, wo ein Gewühl von Nationen war, und beim Handel erhielten, theils weil ſie einmal zu tief ihrem ganzen Weſen eingeprägt war, theils weil ihr Stolz und die Ausſichten auf die Zeiten ihrer Weltherrſchaft ſie ängſtlich dahin ſtreben hießen, Juden zu bleiben, zur unausbleiblichen Folge, daß ſie ſich nicht leicht an eine Revolutionsparthei anſchloſſen. Auch lehrte ſie ein Blick auf Jeruſalem und den Tempel, wie ſchwer ſie durch

Zerſtörung derſelben für jeden Ungehorſam geſtraft werden konnten. Aus dieſen Gründen ſuchte auch Seleucus Nicator, nachdem der König von Aegypten ihm durch einen Vertrag Judäa ſcheint abgetreten zu haben, von den Bewohnern dieſes Landes eine beträchtliche Anzahl nach Antiochia zu locken, indem er ihnen das Bürgerrecht daſelbſt und gleiche Freiheiten mit den Griechen und Macedoniern anbot.

Obgleich Unterthanen der ſyriſchen Macht, fanden die Juden doch einen Freund an dem Zweiten der Ptolemäer. Eine Nation nämlich, welche ſich durch ihre Literatur und beſonders durch das Alter ihrer ſchriftlichen Documente auszeichnete, war für einen König und ſeine Gelehrten, welchen an Vermehrung der Bibliothek zu Alexandria ſo viel gelegen war, durchaus merkwürdig. Die Güte ſeiner Verordnungen für die Juden in Aegypten, die Geſchenke, welche er dem Tempel zu Jeruſalem ſchickte und ſeine beſondere Verwendung bei dem Hohenprieſter Eleaſar, daß er ihm Männer zu einer Ueberſetzung des iſraelitiſchen Geſetzbuches ſenden möchte, welche des Geſetzes und der hebräiſchen und griechiſchen Sprache kundig wären, bewirkten zuſammen, daß eine Geſellſchaft von Gelehrten in ſtiller Einſamkeit außerhalb der Stadt Alexandria eine griechiſche Verdollmetſchung des Geſetzbuches veranſtalten konnte. Wenn ſie ihre Schreibart mehr nach dem Genius der hebräiſchen, als der griechiſchen Sprache bildeten, ſo floß dies wohl aus ihrer Ungeſchicklichkeit, entſprach aber dem Zwecke der gan-

zen Veranſtaltung, und war eine Wohlthat für die Juden, welche in Gegenden lebten, wo die griechiſche Sprache herrſchte, und über dieſe die Kunde der chaldaiſchen und hebräiſchen verlernten.

Uebrigens glich Judäa bei den vielen Kriegen zwiſchen den folgenden ſyriſchen und ägyptiſchen Herrſchern einem Schiffe, welches von den Wellen bald auf dieſe, bald auf jene Seite geworfen wird, ohne dadurch beſonders unglücklich zu werden. Seine regierenden Hohenprieſter ſcheinen eine vorſichtige und ſchlaue Politik ausgeübt zu haben, und ſowohl die Ptolemäer, als die Seleuciden ſahen nur darauf, daß die Juden ihren Tribut richtig bezahlten. Auch war die griechiſche Weiſe, wie ſie Krieg führten, ſehr zu ihrem Vortheil von der Art unterſchieden, wie ehemals die Pharaonen und die aſiatiſchen Herrſcher mit einander kriegten. Härter ſcheint bisweilen das Schickſal der Juden, die in Aegypten lebten, geweſen zu ſeyn.

Durch den Krieg zwiſchen Antiochus dem Großen von Syrien und den Römern wurden die Juden in Kleinaſien ſchon Unterthanen der letzten, und Judäa hätte ſelbſt wegen eines ähnlichen Schickſals ſich glücklich preiſen können, weil es dann der ſchrecklichen Periode, welche es unter Antiochus Epiphanes, dem zweiten Sohn Antiochus des Großen, für ſich beginnen ſah, entgangen wäre.

Fl. Josephi antiq. Jud. XI. 8. XII. 1—4. Philo de vita Mosis L. II. Bücher der Maccabäer I. 1.

(1—7.). Je mehr man den Geſchichtſchreiber Joſephus von der Zeit an ſtudirt, wo er die vorzüglichſte, oft einzige Quelle der jüdiſchen Geſchichte iſt, deſto mehr verſchwinden die Vorwürfe, die ihm wegen unſicherer, uncritiſcher Erzählung gemacht werden, ſo wie überhaupt, je tiefer die Hiſtorie begründet wird, deſto häufiger auch die Ehre der geſchichtlichen Bücher, die als Quellen zu betrachten ſind, wird gerettet werden. Beim Joſephus muß man nur immer unterſcheiden, was er als jüdiſche Geſchichte bloß hinſtellt, weil er ſolche Nachrichten einmal vorfand; und was er als ſeine hiſtoriſche Arbeit gibt. Dann entſtehen manche Unrichtigkeiten in ihm mehr aus einer Unſicherheit ſeiner hiſtoriſchen Abſtraction, als aus einer unrichtigen Erzählung von Thatſachen; und endlich muß man, um ein Urtheil über ihn zu fällen, ſeine Nachrichten in ſeinem archäologiſchen Werke ſtets mit dem Geiſt, welcher in den beiden Büchern ſeiner Vertheidigungsſchrift der Juden (libri duo contra Apionem. in ed. opp. ej. ex recens. Haverc. T. II. pag. 437—496.) ſich ſehr auszeichnet, und mit den Fragmenten zuſammenhalten, die er uns in dieſer unſchätzbaren Schrift aus Geſchichtſchreibern von andern Nationen über die Juden, beſonders vom Hecatäus von Abdera aufbehalten hat, der unter Alexander dem Großen und nachher am ägyptiſchen Hofe die jüdiſche Geſchichte genau zu erlernen im Stande war.

§. 29.

Es konnte nicht fehlen, daß jüngere Juden, wenn ſie den glänzenden griechiſchen Sitten zuſahen, und von Griechen, die in ſo mancher Hinſicht ihnen an Cultur überlegen waren, wegen ihrer ſonderbaren Gebräuche und ängſtlichen Sitten geneckt wurden, ſich von der Bürde der väterlichen

Religion befreit und ein Leben wünſchten, welches dem herrſchenden Geſchmacke glich. Eben ſo ließ ſich erwarten, daß gerade in der hohenprieſterlichen Familie, deren Glieder am meiſten Verkehr mit dem herrſchenden Hof hatten und durch ihren Rang am leichteſten auf äußern Glanz gelenkt wurden, ſich dieſer Hang zu der griechiſchen Lebensart am früheſten äußern werde. Ein Bruder des Oberprieſters Onias des Dritten, eines Mannes nach dem Sinne der moſaiſchen Geſetze, der berüchtigte Jeſus, welcher bald ſeinen Namen in Jaſon verwandelte, kaufte von Antiochus Epiphanes die oberprieſterliche Stelle und zugleich die Erlaubniß, in Jeruſalem einen Schauplatz zu Kampfſpielen und andern Leibesübungen für die Jugend nach griechiſcher Sitte anlegen zu dürfen. Dies geſchah, und Jaſon's Beiſpiel fand ſo großen Beifall, daß die Prieſter ihre Geſchäfte im Tempel verließen und ſich mit dem Discus vergnügten. Indeſſen verſprach ſein Bruder Menelaus noch eine größere Summe für das Oberprieſterthum oder vielmehr die mit demſelben verbundene Stelle eines ſyriſchen Statthalters, und es gelang ihm, ſich in Jeruſalem feſtzuſetzen. Er wollte nun gar die jüdiſchen Geſetze und Gebräuche ganz abſchaffen, und keine andere Geſetze, als die Verordnungen des herrſchenden Hofes, keine andere Sitten, als die griechiſchen geſtatten. Auch ſuchten ſeine Anhänger ſogleich die Merkmale der Beſchneidung durch künſtliche Mittel an ſich zu vertilgen.

Bald nachher verbreitete ſich die Nachricht, daß Antiochus Epiphanes auf einem Zuge gegen Aegypten

umgekommen ſey, und alle Patrioten in Jeruſalem verbargen nicht ihre Freude darüber. Vorzüglich dies war Urſache, daß der König mit bewaffneter Macht in die Stadt einrückte, unter den eifrigen Juden ein Blutbad anrichten ließ, und alle Koſtbarkeiten und Geräthſchaften des Tempels als Raub mit ſich wegnahm. Eine Beſatzung, welche er in Jeruſalem zurückließ, deutete auf keine gute Zukunft. Bald kam auch ein königliches Edict, daß alle beſchnittene Nationen alle Gebräuche aufgeben ſollten, wodurch ſie ſich bisher unterſchieden hätten. Die Samariten eilten nun, ihren bisherigen Ehrenpunct, für Juden gehalten zu werden, aufzugeben, und die Idumäer zeigten ſich gegen den Befehl gehorſam. Bei den Juden fand derſelbe größern Widerſtand; und nun kam ein Gebot des Hofes, daß bei Todesſtrafe der moſaiſche Gottesdienſt mit allen zu ihm gehörigen Gebräuchen abgeſchaft und der griechiſch-ſyriſche eingeführt werden ſollte. Der Tempel Jehovahs wurde dem olympiſchen Zevs geweiht; auf den Straßen, wo ſonſt die Hebräer mit Pſalmen zum Paſſahfeſte zogen, ſchwärmten an den Feſten von Dionyſos trunkene Schaaren mit Epheukränzen umher, und das ſyriſche Schwert war im ganzen Lande immer gezückt, um das Blut eines jeden, welcher durch irgend ein Zeichen ſeine Verehrung des alten Gottes der Väter verrieth, den griechiſchen Göttern zu opfern.

Mitten unter den ſchrecklichen Scenen, welche allenthalben eröffnet wurden, erhob ſich ein Heldengeſchlecht, wie es in der iſraelitiſchen Geſchichte noch nicht glänzte. Der

Prieſter Mattathias hatte mit zerriſſenem Herzen die Mißhandlung der väterlichen Religion und des Volkes zu Jeruſalem geſehen, und einer von ſeinen Söhnen, Judas Maccabäus, war in eine Einöde gegangen, um nur dem moſaiſchen Geſetz treu bleiben zu können. Er verſammelte ſich wieder zu ſeinem Vater und ſeinen Brüdern, als ſie in den Ort ihrer Herkunft, in die Bergſtadt Modein nicht weit vom mittelländiſchen Meere, ſich zurückgezogen hatten. Aber auch hieher drang die königliche Commiſſion, welche über die Vertilgung des alten Gottesdienſtes wachen ſollte, und verlangte in der Volksverſammlung von ihm, als dem angeſehenſten Mann der Stadt, daß er zuerſt ein Beiſpiel von Verehrung der griechiſchen Gottheiten geben ſollte. Er verwarf laut dieſen Antrag mit Abſcheu; den erſten Juden, welcher zum Altar trat, nach königlichem Befehl zu opfern, ſchlug er nieder, tödtete den Befehlshaber des Königs, und rief in der Stadt umher, wer Eifer für das Geſetz habe, ſollte ihm folgen. Dann zog er mit ſeinen Söhnen hinaus in die Berge, große Schaaren folgten ſeinem Beiſpiele, und boten allen Mühſeligkeiten in den Höhlen gebirgigter Gegenden trotz, um ſich nicht wider den Gott der Väter zu vergehen.

Als ungefähr tauſend von dieſen Höhlenbewohnern durch das Schwert der Beſatzung von Jeruſalem, beſonders aber durch Feuer und Rauch umkamen, weil ſie am Sabbate ſich auf keine Weiſe vertheidigen wollten, brachte Mattathias die Meinung empor, daß es Pflicht ſey,

auch am Sabbate zu kämpfen, wenn es die Nothwendigkeit gebiete. Hierdurch kühner gemacht, wagte er ſich hervor und zog mit beträchtlicher Mannſchaft umher, den griechiſchen Gottesdienſt zu zerſtören und die von Jehovah Abgefallenen zu beſtrafen. Er hatte ſchon einige Vortheile über feindliche Truppen erhalten, als er ſich dem Tode nahe fühlte. Mit einem ächtiſraelitiſchen Geiſt führte der ſterbende Greis die großen Momente der Geſchichte des Vaterlandes vor ſeine umherſtehenden Söhne, und weihte den gewaltigſten unter ihnen, Judas Maccabäus, zum Anführer der Frommen.

Dieſer Held, ehrwürdig als Heerführer und wegen ſeines umfaſſenden politiſchen Sinnes, lehrte bald die Verfolgten, hinter ſeinem Schwerte ſich ſicher zu glauben; er hatte es dem erſten feindlichen Befehlshaber, Apollonius, welchen er ſchlug und tödtete, abgenommen, und führte es ſein ganzes Leben hindurch, ein Zeichen der vaterländiſchen Freiheit. Ein zweiter ruhmvoller Sieg machte ſeinen Namen ſchon außerhalb Judäa bekannt, aber reizte den Unmuth des Königs ſo, daß ein Heer von vierzig tauſend Fußvölkern und ſieben tauſend Reutern beſtimmt wurde, die Empörer auf einmal zu vernichten. Es hatte ſich in der Ebene bei Emaus gelagert, und die Kaufleute aus nahen Gegenden eilten herbei, um Sclaven aus den Juden, die gefangen würden, zu kaufen. Judas und ſeine Brüder ſahen, daß der entſcheidende Zeitpunct, für ſie drohend, herangenahet ſey. Sie breiteten zu Mizpa die Rollen des

Geſetzbuches vor der Verſammlung ihrer Krieger aus, weil ihnen andere Heiligthümer fehlten, wandten das Geſicht gen Jeruſalem und wehklagten vor ihrem Gotte. Dann ſtießen ſie in die Trompeten und erhoben ein kriegeriſches Geſchrei, als ſey der Sieg ihnen gewiß.

Indem ein Theil des feindlichen Heeres aufgebrochen war, um ihn zu überfallen, eilte Judas das Lager deſſelben bei Emaus anzugreifen, und erfocht den vollſtändigſten Sieg. Dann bahnte er ſich durch die Niederlage eines noch größeren ſyriſchen Heeres im folgenden Jahre den Weg nach Jeruſalem, wo freilich die Burg noch einer feindlichen Beſatzung angehörte. Als das Heer der Helden ſich dem Heiligthume nahte, und die Zerſtörung und das hohe Gras, das Buſchwerk in den Vorhöfen ſchauten, da zerriſſen ſie ihre Kleider und beſtreuten ihr Haupt mit Aſche; ſie wehklagten und fielen auf ihr Angeſicht zur Erde.

Nachdem die Burg umzingelt war, damit der Feind die gottesdienſtlichen Handlungen nicht ſtören könnte, erbaute man einen neuen Altar und richtete den Cultus ganz dem Geſetze gemäß ein. Die Verehrer Jehovahs ſtrömten nach Jeruſalem, als der Tempel wieder eingeweiht wurde. Loblieder und Harfen und Cymbeln weckten die alte Nationalfreude aus ihrem Schlummer. Allein nun ſtanden von den älteſten Feinden Iſraels, den benachbarten faſt vergeſſenen Völkerſtämmen einige aus Neid wider die Helden auf. Judas war gegen ſie ſiegreich, und zog alle

reine Patrioten aus Gilead und Galiläa nach Jeruſalem; als ſie dort zu ſchwach gegen die Freunde fremder Religionen waren, um von ſeinem ſtarken Arm in der Ferne emporgehalten werden zu können.

Dennoch hätten die jüdiſchen Patrioten der Uebermacht erliegen müſſen, wenn nicht die Gefahr innerer Zerrüttungen des ſyriſchen Reiches den König Antiochus Eupator bewogen hätte, der Nation einigermaaßen Religionsfreiheit zu erlauben. Auch begann man allmählig einzuſehen, daß es einzig die Verfolgung ihres Gottesdienſtes war, was ſie zu Empörungen reizte; und nur die Bemühung von Apoſtaten, welche freilich zu hart von Judas verfolgt wurden, ihn und ſeine Helden nur als Aufrührer darzuſtellen, brachte den ſyriſchen Hof von neuem zur Verfolgung der Patrioten. Da nun der Krieg wieder auf das heftigſte ausbrach, glaubte Judas, für ſein Vaterland fremden Schutz ſuchen zu müſſen. Er konnte ihn freilich nur bei den Römern finden; aber dieſe waren damals noch in der ſchönen Periode ihrer Characterbildung, und der Held verehrte ihre Freiheitsliebe und ihren männlichen Sinn, daß er ſie auch zu ſeinem Schutzherrn gewählt haben würde. Auch mußte ſein Anſuchen dem römiſchen Freiſtaate nicht gleichgültig ſeyn, weil die gänzliche Unterjochung von Judäa den Plan der ſyriſchen Herrſcher, Aegyptens Macht mit der ihrigen zu verſchmelzen, begünſtigt hätte. Ein gegenſeitiges Defenſivbündniß kam zwiſchen den Juden und Römern unter völlig gleichen Bedingungen zu Stande,

außer daß es dem Gutdünken der letztern überlaſſen blieb, ob ſie für die Hülfsvölker, welche ſie ihren Bundesgenoſſen ſchickten, Unterſtützung von denſelben an Geld, Proviant, Waffen und Schiffen fordern wollten.

Die Geſandten, welche dies Bündniß geſchloſſen hatten, trafen wahrſcheinlich bei ihrer Rückkunft den Helden Judas nicht mehr lebend. In einem Treffen, wo er der großen Uebermacht erlag, hätte er durch die Flucht ſich retten können, aber lieber wollte er auf dem Schlachtfelde ſterben. Seine Brüder trugen ihn hinweg unter Klageliedern in die Gruft ſeiner Väter zu Modein, und von ihnen trat nun Jonathan an die Spitze der Patrioten. Schon ausgezeichnet als Held erwarb er ſich durch ſeine Siege außerordentlichen Ruhm, erneuerte den Bund mit Rom durch eine Geſandtſchaft und zugleich die Brüderfreundſchaft mit den Sefaradenern *). Die Kriege im ſyriſchen Reich

*) Die gewöhnliche Meinung verſteht unter dieſen Sefaradenern die Spartaner, wie in der griechiſchen Verdollmetſchung überſetzt wurde, welcher Joſephus gefolgt iſt. Allein ihr ſtehen folgende Gründe entgegen: erſtens hat ein König dieſes Volkes, Darius genannt, ſchon in vorigen Zeiten an einen Hohenprieſter ein Schreiben ergehen laſſen, worin er meldet, daß ſein Volk und die Juden Brüder wären und beide von Abraham abſtammten. Nun kennt die Geſchichte keinen ſpartaniſchen König Darius, die Spartaner können nach aller unſerer Kunde auf keine Weiſe mit den Juden verwandt ſeyn, und es lag nicht in dem Character derſelben, ſich zuerſt

um den Beſitz des Thrones begünſtigten ſeine Plane, und nachdem durch den Bund mit den Römern ſchon ein großer

---

als Verwandte einem unberühmten Volke darzuſtellen; auch war nicht in ihrer Manier des Ausdruckes eine ſolche Aeußerung, „unſer Vieh und Güter ſeyen euer, und das eurige unſer.“ Zweitens iſt durchaus in der griechiſchen Geſchichte gar keine Spur von irgend einem Verkehr zwiſchen Jeruſalem und Sparta; drittens geht die Aeußerung im Schreiben von Jonathan, daß die Juden an ihren Feſten und andern ſchicklichen Tagen der Sefaradener bei den Opfern und im Gebete ſo gedächten, wie man ſeiner Brüder gedenken muß, durchaus auf ein Volk, welches noch jetzt der Religion Jehovahs zugethan war; gerade in dieſen Zeiten des Religionseifers und des gährenden Patriotismus beteten die Juden, was ſie überhaupt nicht durften, gewiß nicht für Verehrer griechiſcher Gottheiten, wie die Spartaner. Viertens iſt in dem ganzen Schreiben auch keine Spur von dem hohen ſpartaniſchen Kriegsruhm, ſondern die Sprache gegen die Sefaradener iſt vornehm; auch könnte man anführen, daß von dem Wohlergehen der Spartaner, wie der Brief von dem jetzigen Wohl des Volkes, an welches er gerichtet iſt, theilnehmend ſpricht, um dieſe Zeit nicht viel zu rühmen war. Wenn man endlich auch annehmen wollte, daß vielleicht eine alte Sage von einer Verwandtſchaft zwiſchen Spartanern und Juden Glauben gefunden hätte, zumal da Diodor verſichert, daß von dem Volke der Fremdlinge, die unter Moſes Anführung aus Aegypten zogen, einige unter Danaus und Cadmus nach Griechenland gegangen wären, wiewohl dieſe nicht Stifter von Lacedämon wurden (Diodori ecl. ed. Wessel. T. II. pag. 542. 43. 44.): ſo gibt es ein unverwerfliches Zeugniß, daß die Sefaradener Coloni-

Schritt zur Unabhängigkeit gethan war, erhielt er wieder das Hoheprieſterthum und die Statthalterſchaft vereinigt.

ſten aus Jeruſalem waren, alſo die Verwandtſchaft derſelben mit den Juden nicht auf alte gemeinſchaftliche Abſtammung beruhte, ſondern ſie ſeit einem nicht gar langen Zeitraum von denſelben ausgewandert waren (Prophet Obadia V. 20.).

Dieſer letzte Grund ſcheint völlig zu entſcheiden, daß von Spartanern hier nicht die Rede ſey, und die griechiſchen Ueberſetzer entweder eine fehlerhafte Abſchrift vor ſich gehabt oder ſelbſt einen Schreibfehler begangen, oder aus geographiſcher Unkunde von Sefarad das bekannte Sparta hingeſetzt haben; vielleicht auch der Fehler bloß ein Werk der ſpäten Juden ſey. Dieſe gefielen ſich bei dem Gedanken, daß ihre Väter mit den berühmten Spartanern im Bündniſſe geweſen wären. Joſephus macht aus Darius ſchon Arius, weil jener Name ſonderbar in der ſpartaniſchen Geſchichte ſich ausnimmt, und der Brief von Jonathan, welcher bloß den Sefaradenern ſeinen Gruß entbietet, lautet bei ihm ſchon wie an die Ephoren und den Senat und das Volk von Sparta geſchrieben. Josephi antiq. XIII. 5 (8.). Erſtes Buch der Maccabäer 12. 5—23.; 14. 20—24.

Wer waren nun aber die Sefaradener? Weil die Vulgata in der Stelle des Obadia Sefarad durch Bosphorus überſetzt hat, ſo vermuthet Michaelis, daß von einem kleinen Staat in Bosphorus die Rede ſey. Allein das Anſehen der Vulgata iſt hier äußerſt gering, und wenn der Bosphorus auch wirklich Sefarad geheißen hätte, ſo wäre man dadurch wieder nicht berechtigt, einen Staat Sefarad im Bosphorus anzunehmen. Auch erhellt aus dem Strabo VII. p. 309. 10., daß der

Als er durch Hinterliſt von dem treuloſen Befehlshaber Tryphon, welcher nach der ſyriſchen Krone ſtrebte, ge-

---

Bosphorus Einem bedeutenden Herrſcher unterworfen war, und der letzte von dieſen Herrſchern ſein Reich an Mithridates Eupator abtrat, nach deſſen Ueberwindung die Römer es erhielten. Nun aber war zur Zeit Jonathan's Sefarad gar ein Freiſtaat, und es ergibt ſich aus dem Zuſammenhange des Briefes an denſelben, daß die Geſandtſchaft auf der Reiſe nach Rom ihn faſt berührte, welches unmöglich auf den Bosphorus paßt. Ging ſie ſogleich von Paläſtina aus zu Schiffe oder reiſte ſie anfänglich zu Lande, ſo müßte ſie auf jeden Fall die africaniſche Küſte berühren. Dieſes ſowohl, als der Umſtand, daß in der griechiſchen Ueberſetzung der Stelle des Obadia nach beinahe allen Handſchriften Ephratha ſtatt des hebräiſchen Sefarad ſteht, führt uns zu der Vermuthung, daß die Stadt Euphrata auf der Gränze der Gegend von Cyrene und Carthago unter Sefarad verſtanden ſey. Strabo XVII. p. 836. Außer den angeführten Gründen beſtärken noch folgende dieſe Vermuthung. Erſtens iſt der Brief von Darius, auf welchen ſich Jonathan beruft, an einen Hohenprieſter Onias gerichtet geweſen; und Onias der Erſte hatte kaum ſein Amt angetreten, als der erſte Ptolemäer Einwohner von Jeruſalem nach Aegypten verpflanzte, welchem Cyrene unterworfen war. Onias der Erſte lebte zwar lange, aber doch möchten wir annehmen, daß der Brief des Königs Darius an Onias den Zweiten gerichtet ſey, der zur Zeit des dritten Ptolemäers lebte, da man ſich in demſelben doch ſchon auf eine Urkunde beruft, welche von der Verwandtſchaft der Einwohner von Sefarad und der Juden zeugte. Zweitens läßt ſich ſehr wahrſcheinlich vermuthen,

fangen genommen und ermordet war, mußte ſein Bruder Simon an ſeine Stelle treten, welcher mit gleicher Ta-

daß eine Colonie von Juden in Africa nach dem Muſter des väterlichen Staates freilich anfänglich einen König, einen kleinen Herrſcher, der vielleicht an Aegypten einen Tribut bezahlte, gehabt habe, bald aber nach dem Beiſpiele der Städte umher zur Form eines Freiſtaates gelangt ſey. Dies ſtimmt vortrefflich mit den Nachrichten im erſten Buche der Maccabäer überein. Drittens paßt die Aeußerung, daß die Brüder lange nichts von ſich hätten hören laſſen, ſehr gut auf die politiſchen Verhältniſſe, in welche die Staaten der africaniſchen Küſte damals während den Stürmen der puniſchen Kriege gekommen waren. Die Einwohner von Euphrata hatten keine Zeit gehabt, an Jeruſalem zu denken; und die Freude Jonathan's daß es ihnen wohlgehe, ſchickt ſich eben ſo gut für die Zeitumſtände, weil zur Zeit des Schreibens nach kaum beendigtem Kampf zwiſchen Carthago und Rom nun die Ruhe wieder die africaniſchen Küſten beglückte; auch ſcheint Sefarad ſeinen Bund mit Jeruſalem nicht eher erneuert zu haben, als bis Rom es that, von deſſen Befehl Euphrata abhing. Viertens war die Unkunde ſpäterer Zeiten über den Staat, der mit den Juden ſo ſehr befreundet geweſen, leicht zu verzeihen, da wie die meiſten Staaten an der africaniſchen Küſte, ſo auch Euphrata ſank, welches nie von Bedeutung geweſen. Strabo nennt es pyrgos, ein Wort, welches man freilich nicht durch turris, wie in der Ueberſetzung Strabo's, zu geben braucht, das aber doch keine bedeutende Stadt bezeichnet; der Ausdruck burgum des Mittelalters, welcher aus ihm entſtanden zu ſeyn ſcheint, kommt vielleicht auch ſeinem Sinn am nächſten. Wahrſcheinlich waren die Einwohner Euphrata's kleine Kaufleute,

pferkeit noch größere Beſonnenheit verband, durch Kriegs- glück, Bündniſſe und durch Anlegung des Hafens zu [illegible]

Zuletzt noch könnte man anführen, daß Jonathan, wiewohl an keine Unterſtützung von Euphrata zu denken war, doch ſeinen Ruhm eines Patrioten dadurch vermehrte, wenn er die äußerſte ägyptiſche Colonie der Juden in Verbindung mit dem väterlichen Staat erhielt, zumal da der Prophet Obadia geweißagt hatte, daß die Juden, welche bis nach Sefarad hin zerſtreut wären, dereinſt wieder nach Paläſtina verſammelt werden ſollten. Auch ſchmeichelte es ihm ſelbſt, den entfernten Landsleuten kund thun zu können, daß ſein patriotiſches Geſchlecht das Vaterland gerettet habe; und ſo viel ergibt ſich aus der Stelle im Obadia gewiß, daß dieſer Staat eine der äußerſten jüdiſchen Colonien nach einer Seite hin geweſen ſey. In eben dieſer Stelle wird Sefarad im Gegenſatz zu einer fernen aſiatiſchen Colonie der Juden angeführt, bei welcher man wohl nur wegen unrichtiger Conſtruction mit dem Thal der Canaaniter, deſſen Erwähnung geſchieht, an Sarepta gedacht hat; viel wahrſcheinlicher iſt eine Stadt am Euphrat, vielleicht das jetzige Sarſar in der Paſchalik Bagdad gemeint. Aber wie ſehr ſpricht dieſer Grund wieder für die Vermuthung, daß Sefarad und Euphrata einerlei ſind!

Wenn man gegen alle dieſe Gründe für dieſe Vermuthung noch einwenden wollte, daß eine weitere Entfernung Sefarads, als Roms angedeutet ſey, B. d. Maccab. I. 14. (16), wie es Michaelis dünkte, ſo dient zur Antwort, daß dieſe Andeutung ſich keineswegs iſt dem alten Geſchichtſchreiber finde. Wenn ſein Ausdruck, nach Rom und bis Sefarad ſey die Nachricht von Jonathan's Tod erſchollen, auch eine ſteigende

Joppe neuen unerwarteten Wohlſtand über Judäa verbreitete, und durch einen förmlichen Schluß des Volkes, welches mit dankbarer Bewunderung auf ihn und ſein Geſchlecht ſah, das Hoheprieſterthum und wahre Herrſchaft für ſich und ſeine Nachkommen erhielt; auch ſollte nur er ſich in Purpur kleiden dürfen.

Dieſem Schluſſe, in kupferne Tafeln gegraben und an der Mauer des Heiligthums aufgehängt, ſollte ſeine Kraft bleiben, bis ein beglaubigter Prophet aufſtehe. Freilich war durch ihn nicht völlige Unabhängigkeit vom ſyriſchen Hofe beſtimmt, aber ſchon Simon's Sohn hob den Tribut gänzlich auf, und ſein Enkel Ariſtobolus nahm den königlichen Titel an. Schon erhoben ſich Stimmen, welche die Wiederkehr des goldenen Zeitalters unter Salomon verkündigten; über die benachbarten Völkerſtämme verbreitete ſich auch wieder die Herrſchaft der Juden. Aber die politiſchen Partheien, welche in einem Staat unvermeidlich wa-

---

Verwunderung bei dem zweiten Ort merken laſſen ſoll; ſo war ſie ſehr natürlich, wenn gleich Euphrata näher lag, weil die Römer ſchon mit der ganzen Welt Verbindung hätten, und der größte Theil derſelben ihnen ſchon unterworfen war.

Uebrigens iſt wenigſtens die Widerlegung der Meinung, daß Sparta unter Sefarad verſtanden werden müſſe, von großer Wichtigkeit für die Reſultate, welche die Menſchengeſchichte aus den Verbindungen zwiſchen den Staaten wird ziehen müſſen.

ren, welcher doch noch immer auf alte Urkunden, auf Tradition und die Deutungen derſelben beruhte, und dann die Unbeſtimmtheit im gegenwärtigen Staatsrecht, ob immer der älteſte von den Söhnen des Königs dem Vater folgen mußte, ob die weltliche Herrſchaft und das Hoheprieſterthum getrennt werden konnten, erregte unvermeidlich bürgerliche Kriege. Schon zwiſchen den Söhnen vom Bruder des erſten Königs war ein ſolcher ausgebrochen zu derſelben Zeit, da der gewaltige römiſche Proconſul Pompejus Syrien in eine Provinz Roms verwandelte. Beide Brüder, Hyrcan und Ariſtobulus, wandten ſich an ihn; jener hatte einen ſchlauen Unterhändler an ſeinem Freund Antipater, dem eigentlichen Stifter des ganzen Krieges. Pompejus ſelbſt kam nach Jeruſalem, mußte aber den Tempelberg, welchen eine Parthei des Ariſtobulus und vorzüglich Prieſter drei Monate vertheidigten, mit Sturm einnehmen. Wiewohl das Gemiſch von jüdiſcher Denkart und ſyriſch-griechiſchem Luxus am Hofe der Maccabäer einen widerlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, erregten die Heiligthümer und der Gottesdienſt der Juden doch ſeine Neugierde und Verwunderung. An dem Blutbade in Jeruſalem waren nicht ſowohl die Römer, als die jüdiſchen Factionen ſelbſt ſchuld (J. v. C. 63.).

Hyrcan bekam das Hoheprieſterthum und behielt den königlichen Titel, aber ſeinem Gebiete wurden enge Gränzen geſetzt; der Hauptſtadt und dem Lande ward ein Tribut auferlegt, die Unabhängigkeit war verloren, ein römiſcher

Befehlshaber blieb zurück, und der gänzliche Sturz des Hauſes der Maccabäer war nahe. Ariſtobulus und ſeine Söhne wurden gefangen nach Rom geführt. Unter den Maccabäern begann nicht mehr die ſo unvermerkt angefangene, erhabene Revolution durch einen Nachkommen David's. Die jüdiſche Geſchichte verliert ſich hier in die römiſche, welche wie ein Meer die Hiſtorien der einzelnen Nationen aufnimmt und beinahe zur Menſchengeſchichte wird.

Fl. Josephi antiq. Jud. XII. 5—11. XIII. 1—21. XIV. 1—14. Josephus de bello Judaico I. 2—15. Josephi liber de Maccab. seu de rationis Imperio. in T. II. op. ed. Haverc. — Das erſte Buch der Maccabäer nach Michaelis Ueberſetzung. Götting. 1778. K. 1. (7—64.). 2—16. Maccab. L. II. 4—15. in vet. test. ex vers. sept. interpr. ex recens. Breitingeri. Tiguri Helvet. 1730. T. II. pag. 588—622. Tacit. histor. V. 9. Flori hist. III. 5. Ciceron. orat. pro Flacco, 5.

§. 30.

In dieſen ſpätern Zeiten der iſraelitiſchen Geſchichte, vorzüglich aber ſeit der Herrſchaft des Hauſes der Maccabäer, beruhte die Regierung mit auf einem Collegium von Räthen, aus welchem nachher das hohe Synedrium zu Jeruſalem entſtand. Ueber dem beſtimmten Urſprung dieſes Inſtituts ruht Dunkel, wie es überhaupt das Schickſal ſolcher Inſtitute iſt, weil ſie allmählich entſtehen und mehr einen zufälligen, als beſtimmten Urſprung haben. Indeß

leidet es wohl keinen Zweifel, daß das Beiſpiel der größten vormaligen Könige, welche ſchon ein Collegium von Räthen um ſich hatten, zur Zeit der Gefahr und der ſchwankenden Macht der Oberhäupter des Staates vorzüglich nachgeahmt werden mußte. Eben ſo natürlich war, daß jetzo, wenn jene Räthe der Monarchen von dem Willen derſelben abhingen, beſonders zu den Zeiten der Maccabäer allmählig einige das Recht bekamen, im Rathscollegium zu ſitzen, und die Glieder deſſelben gewiſſe Freiheiten erhielten, welche durchaus nicht vom Oberhaupte des Staats abhängig waren. Wir wiſſen nicht, welche Perſonen in dieſem Collegium Sitz und Stimme hatten, aber wahrſcheinlich beſtand es aus den in Jeruſalem gegenwärtigen Prieſtern, beſonders den nun ſo wichtigen Rechts- oder Schriftgelehrten, einigen andern hohen Beamten, und den Häuptern einer beſtimmten Anzahl von Familien, zumahl da der ehmalige Landtag völlig auſſer Gang gekommen zu ſeyn ſcheint, für welchen das Synedrium einigermaaßen Erſatz ſeyn mußte. So viel iſt gewiß, daß der Hoheprieſter in ihm den Vorſitz hatte, und daß ohne die Verurtheilung durch dieſes Collegium niemand am Leben geſtraft werden konnte. Durch die Verwandlung des Oberprieſters und Statthalters in einen König litt es keine Veränderung; aber die höher geſtiegene königliche Macht duldete ungern die Feſſeln, welche ihr durch daſſelbe angelegt wurden, und der Familie des berühmten Antipater mußte es äuſſerſt verhaßt werden.

Fl. Josephi antiq. Jud. XIV. 9 (3.). Matth. 27, 12. 20. — Marc. 15, 1. — Lucas 22, 66.

Wichtiger als dieſes Inſtitut war ein anderes dieſer Periode, nämlich die Synagogen. Seitdem Eſra angefangen hatte, die Geſetze vorzuleſen und durch mündliche chaldäiſche Ueberſetzung verſtändlich zu machen, war ein ſolches Vorleſen immer gebräuchlich geblieben; die griechiſche alexandriniſche Ueberſetzung erleichterte dieſe Sitte. Da durch die Nachfolger Eſra's und die Hohenprieſter an einer Sammlung der Schriften heiliger und berühmter Männer ſtets gearbeitet wurde, und vielleicht ſchon zur Zeit der Stiftung der ſeleucidiſchen Macht dieſelbe in ihrer nachherigen Geſtalt geſchloſſen war, auch die übrigen Schriften nach und nach in das Griechiſche übertragen wurden: ſo nahm das Studium der vaterländiſchen Literatur immer mehr überhand, und das Vorleſen der wichtigſten Werke derſelben, auf welchen der Staat und alle Hoffnung des Volkes beruhte, wurde ſogar auf die gewöhnlichen Wochenſabbate verlegt. Die ganze Einrichtung der Synagogen, wo dieſe Leſeübungen veranſtaltet wurden, behielt immer große Aehnlichkeit mit den localen Umſtänden beim Vorleſen des Geſetzes durch Eſra. Die vornehmſte war zu Jeruſalem im Tempel; ſonſt fanden ſich derſelben in allen Städten und im ganzen Lande. Natürlich blieb es nicht beim bloßen Leſen, ſondern über den Sinn der moſaiſchen Schriften und der Propheten, welche neben jenen wahrſcheinlich erſt in den ſpätern Zeiten der maccabäiſchen Periode zur Ehre, öffentliche Lectüre zu ſeyn, gelangten, entſtanden nothwendig Streitigkeiten.

Matth. 9, 35.

So mußten die Synagogen eine bedeutende Scene für das dritte äuſſerſt merkwürdige Phänomen der ſeleucidiſchen und maccabäiſchen Zeit ſeyn, nämlich die beiden großen Partheien der Phariſäer und Sadducäer. In einem Staat, wo immer Männer als die Geweihten des Nationalgottes auftraten, ihre Sprüche im Namen deſſelben verkündeten, wo jede neue Verordnung ſpäterer Zeiten, wenn ſie auch nichts als eine Erklärung eines alten Geſetzes war, von der größten Menge doch als ein Gebot Jehovas ſelbſt war betrachtet worden, mußte ein Streit über die Frage, was denn nun ewig bindendes Geſetz ſey? gewaltige Erſchütterungen veranlaſſen. Jede politiſche Parthei, die entſtand, war eine religiöſe, und jede religiöſe eine politiſche.

Es ließ ſich vorausſehen, daß diejenige Parthei, welche nicht nur dem moſaiſchen, dem vorzugsweiſe ſogenannten geſchriebenen Geſetze, ſondern allen weitern Anordnungen bis auf Eſra's und Nehemia's Zeiten herab bindende Kraft beilegte, die ungleich größere Zahl von Anhängern haben werde, in den Augen des Volkes die heiligſte. Eben ſo ließ ſich begreifen, daß der Stand der Prieſter, ſeinem Intereſſe gemäß, ſich zu ihr halten werde, und beſonders diejenigen, welche die Erforſchung der väterlichen Schriften, alſo das Studium der Rechte zum Geſchäft ihres Lebens gemacht hatten, ſchon deshalb ihr zugethan ſeyn würden; weil ſie nach den Grundſätzen dieſer Faction eine ungleich größere Maſſe von Gelehrſamkeit vor ſich hatten, und ihre Kenntniß zum ungleich dringendern Bedürfniſſe

machen konnten. Zuletzt war eine gleich nothwendige Folge, daß die Phariſäer, denn dieſen Namen trug die Parthei, von welcher hier die Rede iſt, gerade wegen ihrer Aengſtlichkeit in Beobachtung aller vorhandenen Verordnungen, und durch die Bewunderung ihrer Heiligkeit von Seiten des großen Haufens verführt, leicht zu Heuchlern entarteten, welche bei jeder Kleinigkeit nur um den Schein bekümmert waren. Heuchelei und ſatte Selbſtzufriedenheit gingen unter ihnen Hand in Hand. Die phariſäiſchen Sitten waren auf den Eindruck, welchen ſie auf das Volk machten, berechnet, und daher von allen Freuden der Ueppigkeit entfernt.*)

*) Joſephus ſagt freilich von der heuchleriſchen, ſatten Selbſtzufriedenheit der Phariſäer nichts, allein er gehörte ſelbſt zu ihrer Parthei, und für jenen Zug in ihrem Character, der ſchon aus ihrem ganzen Geiſt nothwendig folgte, gibt es Belege genug in den Evangeliſten. Wenn ihnen aber die gewöhnliche Meinung große Begierde nach irdiſchen Gütern aufgebürdet hat, welches freilich durch ihre Entfernung von den Freuden der Ueprigkeit [Josephi antiq. Jud. XVIII. 2 (3.)] nicht ausgeſchloſſen, nur unwahrſcheinlicher wird: ſo iſt ſie dazu wenigſtens durch die Reden von Jeſus Chriſtus nicht berechtigt, denn er ſcheint ſogar die Phariſäer ſorgfältig von den Rechtsgelehrten zu trennen, wenn er von der Untugend ſpricht, ſich durch die ſchändlichſten Mittel bereichern zu wollen. Man hat hier wohl die letzten mit den erſteren verwechſelt, weil ſie zu gleicher Zeit genannt werden. Matth. 23, 14.

Mit dem urſprünglich characteriſtiſchen Zeichen dieſer Parthei, daß ſie nicht blos dem Geſetzbuche, ſondern auch den Schriften ſpäterer Männer Jehovas verpflichtende Kraft für die Juden beilegte, hängt dann auch ihr ganzes übriges Syſtem conſequent zuſammen. Die beiden Stützen deſſelben waren ihre Meinungen von dem Verhältniſſe zwiſchen dem voraus beſtimmten Schickſal des Juden und ſeinem freien Willen, dann von dem Zuſtande nach dem Tode. Weil ſie für die ſpätern Schriften von ſolcher Wichtigkeit waren; ſo feſſelte ſie ihr Glaube an alle die Vorherbeſtimmungen für das jüdiſche Volk, welche ſich in denſelben fanden, und ihre Bemühung mußte daher eben ſo wie die Bemühungen der ſpätern Propheten dahin gehen, die Gerechtigkeit dieſer Vorherbeſtimmungen einigermaaßen in Harmonie mit den guten und ſchlechten Handlungen der Juden zu bringen. Da jene eigentlich die Nation betrafen; ſo konnte es um ſo leichter geſchehen, daß ſie der Freiheit der Einzelnen einige Wirkung zuſchrieben, und einige Harmonie zwiſchen dem nothwendigen Schickſal und dem freien Willen des Juden eingeſtanden. Aber eben ſo machten ſie dann die Legalität der Handlungen theils von jenem, theils von dieſem abhängig. An wahre Tugend als Antrieb des Handelns war ohnedies nicht bei einem ſolchen religiöspolitiſchen Syſtem zu denken. In ihrer Lehre vom Zuſtande nach dem Tode blieben ſie bei dem Todtenreiche, welches ſie in den ſpätern Schriften fanden, und bildeten nur den Punct in der alten Lehre, von welchem der Grundſatz von Belohnung und Beſtrafung nach dem Tode ausge-

hen konnte, daß man nämlich ausgezeichnete und ſchnell geſtorbene Männer in glänzende Wohnungen des Himmelsgottes hinaufgezogen glaubte, inſofern aus, daß ſie den Seelen der legalen Juden einen andern, wahrſcheinlich herrlicher gebildeten Körper nicht ohne Fleiſch und Blut verſprachen, denn ſonſt konnte man ſich kein Leben denken, im Gegenſatz zu den nichtigen, blos von Nebel zuſammengeſetzten Körpern der ſogenannten Ungerechten, welche zur Strafe im Reich Belials blieben.*)

---

*) Freilich weiß Joſephus nichts von dieſem Zuſammenhange der phariſäiſchen Vorſtellungen von Unſterblichkeit der Seele und dem künftigen Zuſtande des Lohnes und der Strafe mit den alten Begriffen der Hebräer; allein dieſer iſt unleugbar und harmoniſch mit dem Grundcharacter der Phariſäer. Jener Geſchichtſchreiber hat hier, wie häufig, den Kopf ſchon voll von griechiſchen Bildern. Ant. Jud. XVIII. 2. p. 871. und de bello Jud. II. 8. p. 166. Bei dem andern Körper, welchen die Gerechten für ein neues Leben erhalten würden, hat er indeſſen ſelbſt wohl nicht, wie die meiſten Commentatoren über das phariſäiſche Syſtem, an eine Wanderung der Seelen in verſchiedene Körper auf dieſer Erde gedacht. Freilich ſcheint es de bello Jud. III. 8. p. 248., als wenn er wirklich die eigentliche Seelenwanderung angenommen habe, indem er in einer Rede ſagt, daß die reinen Seelen einen Wohnplatz im Himmel hätten und von dort nach dem Verlauf von Jahrhunderten wieder in reine Körper kämen; allein er redet unter ſolchen Umſtänden, daß man die Philoſophie dieſer Stelle durchaus nicht für das phariſäiſche Syſtem halten darf, obgleich er ein Phariſäer war. Die Ju-

Da die ſpätern Schriften ihrer Nation geſetzliche Kraft für ſie hatten; ſo iſt nicht zu verwundern, wenn in ihrem Syſtem auch untergeordnete geiſtige Weſen vorkommen, aber deshalb darf man ihnen nicht eine ganze Hierarchie von guten und böſen Dämonen beilegen.*)

Die Parthei der Sadducäer trug dagegen ihren entſcheidenden Character von dem Grundſatze, daß einzig das Geſetzbuch verpflichtende Kraft für die Handlungen und

---

den, welche ihm die bitterſten Vorwürfe machen, daß er lieber ein Sclav der Römer leben, als frei ſterben wollte, und einen Angriff auf ſein Leben drohen, ſucht er durch Sophiſtereien zu beſänftigen, und verwechſelt reine Seelen und ſolche Menſchen, welche ſich bemühen, ihr Leben ſo lange wie möglich zu erhalten, ohne Bedenken mit einander. Indeſſen kommt darauf, was Joſephus und vielleicht die Phariſäer ſeiner Zeit dachten, es hier nicht ſo ſehr, als auf die phariſäiſchen Lehren der ſeleucidiſchen und maccabäiſchen Periode an.

*) Merkwürdig iſt, daß Joſephus von einem Glauben der Phariſäer an Geiſter nichts ſagt, indeſſen war derſelbe nicht den Quellen, welche ſie hatten, gänzlich fremd, und es geſchieht deſſelben Apoſtelgeſchichte 23, 8. ausdrücklich Erwähnung. Ihnen aber eine Hierarchie von guten und böſen Dämonen zuzuſchreiben, dazu iſt man wenigſtens durch ihre Aeußerung bei einer bekannten That von Jeſus Chriſtus nicht bevollmächtigt, denn ſie konnte Spott oder vielmehr im Geiſt einer von ihnen verworfenen Lehre angeführt ſeyn. Matth. 9, 34. Marc. 12, 24. Luc. 11, 15.

Meinungen der Juden habe. Die Schriften von Moſes waren die einzige Quelle, aus welcher ſie ſchöpften. In ihnen fanden ſie keine Spur von einem nothwendigen vorherbeſtimmten Schickſal der Hebräer, die ganze Zukunft derſelben war hier ſo dargeſtellt, als hinge ſie einzig von der freien Entſchlieſſung ab, inwiefern ſie den Staat Jehovas in die Wirklichkeit einführen wollen. Daher bildeten ſie ihre Lehre, daß alles auf die Freiheit des Einzelnen beruhete, ob er gut oder ſchlecht leben wollte; ein unabänderliches Verhängniß habe keinen Einfluß auf ſeine Handlungen. Weil ſie in den moſaiſchen Schriften auf keine beſtimmte Andeutung eines Zuſtandes nach dem Tode trafen; ſo verwarfen ſie die Lehren von Geiſtern, die Unſterblichkeit, und glaubten noch viel weniger einen künftigen Zuſtand der Belohnung und Strafe für die Thaten dieſes Lebens. Frei von allen Feſſeln ſpäterer Verordnungen, von den Banden der Nothwendigkeit, dem Einfluß höhrer Weſen und der Ausſicht in die Zukunft wandelten ſie, das Geſetzbuch einzig zur Richtſchnur; und mehr bemüht, den Geiſt des großen Geſetzgebers gegen phariſäiſchen Dünkel zu bewahren, als eine beſtimmte Faction zu bilden, betrugen ſie ſich gegen einander nicht als Brüder eines Ordens, ſondern der Sadducäer behandelte den Sadducäer wie jeden andern Juden. Von der Geſchmeidigkeit der Phariſäer, dem traulichen Annähern dieſer unter einander, als ſolcher Menſchen, die mit vereinter Kraft äuſſere Zwecke erreichen wollen, wußten ſie nichts. Mit großer Selbſtſtändigkeit gingen ſie einher, welche ſie nur dann einigermaaßen aufgaben, wenn

ſie ein öffentliches Amt annahmen, denn alsdann mußten ſie nach phariſäiſchen Grundſätzen, die einmal in der Staatsverwaltung die herrſchenden waren, ihre Geſchäfte beſorgen; es wäre ſonſt eine allgemeine Verwirrung entſtanden. Ihr Anhang beſtand in einer kleinen Zahl; aber die Herrſcher, wenn ſie mächtig genug ſich fühlten, der Volksgunſt und der Phariſäer entbehren zu können, die angeſehenſten und reichſten Familien waren auf ihrer Seite, weil ſie die Freuden des Lebens nicht mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit umzäunten. *)

---

*) Dieſe Darſtellung der Phariſäer und Sadducäer hat die Hauptverſchiedenheit von der gewöhnlichen Meinung über dieſelben, daß ſie nicht, wie dieſe, den characteriſtiſchen Unterſchied zwiſchen beiden Partheien, in der Aufnahme einer mündlichen neben den ſchriftlichen Geſetzen bindenden Tradition, die ſich von den Vätern forterbte, von Seiten der Phariſäer, und in der Verwerfung derſelben von Seiten der Sadducäer findet, ſondern vielmehr in dem Puncte, daß dieſe ſich bloß durch das gewöhnliche Geſetzbuch, jene aber auch durch die ſpäteren Verordnungen und Schriften, welche wir noch größtentheils beſitzen, gebunden glaubten. Alles kommt hier auf Erklärung der claſſiſchen Stelle beim Joſephus an. Antiq. Jud. XIII. 10 (6.). p. 663. In ihr wird behauptet, daß die Phariſäer viele Geſetze beim Volke geltend machten, welche nach und nach bei den Vorfahren entſtanden (ἐκ πατέρων διαδοχῆς), aber nicht in die Geſetze von Moſes eingetragen wären (ἅπερ οὐκ ἀναγέγραπται ἐν τοῖς Μωΰσεως νόμοις). Darum ſagten nun die Sadducäer, jenes geſchriebene Geſetz müßte herrſchen, um die Ueberlieferungen der Vorfahren brauchte

Wenn die Partheien der Phariſäer und Sadducäer, dem Syſteme des Staates ſeit der Rückkehr der Juden zur Zeit von **Cyrus** entwachſen, auf die Beſchaffenheit

---

man ſich nicht zu bekümmern (λέγον ἐκεῖνα δεῖν ἡγεῖσθαι νόμιμα τὰ γεγραμμένα, τὰ δὲ ἐκ παραδόσεως μὴ τηρεῖν.). Fürs erſte iſt hier gar keine Spur von einer **mündlichen** Ueberlieferung, denn ἡ παράδοσις bedeutet eben ſo gut eine ſchriftliche; zweitens werden die moſaiſchen Geſetze offenbar hier vorzugsweiſe die **geſchriebenen** Geſetze genannt, auf ſie wird νόμιμα τὰ γεγραμμένα bezogen; und drittens zeigen der ganze Geiſt und jede einzelnen Lehren im Syſtem der Phariſäer und Sadducäer, daß dieſe nur das Geſetzbuch, jene auch alle ſpätere Schriften, die ſich auf den Staat bezogen, als Quellen annahmen. Ueber die Erklärung der rechtlichen Stellen in denſelben mochte ſich dann immerhin noch eine Obſervanz unter den Rechtsgelehrten bilden. **Josephi** antiq. Jud. XVIII. 1. p. 871.

Außerdem iſt in der obigen Darſtellung von den Lehren über Schickſal u. ſ. w. alles nur auf die Juden bezogen, nicht auf die Menſchen überhaupt. Daß es alſo geſchehen mußte, ergibt ſich aus den Quellen derſelben, der ganzen Beſtimmung jener Partheien und überhaupt dem hebräiſchen Geiſt. Der ganze Geſichtspunct iſt verrückt, wenn man von den Sätzen der Phariſäer und Sadducäer über Unſterblichkeit der **menſchlichen** Seele u. ſ. w. redet. **Joſephus** kleidete freilich gern jene Lehren der Secten ſo ein, daß ſie auf die Menſchen überhaupt gehen ſollten, denn ſeine Bekanntſchaft mit fremder Literatur und ſeine Verhältniſſe reizten ihn zu dem Verſuche, die Juden auf alle Weiſe bei den andern Nationen zu Ehren zu bringen.

deſſelben immer einen großen Einfluß behielten, und deßhalb in politiſcher Hinſicht ſehr merkwürdig waren; ſo zog ſich im Gegentheil die Secte der Eſſäer, welche ungefähr zu gleicher Zeit mit ihnen unter den Juden begann, mit völliger Reſignation in die Einſamkeit, und ſtrebte bloß nach einem unbeſcholtenen Wandel, nach Ruhe der Seele. Dem Ackerbau, als der Lebensart, welche dieſem Zweck am beſten entſpricht, hatten ſie ſich faſt gänzlich geweiht, und wiewohl Verehrer Jehovahs opferten ſie nie im Tempel, ſondern ſchickten ihre Geſchenke hin, um ihren ſtillen Sinn nicht zu ſtören; ſie weihten ſich ſelbſt gleichſam zum Opfer, und hatten ihren beſondern Gottesdienſt. Wiewohl ſie in mehreren Gegenden auf dem Lande zerſtreut lebten, ſo bildeten ſie doch allenthalben eine geſchloſſene Geſellſchaft unter Vorſtehern und hatten ihre Habe zu einem Geſammteigenthum vereinigt, wodurch Gleichheit des Vermögens unter ſie eingeführt und aller Verkehr von Handel und Tauſch aufgehoben war. Der Erwerb eines jeden ward zu demſelben geſchlagen, und die Bedürfniſſe der Einzelnen wurden aus dem gemeinſchaftlichen Vermögen befriedigt.

Vor Sonnenaufgang reden ſie kein Wörtchen von unheiligen Dingen, und ſprechen von den Vätern erlernte Gebete, als flehten ſie die Sonne an, daß ſie zu ſtrahlen beginnen möge. Alsdann werden ſie von ihren Vorſtehern zu den Geſchäften des Tages entlaſſen und treiben dieſelben, weit entfernt Knechte zu dulden, bis zu einer beſtimmten Stunde. Dann reinigen ſie ſich durch kaltes Waſſer und

mit weißen leinenen Gewanden angethan ſtrömen ſie alle in ein Gebäude zuſammen, von welchem jeder Ungeweihte entfernt wird. Von allen Flecken gereinigt gehen ſie zum Orte des gemeinſchaftlichen Mittagsmahles, wie in einen Tempel. Einerlei Speiſe erquickt ſie alle; vor und nach dem Mahle betet ein Prieſter. Von den heiligen Gewanden entkleidet arbeiten ſie wieder bis in die Abenddämmerung; bei dem Mahle, zu welchem ſie dann zuſammenkommen, dürfen Gäſte gegenwärtig ſeyn. Sie reden bei den Zuſammenkünften ohne Geräuſch, und es herrſcht eine beſtimmte Ordnung, nach welcher jemand das Wort hat; eine Stille ſchwebt über der Verſammlung, die für jeden, welcher draußen iſt, etwas Schauerhaftes beſitzt.

Feinde aller Begierden und Leidenſchaften üben ſie auf das ſchönſte die Tugenden des Friedens. Unwahrheit iſt von ihnen verabſcheut, ihr Wort iſt ſicherer als alle Eide, und ſie halten denjenigen für unwürdig ihrer Geſellſchaft, welchem man nicht glaubt ohne ſeine Beſchwörung Gottes. Boten der Eintracht erſcheinen ſie in ihren weißen Gewanden, und ihr „Berühre mich nicht" tönt ſanft jedem Ungeweihten entgegen. Sie ſind Wohlthäter ihrer Mitbürger, indem ſie die Schriften ihres Ordens, worin aufgezeichnet iſt, was dem Körper und der Seele frommt, mit bewundernswürdiger Emſigkeit erforſchen, und die Kräfte der Wurzeln und Pflanzen, die Eigenſchaften der Steine zum Gebrauch gegen Krankheiten ergründen. Dieſe Wiſſenſchaft hing wohl mit ihrer Magie zuſammen und ihrem

Glauben an eine gewiſſe Zahl von Geiſtern mit beſondern Namen; das Geſchäft, die Zukunft zu entſchleiern, welches ſie nicht vernachläſſigten, war wohl der Sprößling Eines Stammes mit ihrer Bemühung, die Natur zu erforſchen.

Der Nothwendigkeit des Schickſals hatten die Eſſäer ſich ganz hingegeben und alle Freiheit des Willens abgeſchworen; aber ſie glaubten an Unſterblichkeit der Seele mit Vergeltung für dieſes Leben verbunden. Die Seelen waren nach ihrer Meinung, aus dem feinſten Aether gewoben, in den Leib wie in ein Gefängniß durch eine anziehende Kraft der Natur hinabgeſenkt. Aus dem Kerker wieder befreit ſchweben ſie fröhlich aufwärts: die guten leben dann jenſeits dem Ocean in einer Gegend, welche kein Schnee, kein Regen, keine Hitze berührt, nur ein ſanfter Zephyr von den Wogen her hauchend erquickt; die verruchten werden in eine finſtere kalte Höhle unter die Erde gebannt, in den Wohnſitz aller Qual.

Dieſe Reſignation in das Schickſal, dieſer Glaube an ein künftiges Leben verwandelte die ſanften, ſtillen Menſchen in Helden bei Verfolgungen ihrer Lehre. Keine Marter, welche die Römer ſpäterhin gegen die Eſſäer erſannen, brachte ſie zur geringſten Abweichung von ihren Sätzen; verſtümmelt und von Flammen umrauſcht, ſagten ſie ihrem grauſamen Verfolger kein bittendes Wort, keine Thräne entlockte der Schmerz ihren Augen.

Es hielt ſchwer, in ihren Orden aufgenommen zu werden; während dreijähriger Prüfung untadelhaft befunden konnte der Zögling endlich in die unterſte Ordnung kommen. In vier Ordnungen waren ſie abgetheilt, nach der Länge der Zeit, daß ſie Mitglieder waren. Der jüngere Eſſäer war noch ſo ungeweiht in Vergleichung mit den ältern, daß dieſe ſich reinigten, wenn ſie von ihm berührt waren. So geprüft man ſeyn mußte, um aufgenommen zu werden, bedurfte es doch nur eines wichtigern Vergehens, daß man der ſchrecklichen Strafe verſtoßen zu werden, nicht entgehen konnte. Selbſt ſolche Verſtoſſene hatten gewöhnlich ſo viel Gewiſſenhaftigkeit, daß ſie entweihte Speiſen nicht anrührten und dadurch dem Hungertode nahe kamen. Zugleich beſtand hierin gleichſam eine neue Prüfung; die bewieſene Geſetzmäſſigkeit der Denkart konnte ein Grund zur Wiederaufnahme ſeyn. Unrecht widerfuhr nicht leicht einem, denn wenigſtens hundert Eſſäer ſaßen zu Gericht, von Gerechtigkeitsliebe beſeelt, die mit einer auſſerordentlichen Achtung gegen Moſes zuſammenhing.

Ungefähr ein Jahrhundert nach dem Schluß der Periode, von welcher hier die Rede iſt, belief ſich die Zahl der Eſſäer im Lande der Juden auf viertauſend, und ſie würden viel ſtärker geweſen ſeyn, wenn nicht die meiſten von ihnen unverheirathet geblieben wären, weil ſie feſt überzeugt waren, daß kein Weib einem einzigen Mann treue Liebe bewahre. Bei einer ſolchen Ueberzeugung wäre frei-

lich aus der Ehe ein böſer Geiſt zur Zerſtörung eines ſolchen friedevollen, edlen Lebens hervorgegangen.

Fl. Josephi antiq. Jud. XIII. 5. p. 649. 10. p. 663. XVIII. 2. p. 870. 871. Josephus de bello Jud. II. 8. p. 160—66. T. II. opp. ed. Haverc.

Die Darſtellung der Phariſäer und Sadducäer iſt das reine Reſultat, welches ſich aus Vergleichung der Nachrichten von Joſephus mit der Beſchaffenheit des jüdiſchen Staates und der vorhergehenden hebräiſchen Cultur ergibt. Dagegen konnte bei der Schilderung der Eſſäer dies nicht geſchehen, da ſie eigentlich mit der ganzen jüdiſchen Individualität nichts zu ſchaffen hatten. Das Licht, welches die Menſchengeſchichte vielleicht durch Erforſchung der Lehren anderer Nationen auf ſie werfen kann, durfte hier noch nicht benutzt werden. So blieb nichts als der Verſuch übrig, die Züge der Beſchreibung von ihnen im Joſephus ſo zuſammenzuſetzen, wie es die Natur der Sache heiſcht, und dadurch ein lichtvolleres Bild von ihnen zu geben. Dieſes mußte hier ſtehen, da eine vollkommene Idee vornehmlich von der religiöſen und ſittlichen Aufklärung der Juden dieſer Periode wegen der unmittelbar folgenden Zeiten hier nothwendig aufzuſtellen war.

Der berühmte Philo ſtimmt in der Schilderung der Eſſäer mit Joſephus gänzlich überein, und will ihnen ſehr wohl. Philonis opera ed. a Dav. Hoeschelio. p. 876—79.

§. 31.

Schon das Daſeyn der Eſſäer in der Periode der ſeleucidiſchen und maccabäiſchen Herrſchaft beweiſt, daß ausländiſche Pflanzen der Cultur auf jüdiſchen Boden verſetzt

waren, wie bei den Schickſalen der Juden und dem lebhaften Verkehr zwiſchen den Völkern ſeit Alexander dem Macedonier unvermeidlich blieb. Allein dennoch war es bei dieſer Nation aus Gründen, die zu offen in ihrer Geſchichte liegen, als daß ſie angeführt zu werden braúchten, ſchwerer wie bei jeder andern, daß dieſe Fremdlinge Einfluß auf die Natur um ſie her erhielten. Wenn gleich die Denkart des jüdiſchen Volkes einen ſchwachen Schimmer vom Colorit des herrſchenden allgemeinen Characters in dieſem Zeitalter annahm: ſo zeigen doch ſeine literariſchen Denkmale dieſer Zeit, wie gewiſſenhaft es ſich im Kreiſe der alten eigenthümlichen Vorſtellungen zu beſchränken wußte.

Sobald in dieſer Periode ein Schriftſteller auf die Nation wirken wollte, fand er in der einheimiſchen Literatur nur ein einziges Vorbild, deſſen Manier er nachahmen durfte. Jener alte hiſtoriſch-genealogiſche Character, der ſich auf die Ehre der Stämme bezog, war jetzt kaum verſtändlich; da die Juden ein Gemiſch aller hebräiſchen Stämme waren; die heilige lyriſche Dichtkunſt hatte dem Bedürfniſſe der Nation durch religiöſe Hymnen, neben welchen keine neue emporkommen konnten, hinlänglich genug gethan, zu Volksliedern fehlte es der altgewordenen Nation an Gelegenheit und Kraft; dem Schwunge der Propheten nachzuſtreben, wäre ein thörichtes Beginnen geweſen, dem alle Verhältniſſe entgegenſtanden; überdies ward es immer mehr Sitte, in die Ferne der Zukunft, in welche ſich die Propheten erhoben hatten, mit dem Zweifel hinauszublicken,

daß alle Gegenſtände derſelben wohl nichts als ein Werk menſchlicher Phantaſie ſeyn möchten *). Aber der gnomiſche und lehrende Ton Salomon's und anderer, die ihn nachahmten, konnte jetzt noch auf die Nation wirken, vornehmlich wenn man im Namen des verehrten Königs ſprach; und zugleich gab das liebliche Farbenſpiel in ſeinen Liedern der Liebe für die Schilderung zarter Empfindungen, die beſonders durch eheliches Glück aufkeimten, ein nachahmungswürdiges Colorit. Die Schriftſteller, welche ſich dieſes zueigneten und jenen Ton trafen, konnten darauf rechnen, daß ihre Manier auch dem Geſchmacke der alexandriniſchen Schulen nicht verächtlich ſcheinen werde, und, was noch mehr werth war, ſie konnten durch die Nachahmung der Belehrung in Salomon's Schriften den ächtjüdiſchen Vorſtellungen einen Anſtrich geben, welcher die harte Individualität milderte, die andern Nationen bald lächerlich, bald beleidigend däuchte. Hierauf mußten zu dieſer Zeit Schriftſteller der Juden Rückſicht nehmen; denn ſchrieben ſie auch nicht ſelbſt griechiſch; ſo wurden ſie doch ſicher in die griechiſche Sprache überſetzt.

Auf dieſe Weiſe war der Styl von zwei literariſchen Denkmalen dieſes Zeitraums, den Sittenlehren von Jeſus,

---

*) Dies lag in der Natur der Sache, ergibt ſich aber auch aus dem Gebete von Jeſus, dem Sittenlehrer. 36, 16. in vet. test. ex versione septuaginta interpret. ed. Breiting. T. IV.

einem Bürger von Jeruſalem, und dem ſogenannten Buche der Weisheit, eine nothwendige Erſcheinung der Zeit; aber der Stoff zu denſelben iſt noch alter originaler Geiſt.

In beiden Schriften herrſcht der alte Begriff von Jehovah, und der Anfang, welcher vorzüglich im Daniel gemacht war, eine beſtimmte Geſtalt des Nationalgottes zu bilden und ihn mit untergeordneten geiſtigen Weſen zu umgeben, ſcheint für den wahren Juden dieſer Periode weiter keine Folgen gehabt zu haben. Jehovah iſt noch immer der einzige Gott, nämlich für das jüdiſche Volk, wie er es nach ſeiner ganzen Entſtehung ſeyn mußte, doch auch einziger Gott, inſofern er der mächtigſte iſt, und deshalb auch vorzugsweiſe Gott. Er iſt die Urſache von allem, denn das mächtigſte Weſen, welches der Jude annahm, mußte ja Alles erſchaffen haben. Eine ſolche Meinung kann, anſtatt das Product einer beſondern Aufklärung oder gar einer Inſpiration zu ſeyn, mit der größten Rohheit gepaart ſeyn: ein Kind in einer völlig abgeſonderten Familie und ohne weitere Belehrung würde ſeinen Vater, wenn es zu einigem Nachſinnen darüber kommen könnte, für den Schöpfer aller Dinge halten, weil er das mächtigſte ihm bekannte Weſen iſt. Jehovah iſt ferner noch ſtets in dem alten Verhältniſſe gegen die Juden, als ſein Volk, welchem er als der Gott der Götter alle übrige Nationen aufopfern kann und will; jene ſind einzig Zweck, dieſe nur Mittel. Einen Tag des Gerichtes wird er halten, nämlich den Zeitpunct herbeiführen, wo jene Behauptung als richtig offenbar werden

muß*). So weit war man entfernt, bei dem Einen Nationalgotte ſich den wahren Gott oder den Begriff von einem höchſten Weſen zu denken, an welchen der aufgeklärte Menſch glauben kann.

Weisheit und Tugend ſind ferner bei den Verfaſſern beider Schriften einerlei mit Befolgung der ſämmtlichen Geſetze. Da aus dieſen ſich viele Vorſchriften für ein gutgeführtes Leben überhaupt ergaben: ſo iſt mit jener manche ſittliche Lehre verknüpft, wie ihrer der Menſch bedarf. An die Befolgung der Geſetze iſt aber nicht nur die Sittlichkeit, ſondern auch alle übrige Wiſſenſchaft gebunden, welches um ſo leichter einzuſehen war, da ſich die Prieſter und

---

*) Man verwechſelt nur zu häufig den Standpunct des Juden mit dem Standpuncte des Menſchen überhaupt und des aufgeklärten, anſtatt daß von dieſem ſtets nur eine Beleuchtung auf die Geſchichte fallen ſollte. Beſonders aber hat man es bei den Lehren über Jehovah gethan, und dadurch manchen Dingen der Hiſtorie ſelbſt der neueſten Zeiten ein ſchiefes und unwahres Anſehen gegeben. Die Hauptſtellen für die oben gemachte Schilderung des jüdiſchen Nationalgottes nach den Begriffen dieſes Zeitraums ſind: Jeſus der Sirazide 17, 17.: 24, 8—12.: 36, 12—16.: 50, 25. 26. Die Stelle 10, 15—19. hat man als einen Beweis vom Glauben der Juden an eine unpartheiiſche Regierung Jehovahs über das menſchliche Geſchlecht gebraucht; allein die Ausrottung derer, die ihn nicht verehrten, und die Vertilgung des Namens der Heiden kann nur nach jüdiſchen Grundſätzen unpartheiiſch heißen.

Leviten im Beſitz derſelben fanden. Eine richtige Folge dieſer Sätze ward alsdann, daß nur Juden gut und weiſe ſeyn konnten, weil nämlich ſie nur die Geſetze beſaßen, ohne deren Befolgung man jenes nicht ward. Das Reſultat dieſer Folge war dann wiederum ein fürchterlicher Nationalſtolz und eine Verachtung der Kenntniß und der Tugend der übrigen Nationen. Für dieſe gibt es keine Lehren der Weisheit, ſie ſind gleichſam reine Verruchte, Unweiſe an ſich. Selbſt der ſchlechte Jude iſt beſſer als ſie, denn er kennt doch wenigſtens den Urquell aller Weisheit und Tugend.*)

Aechte Juden auch darin, daß ſie die alte Geſchichte der Nation an ihre Lehren knüpften, und der prophetiſchen Verheiſſungen für die Zukunft nicht vergaſſen, ſuchten endlich beide Schriftſteller die belohnenden und nachtheiligen Folgen der Handlungen der Juden nicht auf die Gegenwart, aber doch auf den Staat einzuſchränken, obgleich die Lehre von Unſterblichkeit der Seele im jüdiſchen Syſtem dieſer Zeit, vielleicht ausgebildeter, als ehemals in der hebräiſchen

*) Die ungemein wichtigen Stellen, wodurch dieſe Darſtellung der Begriffe der Juden auch nach dieſer Periode über Weisheit und Tugend gerechtfertigt werden muß, kann man nicht genug betrachten, weil durch ihren Character der Sinn der übrigen, die unmittelbar den Nationalgott betreffen, beleuchtet werden darf. Jeſus der Sirazide 1. 12. 25.: 24, 8—26. Buch der Weisheit 10—12.: 15—19.

Literatur erſcheint. Die wunderſchöne Beſchreibung eines künftigen Zuſtandes der legalen Juden im Buche der Weisheit könnte indeſſen mehr eine Schilderung des Zeitpunctes, welchen Jeſaias mit glühenden Farben mahlte, da die Juden ihr weit umher herrſchendes Reich beginnen werden, als die Darſtellung einer Fortdauer nach dem Tode ſeyn, die Belohnungen und Strafen für die Handlungen dieſes Lebens in ſich faſſen wird.*)

*) 3, 1—10. Der Verfaſſer konnte ſeine politiſchen Gründe haben, warum er das jüdiſche Volk als einzelne Gerechte, die übrigen Nationen als einzelne Verruchte darſtellte, und eben ſo lag dies in ſeiner allegoriſchen Manier überhaupt. Für die obige Vermuthung ſpricht zuerſt die alte Anſicht der Zukunft in den Propheten und die Anhänglichkeit des Verfaſſers beſonders an Jeſaias. Zweitens redet er von einer Zeit des Gerichtes über die Gerechten und Verruchten, welches durchaus, wenn es etwas anders, als die Epoche der jüdiſchen Weltherrſchaft bedeuten ſollte, eine völlig neue Idee wäre, deren Urſprung wir wenigſtens auf jüdiſchem Boden nicht finden können. Nach der ganzen Vorſtellung vom Todtenreich war der Verruchte ſogleich durch die Nichtigkeit ſeines Lebens in demſelben geſtraft. Drittens läßt ſich nach jener Vermuthung das ganze fünfte Capitel leicht erklären, und offenbar iſt im ſechsten ein Verſuch, die Großen der Erde zur Weisheit, das heißt, wie die ganze Folge zeigt, zur jüdiſchen Legalität zu bewegen, damit ſie nicht geſtraft werden. Dies hängt auf das genaueſte mit den Ideen im Jeſaias von jenem großen politiſchen Zeitpuncte zuſammen, da ſich alle Völker zur Religion Iſraels bekennen ſollen. Dieſe und andere Gründe

§. 32.

Noch immer einem Nationalgott hingegeben, durch deſſen Idee ein genialiſcher Geſetzgeber ihnen die verlorne

---

ließen ſich nur durch einen fortlaufenden Commentar über dieſes geiſtreiche Product anſchaulich machen.

Geht man über dieſe Vermuthung hinweg, ſo dreht ſich alles um den ſchon im alten Glauben bemerkten Punct, daß die ausgezeichnet legalen Menſchen in eine Wohnung Jehovahs aufgenommen werden, und der Verfaſſer ſtellt ſie ſich daſelbſt ſo vor, daß ſie gleichſam ein Collegium von Räthen deſſelben bilden, welche unter ihm richten und regieren. Dies wäre dann vielleicht ein allegoriſcher Verſuch, durch die Ausbildung einer alten Idee von dem Lohn der Gerechten in einem Zuſtande nach dem Tode die politiſchen Weißagungen von der künftigen großen Revolution zu erklären. Zugleich aber ergäbe ſich aus der ganzen Darſtellung, daß das Bewußtſeyn des vorhergehenden Zuſtandes nach dem Tode fortdauere, und weil die Gerechten und Verruchten ſich einander wieder erkennen werden, der Körper der verſtorbenen Menſchen ihrem vorigen ähnlich ſeyn ſolle. Die Geſchichte und Aeußerungen der Märtyrer unter Antiochus Epiphanes im zweiten Buche der Maccabäer können auf denſelben Gedanken bringen. Allein das ganze angeführte Reſultat bleibt wegen der Manier in jenem Buche der Weisheit, und wegen der Unſicherheit dieſer letzten Schrift, welche, man weiß nicht, wann und von wem, in einem romanhaften Gewande erſchien, höchſt unſicher; aus dem Sittenlehrer Jeſus aber läßt ſich nichts bedeutendes über die Lehre dieſer Periode vom Zuſtande nach dem Tode abſtrahiren. Die Meinungen der Eſſäer über dieſelbe wären hier von keinem Gewicht, ſelbſt wenn wir verſichert wären,

Selbſtſtändigkeit, wenn man dieſe einer Horde von Nomaden beilegen darf, einzig wiederſchenken konnte, und ohne beſtimmte Lehren über einen künftigen Zuſtand der Vergeltung für dieſes Leben, aber voll Hoffnung ihrer Erhebung über alle Nationen auf der Erde durch einen Sprößling des verehrten Davidshauſes, nahten ſich die Juden dem großen Zeitpuncte der Menſchengeſchichte, da aus der Mitte der römiſchen Bürger ein einziger ſich zum Herrn der Welt erhebt, weil das Glück ihm den Sieg über wenige Mitbürger vergönnt. Ein Tropfen in dem Ocean, welcher dem Herrſcher Roms unterthan iſt, gehören die Juden zu den verachteſten ſeiner Unterworfenen. Zerſtreut in mehrere Gegenden ſeiner Herrſchaft, durch Geſchicklichkeit in den Waffen, durch hohen kriegeriſchen Muth eben ſo wenig berühmt, als durch ſchöne Kunſt und Entdeckungen in den Wiſſenſchaften, ſind ſie ein Ziel des Spottes der vorzüglichſten Geiſter; und ihr ſtiller Ruhm, mit welchem außerordentlichen Gewinn für die Menſchheit gerade ſie, welche ihr Geſchlecht als den Zweck aller Staatenverhältniſſe betrachten, der Welt aufgeopfert werden, iſt mit einem finſtern Schleier bedeckt. Am meiſten verſpottet wegen ihrer väterlichen Sitten bleiben ſie durch dieſelben eine Nation, zu welchen Geſchäften ſie das Schickſal zerſtreuen mag; durch ihre ge-

daß ſie ſo modificirt, wie wir ſie aus Joſephus kennen, ſchon in dieſem Zeitraum geweſen ſind, und die phariſäiſchen, wenn von ihnen ein gleiches gälte, brächten uns zu nichts weiterem, als wir wiſſen. Vergl. §. 30.

ſchmähte Anhänglichkeit an allem, was von den Vätern kam, werden ſie immer über ſich ſelbſt erhoben. An den Gott Abraham's iſt ihre ganze Kraft wie durch einen Zauber gefeſſelt, und ſo unbedeutend an ſich, wie ſie wirklich ſind, ſtehen ſie als Helden auf, wenn dieſe Bande ſtark angezogen werden; es kommt an denſelben vom Himmel, an welchen ſie geknüpft ſind, eine höhere Kraft auf die Juden herab.

Als Helden Jehovahs werden ſie ſich ſelbſt auf den Trümmern ihrer hochverehrten Stadt Jeruſalem zeigen, je mehr auch ihre eigenthümlichen Kräfte geſchwunden ſind. Ein entnervendes Sittenverderbniß, welches jetzt allmählig über die ganze einigermaaßen gebildete Welt mit der Wuth einer Peſt ſich erſtreckte, verheerte beſonders Judäa, welches durch ſeine Lage und die Verbindung mit den zerſtreuten Colonien den zuſammenſtrömenden Laſtern geöffnet war, und durch die wohlthätige Schönheit der Kunſt den Nachtheil der Ueppigkeit nicht zu mildern verſtand. Die ſtarke und beſcheidene Tugend der Eſſäer gehörte der Nation nicht an.

Wie eine gemißhandelte, ſeitwärts gebeugte Säule, an welcher alle Blumenkränze verdorrt, ein Spott der Vorübergehenden geworden, die aber dennoch ſelbſt im Sturm ſich erhält, ſtand die Denkart der Juden da, und war beſtimmt, daß um ſie ein Band geſchlungen werden ſollte,

welches eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch eine halbe Welt feſſelt. Die weitere Forſchung wird lehren, daß eine weit verbreitete edlere Lehre aus jüdiſchen Ideen hervorging, und zugleich die Frage entſcheiden, ob ſie ihren höhern Character urſprünglich trug, oder von den Umbildungen, welche Jahrhunderte mit ihr vornahmen, zum Geſchenk erhielt.

Inhalt des erſten Theils.

Plan zu den ſämmtlichen Werken K. L. v. Woltmanns als Vorrede S. 5 — 10
Selbſtbiographie S. 11 — 90
Nachtrag S. 91 — 162

Aeltere Menſchengeſchichte.

Vorrede S. 165 — 169

Einleitung.

1. Ueber den Charakter der Hiſtorie S. 170
Begriff der Hiſtorie und Verhältniß derſelben zur Philoſophie S. 171
Geſchichtsforſcher und Geſchichtsſchreiber S. 171

§. 2.

Hiſtorie im engern Sinne und zweifacher Geſichtspunct für dieſelbe S. 171 — 172
Der praktiſche wiederum zweifach, Entſtehung der Menſchengeſchichte S. 172

§. 3.

Die Lehre von der hiſtoriſchen Critik, eine philoſophiſche Wiſſenſchaft und Theile derſelben S. 172 — 173

§. 4.

Reine Hiſtorie bei jedem Geſichtspuncte die Hauptſache S. 173

II. Die Idee der Menſchengeſchichte.

§. 5.

Nothwendige Maxime der praktiſchen Vernunft S. 173 — 174
Größte Schwierigkeit bei Erreichung des durch ſie beſtimmten Endzweckes, und Geſellſchaft und Staat deshalb nothwendige Bedingung S. 174 — 175

§. 6.

Legalität des Staatsverhältniſſes S. 175

§. 7.

Staatsverfaſſung und Staatsverhältniß in weltbürgerlicher Hinſicht S. 175 — 176

§. 8.

Schwierigkeiten, die den vorhergehenden Betrachtungen entgegenſtehen S. 176 — 179

§. 9.

Begriff der Menſchengeſchichte und aus ihm abgeleitetes Grundgeſetz der hiſtoriſchen Critik für dieſelbe S. 179
Untergeordnetes Geſetz S. 180

§. 10.

Begriff der Menſchengeſchichte im engſten Sinne. Gründe, warum das Fortſchreiten der Cultur überhaupt nicht zum herrſchenden Geſichtspuncte genommen wird S. 180 — 182
Anwendung der etnographiſchen und ſynchroniſtiſchen Methode in der Menſchengeſchichte S. 182 — 183

§. 11.

Zwei nothwendige Vorarbeiten, ehe die Menſchengeſchichte einige Vollkommenheit erreichen kann S. 182 — 185

Pflichten des Hiſtorikers vor Ausführung derſelben, vorzüglich Beſchützung der Menſchengeſchichte wider die Verunglimpfung der hiſtoriſchen Materialienſammler und die Anmaßungen der Philoſophie S. 186

§. 12.

Sätze, welche bei Betrachtung des Fortſchreitens der Menſchheit zu ihrem Ziele ſtets feſtgehalten werden müſſen S. 186—187

Geſchichte der Aegypter.

§. 1.

Reſultate aus der phyſiſchen Beſchaffenheit Aegyptens für die Geſchichte der Aegypter S. 188 — 190

§. 2.

Früh ausgebildete bürgerliche Geſellſchaft, doch wahrſcheinlich noch mehrere Staaten in Aegypten zur Zeit des Zuges von Abraham S. 191

Verderblicher Luxus und Verkehr zwiſchen den Aegyptern und aſiatiſchen Kaufleuten zur Zeit von Joſeph; Plane deſſelben für die königliche Macht S. 191

§. 3.

Einräumung des Landes der Goſen an die Jacobshorde. Der Einfall der Hykſes und traurige Lage der Iſraeliten S. 192 — 193

Goldenes Zeitalter des ägyptiſchen Geiſtes S. 193

§. 4.

Seſoſtris, ein Denkmal für alles Merkwürdige, was in einem gewiſſen Zeitalter geſchah und ſich entwickelte, ſeine auswärtigen Eroberungen, ſeine Einrichtungen für Aegypten S. 193 — 194

Eintheilung des Landes in Nomen. Eine Art von Kriegslehre S. 194 — 195

§. 5.

Sechs verſchiedene Kaſten der Aegypter S. 195

§. 6.

Einwanderung der Prieſter und Krieger in Aegypten; Behandlung der alten Landeseinwohner und daher entſtehende Kaſten derſelben S. 195 — 197

§. 7.

Der König nicht aus den Geſchlechtern der Prieſter; Politik von dieſen gegen ihn. Keine ſcharf beſtimmte Grenzen zwiſchen der königlichen und prieſterlichen Gewalt S. 197 — 200

§. 8.

Grundeigenthum und Geſammtvermögen jeder Prieſterfamilie; Freiheit des einzelnen Prieſters, ſich Privatäcker zu erwerben. Oberprieſter. Verminderung ihres Anſehens, ſobald die ägyptiſchen Staaten ſich zu einem Reiche vereinigten. Warum entſtand damals nicht ein Oberprieſter? Politiſche Maximen der Prieſterkaſte S. 200 — 202

§. 9.

Eintheilung der Kriegerkaſte. Veränderung ihrer Niederlaſſungen, als Ein Staat aus den Vielen erwuchs. Wieweit ging die Steuerfreiheit der Krieger? Beſatzungen in den Gränzplätzen. Leibwache des Königs. Kriegeriſche Geſchicklichkeit der Kaſte S. 202 — 204

§. 10.

Die übrigen Kaſten. Vortheile und Nachtheile der Staatsordnung, welcher ſie zum Grunde lagen; für die Cultur. Nothwendi-

ges Gedeihen der Gewerbetreibenden bei Streitigkeiten zwiſchen den beiden ſtaatsbürgerlichen Kaſten oder zwiſchen dem König und ihnen S. 204 — 206

§. 11.

Beſchaffenheit der Eintheilung des Landes in Nomen S. 206—207

§. 12.

Religion der Aegypter; zwei Puncte, welche man bei Betrachtung derſelben nicht überſehen darf. Der Thierdienſt. Grundlage derſelben; ihre Beſtimmung zum Vortheil der Polizei; die ſymboliſchen Gottheiten; Unſicherheit der aſtronomiſchen S. 207 — 209

Aegyptiſche Volksfeſte; Urſprung derſelben in den roheſten Zeiten. Feſte der Artemis, des Kriegsgottes zu Paprèmis. Orakel verſchiedener Tempel S. 209 — 210

§. 13.

Geheimnißvoller Charakter des ägyptiſchen Juſtizweſens. Das Collegium der dreißig Richter, Weiſe deſſelben, Nichtduldung der Sachwalter S. 210 — 211

Zwang zur Tugend als Charakter vieler ägyptiſchen Geſetze; Verordnungen zur Sicherheit des Staates S. 211 — 212

Verhältniß zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlecht S. 213 — 214

§. 14.

Sitte der ägyptiſchen Nation, beſonders bei ihren Gaſtmahlen. Wohlgefallen an dem Umgange mit Todten. Gericht über die Todten. Grund, warum es nur die ſtaatsbürgerlichen Familien betreffen konnte? Einfluß des Todtengerichtes auf die Bildung der griechiſchen Unterwelt S. 214 — 216

§. 15.

Gründe wider die Meinung von einer hohen Cultur der Aegypter. Studium der Aſtronomie, der Medicin unter ihnen. Dürftige hiſtoriſche Kunde. Die Hierogrammateis S. 216—218

§. 16.

Bildungsepoche der Aegypter und Einfluß der Sabakos auf dieſelbe S. 218 — 219

Zerrüttung der ägyptiſchen Verfaſſung, indem ein Oberprieſter den Thron beſteigt. Mißhandlung der Kriegerkaſte. Erhebung der unfreien Kaſten gegen die ſtaatsbürgerlichen S. 219 — 220

§. 17.

Theilung Aegyptens unter zwölf Kronprätendenten. Pſammetichs Alleinherrſchaft, durch ioniſche und kariſche Miethvölker errungen und durch die Aufnahme derſelben in Aegypten befeſtigt. Große Revolution der alten einheimiſchen Kriegerkaſte. Nothwendige Geſchmeidigkeit Pſammetichs gegen die Prieſterkaſte, mit keiner politiſchen Gefahr verbunden S. 220 — 223

Milderung der aegyptiſchen Nationalindividualität durch Pſammetichs weitere Unternehmungen und Einführung planmäßiger Eroberungsideen durch ihn S. 223 — 224

§. 18.

Seine Plane ins Große, gearbeitet von ſeinem Sohn Necho. Verſuch das mittelländiſche und rothe Meer durch einen Kanal zu verbinden; Flotten an demſelben erbaut. Abſicht bei dem Verſuche durch phöniciſche Seefahrer vom rothen Meer aus Africa zu umſchiffen. Kampf mit der großen babyloniſch-chaldäiſchen Monarchie S. 224 — 226

§. 19.

Characteriſtiſcher Zug vom Ruhm und der Denkart der Aegypter aus der Zeit des Pharao Pſammis. Revolution unter ſeinem Sohne Apries und deren Grund in der Eiferſucht wider die fremden Krieger. Geſchichte von Amaſis als Beiſpiel von der Entartung des urſprünglichen Charakters der ägyptiſchen Verfaſſung. Städtiſche Rechte einer griechiſchen Kolonie in Aegypten. S. 226 — 229

Harmonie zwiſchen den übrigen Zeitumſtänden und dem Einfluſſe der griechiſchen Cultur auf die Aegypter S. 229 — 230

Abwendung des Sturmes des Eroberers Cyrus S. 230.

§. 20.

Vornehmſter Grund des Zuges von Cambyſes; ſeine Härte wider die Prieſterkaſte nicht blos religiöſe Intoleranz. Verſuch der Aegypter das perſiſche Joch abzuwerfen. Aegypten perſiſche Provinz zur Zeit der Erſcheinung Alexanders des Macedoniers S. 230 — 233

§. 21.

Erbauung Alexandria's und Urſachen ſeines blühenden Handels. Kluge Vertheilung der Regierungsgewalt an einen Ausländer und einen Einheimiſchen S. 233 — 234

Herrliche Regierung der drei erſten Ptolemäer. Die alexandriniſche Bibliothek. Ausbreitung der ägyptiſchen Macht S. 234 — 237

§. 22.

Einmiſchung der Römer in die ägyptiſchen Angelegenheiten. Character der ſpätern ägyptiſchen Geſchichte. Phyſkon. Ptolemäus Auletes. Ptolemäus und Kleopatra. Pompejus. Cäſar. Einäſcherung eines Theiles der alexandriniſchen Biblio-

thek. Antonius. Schlacht bei Actium und Aegypten eine römiſche Provinz S. 237 — 241

Perioden der ägyptiſchen Geſchichte.

1.

Von der Stiftung der ägyptiſchen Staaten bis zur Vereinigung derſelben zu Einem Reiche

2.

Bis zur völligen Ausbildung des ägyptiſchen Staates im Zeitalter des Seſoſtris.

3.

Bis zur Erhebung der bisher unfreien Kaſten.

4.

Von dieſer Zerrüttung der alten Verfaſſung bis zur noch wichtigern Umbildung derſelben durch den Einfluß der Griechen.

5.

Bis zum Verluſt der Selbſtſtändigkeit durch die Perſer.

6.

Bis zur neuen Einrichtung der ägyptiſchen Regierung durch Alexander und zum Einfluß der Ptolemäer auf den ägyptiſchen Geiſt.

7.

Von dieſem Einfluße bis zur Verwandlung des alten Königreiches in eine römiſche Provinz.

Geſchichte der Iſraeliten.

§. 1.

Reſultate von der phyſiſchen Beſchaffenheit und Lage Paläſtina's für die Verfaſſung, welche in ihm errichtet werden konnte S. 242 — 244

§. 2.

Die Abrahamshorde geht über den Euphrat; der Gott derſelben. Ihre Verpflanzung nach Aegypten, aber ihr ſtetes Zuſammenhalten als ein Volksſtamm. Despotismus wider ſie. Einziges Mittel ihrer Achtung S. 244 — 246

§. 3.

Schickſal, Cultur und Character von Moſes. Einfluß ſeines Lebens in Arabien auf ſeine Denkart S. 246 — 248.

§. 4.

Seine Plane beim erſten Auftreten in Aegypten. Auszug der Iſraeliten. Abſicht bei dem Wege, welchen Moſes einſchlug S. 248 — 251

§. 5.

Anfang der Geſetzgebung Moſes, als Repräſentant des Nationalgottes. Der erſte Eindruck von einer Erſcheinung deſſelben mußte ſtark ſeyn. Schwierigkeiten den Geſichtspunct zu treffen, aus welchem Moſes ſeine Geſetze betrachtete. Zwei Grundideen S. 251 — 254

Die Idee von Einem Gotte dem Nationalgotte der Hebräer und mächtigſten Weſen. Erläuterung des Begriffes von Jehova und Urſprung deſſelben. Drei Claſſen von Göttern S. 254 — 256

Zwei Nationalinſtitute, die mit der Verehrung Jehovas auf das genaueſte zuſammenhangen. Schwierigkeiten beim Begehen

der Nationalfeſte. Hypotheſe zur Hebung derſelben S. 256 — 259

Verhältniß des Stammes der Leviten zu den übrigen Stämmen, den Eigenthümlichkeiten der ägyptiſchen Prieſterkaſte nachgebildet. Warum wurden die Leviten nicht auch die vornehmſten Grundbeſitzer S. 260 — 261

§. 6.

Maaßregeln, um die Hebräer von andern Völker zu ſcheiden. Gebot der Vertilgung aller Völker im Lande der Väter. Ackerbau Grundlage des ganzen Staates. Schwierigkeit, das hebräiſche Bürgerrecht zu erhalten; Unterſchied, welcher hierin zwiſchen den Völkern gemacht wird. Beſtimmung der Gränzen, über welche der iſraelitiſche Staat nicht hinausgehen ſoll, und große Klugheit in derſelben. Bildung einer ſcharfen Nationalindividualität durch mancherlei Anordnungen S. 262 — 270

§. 7.

Gleichheit der Iſraeliten und großes Anſehen der Familienhäupter unter ihnen als vorzüglichſter Grund der Unähnlichkeit zwiſchen der moſaiſchen und ägyptiſchen Verfaſſung. Repräſentanten des Volkes. Der Landtag. Richter und Schreiber auf demſelben S. 270 — 271

§. 8.

Der Moſaiſche Staat ein Bund von Staaten, ein hierarchiſches Königthum, keine Democratie. Geſetze über den künftigen König und Kapitulationspuncte für denſelben. Große Klugheit in ihnen S. 272 — 276

§. 9.

Kundſchafter nach Canaan geſchickt. Die Verſchwörung Korah's als leicht zu erwartende Erſcheinung. Gefahr für den Staat von Verminderung des Anſehens von Moſes durch ſie S. 276 — 278

§. 10.

Moſes kommt nur bis zur Morgenſeite des Jordans. Seine Ausſichten. Unfähigkeit der Hebräer, ſeine großen Ideen ganz auszuführen, in weltbürgerlicher Hinſicht betrachtet. Sein Tod 278 — 280.

§. 11.

Joſua. Die Niederlaſſung von drittehalb Stämmen auf der Morgenſeite des Jordans, als ein großer Vortheil für die Hebräer beim Uebergange über den Jordan. Erſte Anordnungen Joſua's nach demſelben ein Beweis ſeiner Einſicht in den Geiſt der moſaiſchen Geſetzgebung. Schwierigkeiten und erleichternde Umſtände bei der Eroberung Canaans. Schlaue Politik der Prieſter, vorzüglich bei der Liſt der Einwohner von Gibeon S. 280 — 285

Nach einem entſcheidenden Sieg über die nördlichen Fürſten die Theilung des Landes unter die Stämme. Die Canaaniter werden nicht gänzlich vertilgt. Erſte Urſache des nachherigen Unglücks der Iſraeliten S. 285 — 286

Wohnſitze der Leviten S. 287

Günſtiger Umſtand, daß die hebräiſchen Landleute ſogleich in Dorfſchaften leben müſſen, doch Gefahr von der Trennung der Stämme durch den Jordan S. 287 — 288

§. 12.

Hinderniſſe einer vollkommenen Ausführung der moſaiſchen Ideen. Vermengung fremder Religionen mit dem Jehovadienſte.

Mangel an großen Männern. Krieg gegen den Stamm Benjamin S. 288 — 291

Verluſt der Selbſtſtändigkeit bald dieſer, bald jener Stämme S. 291 — 292

Die ſogenannten Richter S. 292

§. 13.

Geſichtspunct für die Beurtheilung Samuels. Sein Genie, höchſtes Bedürfniß für die Zeitumſtände. Seine oberrichterliche Macht, nicht oberprieſterliche. Der Sehergeiſt S. 293 — 296

§. 14.

Abſicht von Moſes bei Einführung der Propheten. Sie ſollten nur aus den Leviten aufſtehen. Wichtigkeit ihres Berufes, aber auch große Gefahr deſſelben S. 296 — 298

§. 15.

Der erſte König der Iſraeliten. Samuels großes Betragen bei dieſer Revolution, und ſein Geſichtspunct bei der Wahl des Königs. Schwierigkeiten, ehe dieſer allgemein anerkannt wird S. 298 — 300

Samuels legale Kraft bei dem geringſten Ungehorſam Sauls wider das moſaiſche Geſetz S. 300 — 301

§. 16.

Die Einweihung eines Gegenkönigs. Warum dieſer aus dem Stamm Juda? Davids frühere Schickſale. Schöne Freundſchaft zwiſchen ihm und Jonathan in Vergleichung mit dem Character der hebräiſchen Verfaſſung und Nation. Blutbad unter den Prieſtern. Zerrüttung des Geiſtes von Saul. Die Zauberin von Endor und Tod des Königs S. 301 — 304

§. 17.

Theilung der Stämme zwiſchen David und Isboſeth. Allgemeine Herrſchaft des letzten. Jeruſalem, Hauptſtadt, Einfluß derſelben auf die Regierung und das Volk S. 304—306

Popularität Davids. Keim zu bürgerlichen Unruhen im iſraelitiſchen Familienweſen, verſtärkt durch den Character des Königs. Großes Serail deſſelben. Feſtere Ordnung der Staatsverwaltung, durch ihn eingeführt; collegialiſche Verfaſſung für dieſelbe S. 306—310

Feierliche Anerkennung Salomons auf einem Reichstage S. 310

§. 18.

Die früheren Regierungsjahre Salomons, die goldene Zeit der Iſraeliten; Periode des Genuſſes, Erbauung des Tempels. Nothwendiger Verfall des iſraelitiſchen Staates bei ſteigender Cultur, beſchleunigt durch Salomon. Einziger Schutz des Volkes gegen den Druck des Hofes in dem Prophetengeiſt S. 310—315

§. 19.

Gründe der Erwartung einer hohen Cultur der Iſraeliten. Urſachen, warum dieſelbe dürftig blieb. Nicht allmählig gebildete Verfaſſung der Hebräer nach ihren Bedürfniſſen. Mangel an aller Kunſt und an aller Hülfe für die ſittliche Cultur, verknüpft mit Belohnung und Beſtrafung für dieſes Leben; das Todtenreich der Hebräer. Die Leviten, eine Feſſel für die freie Entwickelung. Beziehung der ganzen Cultur auf Moſes und ſein Genie. Schlechte Wirkungen der Heldenperiode auf die Bildung der iſraelitiſchen Nation. Mangel aller epiſchen Poeſie und ächter Proſa S. 316—328

§. 20.

Zertheilung des iſraelitiſchen Staates in zwei Reiche. Nothwendige Einführung fremder Religionen in das Reich Iſrael und unpolitiſches Betragen der Regierung im Reich Juda. Jerobeam und Rehabeam S. 329—331

§. 21.

Gründe, warum ſich das Reich Juda eine längere Dauer als Iſrael verſprechen konnte. Die Propheten von der größten Wichtigkeit in beiden Staaten. Urſachen von einer andern Bildung des Characters derſelben im iſraelitiſchen, als im jüdiſchen Staate. Anführer des Chores der Propheten, aus jenem der genialiſche Elias. Seine Erſcheinung zur gefahrvollſten Zeit. Sein Zögling Eliſa, u. Handlungen beider Seher S. 331—335

Urſache, warum ſie ſich der Gegenkönige nicht häufiger bedienten S. 335

§. 22.

Scheinbar blühender Zuſtand beider Reiche unter Uſia und Jerobeam dem zweiten. Außerordentlicher Luxus und Sittenverderbniß dieſer Zeit, vermehrt durch die Mannichfaltigkeit der Religionen. Unterjochung Syriens durch die aſſyriſche Macht, u. Verbindung des Hofes von Jeruſalem mit dieſer S. 335—338

Propheten im Reiche Juda, und ihr Einfluß auf die Bildung Hiskia's, welcher verſucht, auch die Iſraeliten wieder zur Religion der Väter zurückzubringen S. 338—339

Ende des iſraelitiſchen Reiches und Verpflanzung der Iſraeliten S. 339—340

§. 23.

Der Prophet Jonas macht Epoche im Prophetengeiſte. Der Hirt Amos, der ſanftere Hoſeas. Die glänzenden Ausſichten Micha's S. 339—344

Jeſaias, Schilderung ſeines Geiſtes, ſeiner politiſchen Maximen, ſein Syſtem für die Zukunft, deſſen Grundlage die Ruinen der aſſyriſchen und babyloniſchen Reiche; ſeine prophetiſchen Zeichen; Beſchaffenheit der Erfüllung ſolcher prophetiſchen Weiſſagungen überhaupt S. 344—347

§. 24.

Vertheidigung Jeruſalems wider die aſſyriſche Macht. Das Geſetzbuch in der Originalſchrift. Gefahrvolle Lage der Könige von Juda zwiſchen der ägyptiſchen und babyloniſch-chaldäiſchen Macht. Eroberung Judäa's durch Nebucadnezar, und Wegführung der Juden S. 347—352

§. 25.

Propheten dieſer letzten Zeit der Selbſtſtändigkeit des jüdiſchen Reiches, Zephania, Joel, Habacuk und Obadia. Sie mußten im Tone von Jeſaias fortfahren S. 352

Jeremias, aus einer prieſterlichen Familie. Seine Standhaftigkeit und politiſche Klugheit. Schriftliche Sammlung ſeiner Producte. Seine wehmüthige Reſignation und ſein trauriges Schickſal S. 352—355

Heſekiel am Chaboras. Einfluß ſeiner Lage und des herrſchenden babyloniſch-chaldäiſchen Geſchmackes auf ſeine Weißagungen und ſeine Manier, ſeine bewundernswürdige Kunſt in der Allegorie S. 355—356

Einfluß der Lage und Erziehung Daniels auf ſeine Schriften. Seine Veränderung mit der Idee von Jehovah und Einführung einer Hierarchie von geiſtigen Weſen S. 356—358

§. 26.

Neue Periode im Schickſal der Juden durch Cyrus; Rückkehr eines Theiles derſelben in ihr Vaterland S. 358—360

Großer Unterſchied zwiſchen dieſem Zuge und dem erſten unter Moſes nach Paläſtina. Inwiefern jener ein erhabenes Schauſpiel iſt? S. 360—361

§. 27.

Größtes Hinderniß des Gedeihens der neuen bürgerlichen Einrichtung der Juden in der Eiferſucht der Samariten. Eſra und ſeine Anordnungen. Nehemia S. 361—365

Erlöſchung des alten Prophetengeiſtes, vortheilhaft für die Juden S. 365—366

§. 28.

Urſachen, warum die Veränderung der Welt durch Alexander von Macedonien den Juden nicht angenehm ſeyn konnte. Pſychologiſcher Aufſchluß über das Betragen des Helden in Judäa. Lage deſſelben zwiſchen der ptolemäiſchen und ſeleucidiſchen Monarchie. Griechiſche Ueberſetzung des moſaiſchen Geſetzbuches S. 366—371

§. 29.

Nachahmung griechiſcher Sitten, als Urſache der ſchrecklichen Periode, welche mit Antiochus Epiphanes begann. Einführung der griechiſchen Religion, und wüthende Verfolung der Patrioten. Das Heldengeſchlecht der Maccabäer S. 371—375

Schlacht bei Emaus. Einzug von Judas und ſeinen Helden in Jeruſalem. Wiederherſtellung des Gottesdienſtes S. 375—377

Religionsfreiheit unter Antiochus Eupator S. 377

Bündniß zwiſchen den Juden und den Römern. Jonathan, der Nachfolger von Judas. Bruderfreundſchaft zwiſchen den Juden und Sefaradenern. Unterſuchung, wer dieſe waren?

Simon. Beförderung des Handels. Beſchluß des Volkes zum Vortheil der Maccabäer. Königthum derſelben. Streitigkei-

ten in der königlichen Familie aus der Unbeſtimmtheit des Staatsrechtes entſprungen, und Veranlaſſung dazu, daß Pompejus Schiedsrichter in Judäa wird S. 377 — 386

§. 30.

Entſtehung des Synedriums; Vorſitz des Hohenprieſters in demſelben. Die Synagogen. Urſprung derſelben in den Zeiten Eſra's. Ihre Vervielfältigung und Wirkungen S. 386—388

Die Phariſäer und Sadducäer. Politiſche und religiöſe Partheien einerlei im jüdiſchen Staat. Characteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen den Phariſäern und Sadducäern. Grund, warum die Prieſter und beſonders die Rechtsgelehrten für jene waren. Nothwendige Züge im Character der Phariſäer. Ungerechte Beſchuldigung einer großen Begierde nach Gütern wider dieſelben S. 388 — 390

Vertheidigung der bisherigen Darſtellung der beiden Secten S. 390 — 396

Gänzliche Verſchiedenheit der Eſſäer von ihnen. Zurückgezogenheit derſelben. Geſammteigenthum, tägliches Leben und Sitten der Eſſäer. Ihre mediciniſchen Kenntniſſe. Ihre Lehre vom Schickſal und der Unſterblichkeit. Stufen ihres Ordens. Schwierigkeiten mit der Aufnahme in denſelben verknüpft. Anzahl der Eſſäer. Der größte Theil derſelben unverheirathet, und Urſache davon S. 397 — 401

Vertheidigung der Darſtellung aller drei Secten S. 401

§. 31.

Schluß von dem Geiſte der Eſſäer auf die Einmiſchung fremder Cultur in die jüdiſche. Dennoch große Individualität dieſer letzten S. 402

Einzige Manier, die ein Schriftſteller in dieſer letzten Zeit wählen konnte. Gründe davon. Jeſus der Sirazide, und das Buch der Weisheit, aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet S. 402—404

In beiden Schriften der alte Begriff von Jehovah. Weitere Beſtimmung dieſes Begriffs nach ihren Ideen. Der Gedanke eines künftigen Gerichtes bei ihnen. Keine Aehnlichkeit zwiſchen ihrem Gott und dem Gotte der practiſchen Vernunft. Verwechſelung des Standpunctes der Juden und des Menſchen überhaupt S. 404—405

Unſicherheit in der weitern Ausbildung des Glaubens an Unſterblichkeit bei den ſpäteren Juden. Vermuthung über die Anſicht derſelben im Buche der Weisheit S. 405—407

§. 32.

Allgemeine Betrachtungen über die Geſchichte, den Zuſtand der Juden zur Zeit der Entſtehung der chriſtlichen Religion S. 408—411

Perioden der iſraelitiſchen Geſchichte.

1.

Von den erſten Schickſalen der Abrahamshorde bis zur Errichtung des moſaiſchen Staates in Canaan.

2.

Bis zu dem Verfalle des Oberprieſterthums, der Erſcheinung von Propheten und dem erſten Könige.

3.

Von der Stiftung des Königthumes bis zum Verfall der Jehovahsreligion und der Theilung des hebräiſchen Staates.

4.

Von dieſer Revolution und einer neuen Modification des Prophetengeiſtes bis zum Ende des iſraelitiſchen Reiches.

5.

Bis zum Ende des Reiches Juda.

6.

Bis zur Wiederherſtellung eines jüdiſchen Staates durch Cyrus.

7.

Bis zur Bildung deſſelben durch Eſra und Nehemia.

8.

Von dieſer Bildungsepoche bis zum Einfluß der griechiſchen Sitte auf die jüdiſche Cultur und Wiederherſtellung der Unabhängigkeit durch die Maccabäer,

9.

Bis zum Verluſt derſelben an die Römer.

Werner Schraml
Buchb erei
Münc en 8
Breisacher Str. 8

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Woltmann, Karl Ludwig <<von>>, / Woltmann, Karoline <<von>>, / Dobrovský, Josef,

Karl Ludwig v. Woltmann's sämmtliche Werke

Bd.: 1. Lfg., 1. Bd.

Leipzig 1818

Opp. 581 r-1,1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604808-2